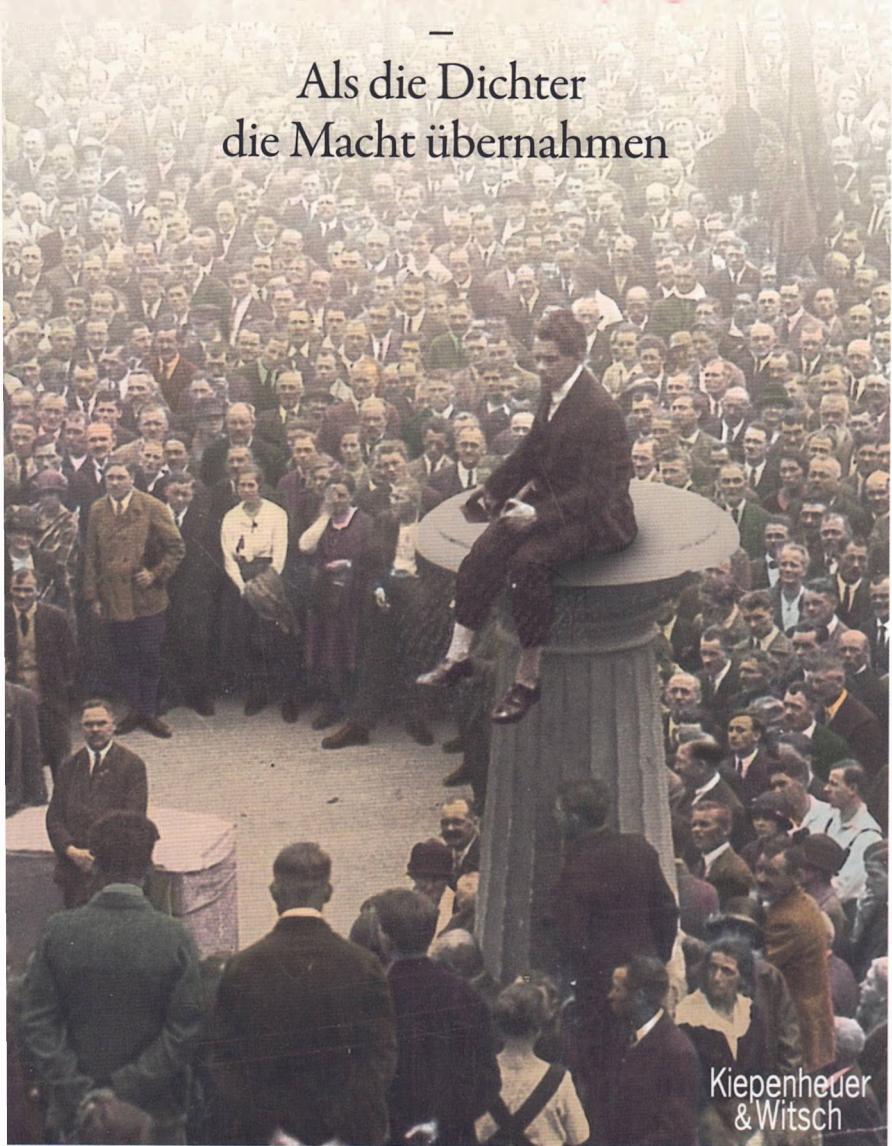


Volker Weidermann

Träumer

—
Als die Dichter
die Macht übernahmen



Kiepenheuer
& Witsch

1918/19, Revolution in München, Räterepublik!
Ernst Toller, Thomas Mann, Erich Mühsam,
Rainer Maria Rilke, Oskar Maria Graf – alle sind
vor Ort. Die Träume vieler Dichter von direkter
Demokratie und sozialer Gerechtigkeit scheinen
urplötzlich paradiesische Wirklichkeit ...
Wie in seinem gefeierten internationalen Bestseller
»Ostende« verwandelt Volker Weidermann
einen geschichtlichen Moment in eine mitreißende
Erzählung aus der Perspektive der historischen
Protagonisten: spannend wie ein Thriller – und
doch ist nichts erfunden.

»Lustig, aufregend, viel Neues, tolle
Recherche. Das wird Furore machen.«
Hans Magnus Enzensberger



Wann gab es das schon einmal – eine Revolution, durch die die Dichter an die Macht gelangten? Doch es gab sie, die kurzen Momente in der Geschichte, in denen alles möglich erschien ...

Von einem solchen Ereignis, der Münchener Räterepublik, erzählt Volker Weidermann so mitreißend, dass der Leser zum Augenzeugen der turbulenten, komischen und tragischen Wochen zwischen November 1918 und April 1919 wird, die München, Bayern und Deutschland erschütterten. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Absetzung des bayerischen Königs beginnt der magische Moment, in dem alles möglich erscheint: radikaler Pazifismus, direkte Demokratie, soziale Gerechtigkeit, die Herrschaft der Fantasie. An der Spitze der Rätebewegung stehen die Schriftsteller Ernst Toller, Gustav Landauer und Erich Mühsam, die Literatur in Wirklichkeit verwandeln wollen. Doch auf die Tage euphorischer Aufbruchstimmung folgt rasch Ernüchterung ...

In rasantem Tempo und aus der Perspektive von Beteiligten und Beobachtern vor Ort wie Thomas Mann, Klaus Mann, Rainer Maria Rilke, Adolf Hitler, Victor Klemperer oder Oskar Maria Graf entsteht so ein historischer Thriller über ein einzigartiges Ereignis der deutschen Geschichte. Und der Traum von direkter Demokratie und sozialer Gleichheit, den die Räterepublik träumte, berührt und beschäftigt uns bis heute.



Volker Weidermann

geboren 1969 in Darmstadt, Studium der Politikwissenschaft und Germanistik in Heidelberg und Berlin. Er ist Autor beim *SPIEGEL* und Gastgeber des »Literarischen Quartetts« im ZDF. Bei Kiepenheuer & Witsch sind bisher erschienen: »Lichtjahre. Eine kurze Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis heute« (2006), »Das Buch der verbrannten Bücher« (2008), »Max Frisch. Sein Leben, seine Bücher« (2010), »Ostende, 1936« (2014), »Dichter treffen. Begegnungen mit Autoren« (2016).

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv: © Bayerische Staatsbibliothek
München/Bildarchiv
Autorenfoto: © Elke Dörfel



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv: © Bayerische Staatsbibliothek München/Bildarchiv

Autorenfoto: © Elke Dörfel

Gesetzt aus der Caslon Pro

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

ISBN 978-3-462-04714-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Der Schuss

Natürlich war es ein Märchen gewesen, nichts als ein Märchen, das für ein paar Wochen Wirklichkeit geworden war. Und jetzt war es eben vorbei. Es wäre lächerlich, sich noch weiter an die Macht zu klammern. Die Wahlergebnisse im Januar waren einfach zu niederschmetternd gewesen. Zweieinhalb Prozent, das war ja ein Witz, ein grauenvoller, schlechter Witz. Seitdem war er in der Presse nicht nur diesem wahnsinnigen Hass, sondern auch Hohn und Spott ausgeliefert. Ein Volkskönig ohne Volk, ein Narr auf dem Königsthron, unbayerischer Spinner, Jude von irgendwo.

Kurt Eisner hatte aufgegeben. Noch bis tief in die Nacht hatte er mit seinem Erzfeind Erhard Auer, dem Führer der Sozialdemokraten, verhandelt. Ach, was heisst verhandelt. Es gab ja nichts, was er ihm noch hätte entgegenhalten können. Den Posten des Botschafters in Prag hatte Auer ihm angeboten, er hätte auch Konsulatssekretär in Australien sagen können. Es war vorbei. Er hatte seine Weltsekunden gehabt und er hatte getan, was er konnte, um das Königreich Bayern in eine Volksrepublik umzuwandeln, in ein Land der Solidarität und Menschenfreundlichkeit. Ein Traum, wie er da plötzlich in der Nacht vom 7. auf den 8. November auf dem Stuhl des Ministerpräsidenten gesessen hatte. Manchmal musste man einfach schlau sein und den Moment erkennen, wenn er da war. Und am 7. November 1918 war er da.

Es war ein sonniger Nachmittag, Zehntausende Soldaten, Ge-

werkschafter, Arbeiter und Matrosen hatten sich am westlichen Hang der Theresienwiese versammelt. Die Stimmung war angespannt, Innenminister Friedrich von Brettreich hatte in der ganzen Stadt die Mitteilung plakatieren lassen, die Ordnung sei gesichert. SPD-Mann Erhard Auer persönlich hatte ihm das am Tag zuvor versichert. Es werde keine Revolution ausbrechen, Kurt Eisner, Reichstagskandidat der Unabhängigen Sozialdemokraten, der seit Tagen die kommende Revolution beschwöre, werde «an die Wand gedrückt», so hatte Auer sich ausgedrückt. Er habe die Lage im Griff.

Nichts hatte er im Griff. Es war ein gigantisches Durcheinander an diesem Nachmittag, es kamen immer mehr Zuhörer, immer mehr Soldaten aus den Kasernen, die meisten hatten ihre Rangabzeichen abgerissen. Die Männer – und einige wenige Frauen – standen in einzelnen Gruppen herum, versammelten sich mal um den einen, mal um den anderen Redner. Auer hatte sich den besten Platz gesichert, direkt auf der grossen Freitreppe vor der Bavaria. Aber als die Massen merkten, dass er sie nur beschwichtigen wollte, sie auf eine ferne Zukunft verträsten wollte, zogen sie weiter zu den anderen Rednern weiter unten am Hang.

Ganz unten stand Kurt Eisner. Er schrie beinahe, warf die Arme in die Luft. Immer mehr Menschen sammelten sich um den Mann mit den langen grauen Haaren, dem Zwicker, dem wilden Bart und dem grossen Hut. Er hatte unter denen, die auf die Revolution hofften, einen guten Ruf, hatte im Januar den Streik der Munitionsarbeiter organisiert, war dafür ein halbes Jahr ins Gefängnis gekommen.

Er redete nicht besonders mitreissend, seine Stimme war kratzig, hell. Es kostete ihn einige Mühe, die anderen Redner zu überhören. Aber die Zuhörer spürten: Der ist heute unser Mann. Der

schickt uns nicht wieder nach Hause. Der spürt die Energie des Tages, die Wut, den Willen, dass endlich etwas Entscheidendes geschehen muss. Den König hatte man am Vormittag noch durch den Englischen Garten spazieren sehen. Ja, wie lange wollte der denn noch spazieren? Wie lange noch regieren?

Ein junger, radikaler Kriegsgegner im schwarzen Mantel und mit derben Gesichtszügen, ein Bäckerssohn aus Berg am Starnberger See, Arbeiter in einer Münchner Keksfabrik, seit einigen Wochen erfolgreicher Schwarzhändler, der Gedichte schrieb und Literaturkritiken für die «Münchner Neuesten Nachrichten», steht jetzt auch gebannt vor Eisner und hört ihm zu. Es ist Oskar Maria Graf. Er ist mit seinem Freund da, dem Maler Georg Schrimpf, der das Titelbild zu Grafs erstem Gedichtband «Die Revolutionäre» gemacht hat. «Spruch» heisst ein kurzer Text darin:

*«Manchmal kommt es, dass wir Mörder sein müssen,
denn Demut hat uns alle nur geschändet
und Zeit zerfloss uns, von zu vieler Müdigkeit umwölbt.
Qualhart und fronüberbürdet
Knirscht der Söldling des Geschicks
Und wirft sich blind in die strömende Flut
läuternden Triebs
um als wachwunder Büsser wieder aufzustehn,
wissend um seine endliche Sendung... »*

Die beiden waren fast zwei Jahre lang bei den vorrevolutionären Montagstreffen im Gasthaus «Zum goldenen Anker» in der Ludwigsvorstadt gewesen, wo Kurt Eisner regelmässig gesprochen

hatte. Daher kennen sie ihn, aus halber Ferne immerhin. «Herrgott, heut ist ja ganz München da», sagt Graf, «da wär doch was zu machen! Hoffentlich gehen sie heut nicht wieder heim und tun nichts.» Ein bärtiger Hüne in Uniform hat das gehört, lächelt überlegen und sagt: «Nana, heut gehen wir net hoam ... Heut geht's ganz woandershin ... Gleich wirds losgehn.»

In diesem Moment schreien die Leute ringsumher «Frieden!». Und «Hoch die Weltrevolution!». Und «Hoch Eisner!». Dann ist es für eine Minute still und von weiter oben, von der Bavaria, wo der beschwichtigende Auer spricht, dringt Beifall herüber. Eisners Vertrauter Felix Fechenbach, ein fünfundzwanzigjähriger Dichter mit weichem Gesicht und zartem Bart, ruft in die Menge: «Genossen! Unser Führer Kurt Eisner hat gesprochen. Es hat keinen Zweck mehr, viele Worte zu verlieren! Wer für die Revolution ist, uns nach! Mir nach! Marsch!»

Mit einem Schlag drängt die Masse voran, den Hang hinauf Richtung Westend. Weiter geht es, an Geschäften mit heruntergezogenen Läden vorbei, in Richtung Kasernen. Graf und sein Freund Georg, den alle Schorsch nennen, marschieren beinahe an der Spitze des Zuges, nur fünf Schritte von Eisner entfernt. Graf wird ihren plötzlichen Anführer später so beschreiben: «Er war blass und schaute todernst drein; nichts redete er. Fast sah es aus, als hätte ihn das jähe Ereignis selbst überfallen. Ab und zu starrte er gerade vor sich hin, halb ängstlich und halb verstört. Arm in Arm mit dem breitschultrigen, wuchtig ausschreitenden blinden Bauernführer Gandorfer ging er. Diese Gestalt bewegte sich viel freier, derb auftretend, fest, und so eben, wie ein bayrischer Bauer dahingeht. Um die beiden herum war der Stosstrupp der Getreuesten.»

Sie werden immer mehr. Die Schutzleute haben sich zurückgezogen, Fenster gehen auf, Menschen schauen heraus, stumm, neugierig. Die ersten Bewaffneten schliessen sich an, die Stimmung ist munter, es ist, als gingen sie zu einem Fest. Einer erzählt, die Matrosen hätten die Residenz eingenommen, aufbrausender Jubel, die Stimmung steigt.

Wohin marschieren sie? Es scheint, der bleiche, entschlossene Führer folgt einem Plan. Zielstrebig geht es weiter stadtauswärts. Irgendwann steckt die Menge in einem dunklen Gang. Halt!, schreit es von vorn. Wo sind sie hier? Eine Schule?

Es ist die Guldeinschule, die in den letzten Jahren als Kriegskaserne genutzt wurde. Ein erster Schuss fällt, es droht Panik, einige stürmen in die Schule hinein, die meisten drängen wieder heraus. Einige Zeit später wird ein Fenster oben im Schulgebäude aufgerissen, einer schwenkt eine rote Fahne und schreit: «Die Mannschaft hat sich für die Revolution erklärt! Alles ist übergegangen! Weitergehen, marsch, marsch! Weiter!»

Das ist der Moment. Von jetzt geht alles wie von selbst. Immer mehr Soldaten schliessen sich an, die Epauletten haben sie sich von den Schultern gerissen, rote Tücher umgebunden, eine neue Gemeinschaft formiert sich. Kinder begleiten johlend die Gruppe. Einmal kommt ihnen ein Soldat entgegen, der sein Rangabzeichen noch auf den Schultern trägt, ein Zahlmeister. Sie reissen ihm die Epauletten ab, schubsen ihn hin und her, ein Hüne will ihn sich greifen. Der Mann fängt an zu heulen und der bullige Oskar Maria Graf greift ein: «Lass ihn laufen! Der kann auch nichts dafür!» Der Hüne lässt sich mühsam beruhigen, gibt Graf murmelnd recht, aber sagt dann auch: «Aba, woasst ös, gor a so menschli derf ma net sei!»

Es geht weiter von Kaserne zu Kaserne. Das Vorgehen ist immer gleich. Einige Männer gehen hinein, draussen warten Eisner und die anderen, irgendwann öffnet sich ein Fenster und eine rote Fahne weht heraus. Jubel auf der Strasse, Warten auf die eigenen Leute und die, die sie mitbringen aus der Kaserne, und weiter geht es.

Nach einer Weile teilt sich die Gruppe. Es heisst, die Maximilian-II.-Kaserne an der Dachauer Strasse werde Schwierigkeiten machen. Dort werde geschossen. Das treibt die Truppe um Oskar Maria Graf richtig an, sie eilen weiter. Als der Posten am Eingang die Männer erblickt, wirft er sein Gewehr weg und läuft davon. Die Revolutionäre gehen hinein, auf dem Kasernenhof hat ein Offizier eine kleine Truppe vor sich Aufstellung nehmen lassen und kommandiert Übungen, er steht mit dem Rücken zum Eingangstor. Er kommt nicht mal dazu, sich umzudrehen, einer schlägt ihm mit aller Gewalt auf den Kopf und treibt ihm den Helm bis tief unter die Ohren. Im selben Moment lassen die Soldaten ihre Waffen fallen und laufen zu den Revolutionären über. «Aus ist's! Revolution! Marsch!», rufen sie.

Es war turbulent, schnell, in all der Erschöpfung der Menschen eine plötzliche Energie. Mehr als vier Jahre hatte der verdammte Krieg gedauert. Er durfte nicht einfach nur vorbeigehen und die Menschen in dieser Dämmerung zurücklassen. Es musste, es musste aus dieser Dunkelheit etwas Helles, Neues entstehen.

Ein Äpler juchzte wie beim Schuhplatteln, ein Soldat am Rande der Menge rief in einer spontanen Rede zur Bildung von Soldatenräten auf. Die Menge eilte weiter, zum Militärgefängnis, Soldaten schlugen mit Beilen und Gewehren auf das verschlosse-

ne Tor ein, das schliesslich wie von allein aufsprang. Graf erinnerte sich später: «Noch heute sehe ich, wie sich die Zellentüren öffnen und die Häftlinge herauskommen. Einer schaute uns gross und fremd an, zuckte und fing plötzlich herzerreissend zu schluchzen an. Dann fiel er matt einem kleinen Mann an die Brust und klammerte sich an ihn. In einem fort heulte er: ‚Da – ankschön! Dankschön! ... Vergelt s Gott, vergelt s Gott!‘»

Zelle auf Zelle wird geöffnet. Die Gefangenen strömen heraus, schliessen sich an, jetzt geht es endlich Richtung Innenstadt. Am Isartorplatz stürmt Graf in einen Friseursalon, wo Nanndl, eine Freundin, arbeitet, er ruft ihr zu: «Revolution! Revolution! Wir sind Sieger!» Sie strahlt, lässt die Brennschere fallen, da ist Graf schon wieder weg.

Die Gruppen teilen sich, am Rande des Weges werden immer wieder Reden gehalten, die Strassen der Münchner Altstadt werden zu eng. Wohin weiter? Wo wird die Republik ausgerufen?

Graf und Schorsch haben den Anschluss verloren. Sie gehen über die Isar, zum Franziskaner in der Au. Es heisst, Eisner werde hier später sprechen. Sie bestellen Wurst und Bier, bereit für Eisners revolutionäre Rede. Aber hier herrscht nur Gemütlichkeit. «Wally, an Schweinshaxn!», ruft einer. Von Politik, von Räten, vom König, vom Krieg redet hier keiner. Nur Bier und Wurst und Tabak. Lässt sich hier niemand aus der Ruhe bringen? Was sind die Bayern doch für ein gemütliches Volk!

Als die zwei Revolutionäre satt und froh den Franziskaner verlassen und zurück Richtung Altstadt gehen, herrscht reges Treiben auf den Strassen. Jeder weiss ein Gerücht. Vor der Residenz spazieren Spaziergänger umher. Ist der König noch da? Werden sie ihn ein letztes Mal sehen? Werden sie dabei sein, wenn der

letzte Wittelsbacher sein Stadtschloss verlässt, in dem die Familie 900 Jahre ununterbrochen regiert hat? Oskar Maria Graf genießt die neue Luft und die Möglichkeiten, die über der Stadt liegen, und vor allem das nahe Ende dieses langen, langen Krieges.

Währenddessen ist der grosse Trupp ins Mathäserbräu zwischen Hauptbahnhof und Stachus weitergezogen. Neun Uhr abends, auch hier Wurst und Bier und Schweinshaxn, aber keine Gemütlichkeit, sondern laute Emsigkeit, freudige Konzentration, Unglaube und Entschlossenheit. Ein Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat wird gewählt, Organe der Selbstverwaltung nach Vorbild der russischen «Sowjets».

Der blinde Bauernführer Ludwig Gandorfer ist immer an Kurt Eisners Seite. Eisner will die Bauern unbedingt an der neuen Regierung beteiligen. Die Versorgungslage in München ist schon lange schwierig. Wenn die Bauern nicht auf der Seite der Revolution sind und die Menschen hungern, dann ist die Revolution schon nach wenigen Tagen am Ende.

Draussen vor dem Mathäserbräu fahren Laster mit Gewehren und Munition an und ab. Soldaten und Arbeiter kommen hinzu, werden bewaffnet und vom Revolutionsrat in kleinen Gruppen zu den öffentlichen Gebäuden der Stadt geschickt, um sie zu besetzen.

Ministerien, Hauptbahnhof, Generalkommando, ein Ort nach dem anderen fällt in die Hand der Revolutionäre. Männer mit roten Binden eilen durch die Stadt. München soll rot werden, rot und neu und friedlich und frei.

Im Palais der Wittelsbacher, dem Wohnsitz von Ludwig III. und seiner Familie, herrscht Chaos, Auflösung, Entsetzen, Fassungs-

losigkeit. Wo ist die Residenzwache? Aufgelöst. Wo sind die königlichen Truppen, die den Spuk da draussen beenden? Ministerpräsident von Dandl und Innenminister von Brettreich erstatten dem König Bericht. Nein, das sei nicht vorherzusehen gewesen. Ja, der Führer der Sozialdemokraten, der Auer, habe ihnen versichert, dass es zu keiner Revolution kommen würde. Nein, da sei jetzt nichts mehr zu machen und das Beste werde sein, der König und seine Familie verlassen sofort die Stadt.

Es geht jetzt rasend schnell. Die Königin ist krank, Fieber, eben noch war der Leibarzt bei ihr. Hilft ja alles nichts. Wohin sollen sie fliehen? Die Wahl fällt auf Schloss Wildenwart in der Nähe des Chiemsees. Aber wie dahin gelangen? Der erste Chauffeur ist zu den Revolutionären übergelaufen. Der zweite ist bei seiner kranken Frau. Er wird herbeigerufen. Die kranke Königin erfährt am Toilettentisch von der bevorstehenden Flucht. Der König lässt sich von einem alten Garderobier in seinen grauen, mit Opossumfell gefütterten Jägermantel helfen, nimmt eine Schachtel Zigarren unter den Arm und ist reisefertig. Dazu kommen die Prinzessinnen Helmtrud, Hildegard, Gundelinde und Wiltrud, die Königin, zwei Hofchargen, eine Baronin und die Kammerfrau. Im Schutz der Dunkelheit verlässt die kleine königliche Gruppe heimlich die Stadt.

Kurt Eisner und seine Getreuen haben das Mathäuserbräu inzwischen verlassen und machen sich auf den Weg in Richtung Landtag in der Prannerstrasse. Der Nachtportier des verwinkelten Gebäudes stellt sich ihnen mit einem grossen Schlüsselbund in der Hand in den Weg. Nein, er lasse hier jetzt niemanden rein, mitten in der Nacht, und die Schlüssel behalte er selbst. Da tritt ein Ar-

beiter vor und klopft ihm auf die Schulter: «Mensch, mach doch kein Theater! Weisst du denn noch nicht, wie viel die Uhr geschlagen hat?» Der verwirrte Portier blickt auf seine Uhr, um nachzuschauen, da wird der Arbeiter ungeduldig, sagt, nein, er wolle nicht die Uhrzeit wissen, er sei ja ganz schön vertrottelt, der Herr Portier, und nimmt ihm den Schlüsselbund aus der Hand.

Der Schlüsselwächter bleibt konsterniert zurück, die kleine revolutionäre Truppe macht sich auf in Richtung Sitzungssaal, der Arbeiter probiert ein paar Schlüssel, findet endlich den richtigen und sie gehen hinein, Eisner direkt und zielstrebig und mit völliger Selbstverständlichkeit auf die Präsidententribüne hinauf. Neben ihm Felix Fechenbach und der Dramatiker und Journalist Wilhelm Herzog, Ehemann der gefeierten Filmdiva Erna Morena und vor wenigen Momenten von Eisner als Pressereferent der neuen Regierung eingesetzt.

Eisner lässt sich auf den Präsidentenstuhl fallen, Fechenbach und Herzog direkt neben ihm auf die Stühle der Schriftführer. Arbeiter und Arbeiterinnen strömen in den Saal, einige Frauen mit roten Schirmen. «Es war ein pittoreskes Bild», wird sich Herzog später erinnern. Der Lärm, die Aufregung, das Tuscheln, das Rufen, die Erwartung, der Unglaube, die Freude, das bayerische Parlament mitten in der Nacht.

Kurt Eisner blickt hinab auf all die Menschen. Er streicht sich die langen Haare zurück. Er ist aufgestanden, gleich wird er reden, wird sich zum provisorischen Ministerpräsidenten ausrufen und Bayern zum Freistaat erklären.

Aber einen Moment lang schaut er nur. Denkt er zurück? An seine Anfänge als Schriftsteller, sein erstes Buch über Friedrich

Nietzsche, 1892, als erst wenige über diesen Mann und seine Philosophie geschrieben hatten? An seine Auseinandersetzung mit Nietzsches «Religion der Härte», wie er es genannt hatte, der «aus Menschenhass Antisozialist» gewesen sei? Für ihn, Eisner, war dagegen damals schon der Sozialismus «ein klares, erreichbares Ziel».

Er hatte beim Depeschenbüro Herold als Journalist gearbeitet, dann bei der «Frankfurter Zeitung» als Hilfskorrektor, damals aber schon vom Ehrgeiz nach Höherem getrieben. Er wollte Bücher rezensieren, Leitartikel schreiben, er bat um ein Gespräch bei Leopold Sonnemann, dem Gründer des renommierten Blattes. Ohne Erfolg.

Eisner ging zur «Hessischen Landeszeitung» nach Marburg, schrieb dort landesweit beachtete Texte, in denen er leichthändig über die wilhelminische Politik, das Junkertum und das Feudalsystem spottete. Als er Anfang 1897 einmal zu leichthändig gespottet hatte, kam er wegen Majestätsbeleidigung für neun Monate ins Gefängnis Plötzensee. In seinem Text hatte er geschrieben: «Mit einem Volk von freien, strengen und anspruchsvollen Richtern werden wir vielleicht selbst Könige werden.»

Dachte er jetzt an diese Zeilen, als er sich plötzlich auf dem Thron wiederfand? Oder an die Zeit nach seiner Haft? Er war direkt danach vom «Vorwärts» engagiert worden, der mächtigen sozialdemokratischen Parteizeitung. Er verantwortete die Sonntagsbeilage, schrieb Texte, die er selber «Sonntagsplaudereien» nannte. Privates und Politisches, über Familie und Partei.

Aber er hatte viele Feinde in der Parteizeitung, vor allem unter den Mächtigen und Funktionären. Rosa Luxemburg, Victor Ad-

ler, Karl Kautsky, Franz Mehring, sie nannten ihn einen Schwärmer, einen Verrückten, einen Fantasten, einen schöngeistigen Literaten. Als er einmal eine Rede August Bebels überschwänglich gelobt hatte, schrieb ihm Bebel, dass er sein Lob für übertrieben halte und ihn sein Enthusiasmus peinlich berühre. 1905 flog er beim «Vorwärts» raus.

Er schrieb dann für die «Fränkische Tagespost» und die «Münchener Post» und zog mit seiner Familie nach München. In den letzten Jahren war er immer öfter als öffentlicher Redner gegen den Krieg aufgetreten. Seine eigene Partei, die SPD, war Kriegspartei, sie hatte die Kriegskredite im Parlament bewilligt und Opposition dagegen galt auch in ihren Reihen als Vaterlandsverrat.

Dann, im April 1917, kam es zum Bruch. In Gotha gründete sich die neue Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, USPD. Hauptziele der neuen Partei: Beendigung des Krieges und Wiedergewinnung des Vertrauens der Internationalen. Kurt Eisner war auf dem Gründungsparteitag dabei gewesen, hatte immer wieder das Wort ergriffen und war eine der führenden Persönlichkeiten der neuen Antikriegspartei geworden.

Und jetzt war der Krieg tatsächlich vorbei! Endlich vorbei! War jetzt alles plötzlich Wirklichkeit geworden? War die Kunst Wirklichkeit geworden? Seine Träume von der Kunst, über die er in all seinen Theaterkritiken geschrieben hatte? Seine Rede damals in Berlin, als er über Beethovens neunte Symphonie sprach und sich erinnerte: «Am 18. März 1905 wurde zum Gedächtnis der Märzrevolution und Friedrich Schillers in einem Berliner Brauereisaal, mitten im Arbeiterviertel, Beethovens neunte Symphonie vor Proletariern aufgeführt. Zum ersten Mal wohl in der

Geschichte. An die 3'000 Menschen sassen dichtgedrängt im überfüllten, heissen Saal, lautlos, in tiefster Andacht, um Verständnis sich mühend.» Das Proletariat, so führ er fort, sei zu reif und stark geworden, als dass es sich in den grossen künstlerischen Dingen weiter bevormunden liesse. «Überall strebt es nach dem Höchsten und greift nach den Sternen.» Und: «Aus dem Tiefsten quoll das erlöste Gefühl. Freude!»

Damals hatte er all seine Träume und Überzeugungen in diesen Text über Beethoven hineingelegt. Alles, wofür er kämpfen wollte. «Die Kunst ist nicht mehr Flucht aus und vor dem Leben, sondern das Leben selbst», hatte er gerufen. Und am Ende seine Vision: «Wenn die Menschheit, durch den Kampf des proletarischen Sozialismus befreit und gereift, dereinst an dem Welthymnus der Neunten erzogen wird, wenn sie zum Katechismus ihrer Seele wird, dann erst ist Beethovens Kunst zur Heimat zurückgekehrt, aus der sie floh: zum Leben.»

Sein neues Buch, das er in der Zeit der Haft nach dem Streik in den Munitionsfabriken fertiggestellt und zum Druck vorbereitet hat, soll den Titel «Die Träume des Propheten» tragen. Ja, Kurt Eisner ist ein Träumer und ein Prophet. Und er hat auf diesen Moment im bayerischen Landtag ein Leben lang hingeschrieben und gekämpft.

Er muss sich sammeln. Er muss jetzt seine Rede halten. Fechenbach neben ihm ist etwas nervös. Eisner ist kein guter Redner. Er denkt zu viel nach und ist zu unstrukturiert, er verhaspelt sich zu oft, überrascht vom eigenen Pathos.

Aber dann fängt Kurt Eisner an zu reden, sicher, klar, deutlich, «mit einem so feurigem Temperament, dass die Wirkung seiner Worte auf allen Gesichtern zu lesen war». Zwanzig Minuten redet er völlig frei. Auch die beiden Männer neben ihm auf den

Schreibführer-Stühlen sind so gebannt vom Augenblick, dass sie nicht mitschreiben. Keiner schreibt mit. Die revolutionäre Rede Kurt Eisners, in der er Bayern zum Freistaat und sich selbst zum Regierungschef erklärte, ist nicht dokumentiert.

An einige Sätze erinnert sich Herzog später. So fing Eisner an: «Die Bayrische Revolution hat gesiegt. Sie hat den alten Plunder der Wittelsbacher Könige hinweggefegt.» Und dann übergibt er sich selbst die Macht: «Der, der in diesem Augenblick zu Ihnen spricht, setzt Ihr Einverständnis voraus, dass er als provisorischer Ministerpräsident fungiert.» Unten in den Bänken bricht Jubel aus. Eisner nimmt das als Bestätigung, er ist jetzt Ministerpräsident, er redet weiter, fordert alle zu Einigkeit und Friedlichkeit auf.

Als er geendet hat, lässt er sich auf den Präsidentenstuhl fallen. Dann winkt er Herzog heran und flüstert ihm ins Ohr: «Wir haben ja das Wichtigste vergessen. Die Proklamation. Entwerfen Sie bitte den Text. Aber schnell. Wir gehen dann in ein Nebenzimmer und sehen ihn zusammen durch.»

Während Wilhelm Herzog die Proklamation entwirft und Eisner versonnen auf sein Volk blickt, fährt weit draussen auf der Truderinger Landstrasse die königliche Familie langsam in Richtung Rosenheim. Es ist nebelig, der Fahrer kann kaum die Strasse erkennen, als der Wagen plötzlich vom Wege abkommt und in einem Kartoffelacker steckenbleibt. Alle Bemühungen, den Wagen wieder flottzukriegen, scheitern. Der König mit seinen Zigarren, seiner Frau und seinen Töchtern kommt nicht weiter. Der Fahrer macht sich zu Fuss auf den Weg, um Hilfe zu holen. Die königli-

che Familie bleibt allein in völliger Finsternis auf dem Acker zurück. Irgendwann kommt der Chauffeur mit einigen Soldaten, die in einem nahegelegenen Bauernhof übernachtet hatten, und einigen Pferden zurück. Auch eine Petroleumlampe hat er dabei. Die kranke Bäuerin, die er auf dem Hof antraf, wollte sie ihm nicht geben, für zwanzig Mark konnte er sie ihr schliesslich abkaufen. Die Pferde ziehen den Wagen aus dem Acker, er droht zunächst auf der anderen Strassenseite gleich wieder zu versinken, aber schliesslich gelingt es doch. Vorsichtig und leise geht es weiter durch die Nacht.

Um vier Uhr am nächsten Morgen trifft die Familie in Wildenwart ein. Als Königsfamilie waren sie losgefahren, als Teil des Volkes kommen sie an.

«Die Dynastie Wittelsbach ist abgesetzt», heisst es am Ende der Proklamation, die Wilhelm Herzog in einem Nebenzimmer des Sitzungssaals aufgesetzt hatte. Er war damit kurz vor Mitternacht zu Kurt Eisner geeilt, der hatte sie gelesen und, zur Überraschung Herzogs, weitgehend gut gefunden. Nur zwei, drei Sätze hatte er ändern wollen. Nun hiess es: hinaus damit, an die Telegrafenamter, in die Zeitungsredaktionen. Handschriftlich fügte Eisner noch hinzu: «Auf der 1. Seite (Titelseite) zu veröffentlichen.»

«Volksgenossen!», so stand es in Riesenbuchstaben oben auf der Seite. «Um nach jahrelanger Vernichtung aufzubauen, hat das Volk die Macht der Zivil- und Militärbehörden gestürzt und die Regierung selbst in die Hand genommen. Die Bayerische Republik wird hierdurch proklamiert.»

Ob Eisner beim Blick auf das Grüppchen, das noch im Sitzungssaal ausharrte, selbst kurz Zweifel kamen, ob es sich hierbei

nun wirklich um «das Volk» handelte? Vielleicht nicht. Das Glück war zu gross, die Möglichkeiten der Traumverwirklichung waren zu plötzlich und zu leicht zu ihm gelangt. Und es gab jetzt auch viel zu viel zu tun, um lange nachzudenken.

Da stürmt zum Beispiel der verantwortliche Hauptschriftleiter der «Münchener Neuesten Nachrichten», der grossen Münchener Tageszeitung, in den Landtag. Er wird nicht vorgelassen, ein Arbeiter bringt Eisner die Visitenkarte des aufgebrachten Mannes. «Reden Sie mit ihm», sagt Eisner zu Wilhelm Herzog. «Und übrigens, wir haben ja noch gar keinen Mann für die Pressezensur. Das machen Sie natürlich auch ab sofort.» Und er schreibt auf ein Zettelchen den neuen Posten, den er sich für Herzog ausgedacht hat. Spontaner Dienstausweis für den Oberzensor der neuen Volksrepublik.

Gut, ja, Herzog ist einverstanden, er eilt zu dem tobenden Chefredakteur hinaus, der sprudelt hervor, der ganze Verlag und die Druckerei seien besetzt, es sei eine Katastrophe, wenn das so bliebe, könne das Blatt am nächsten Tag nicht oder nicht pünktlich erscheinen und das wäre das erste Mal seit der Gründung im Jahr 1848.

«Na ja», sagt Herzog, «es hat seitdem ja auch keine Revolution gegeben in Bayern.» Ausserdem sei das jetzt wirklich nicht so eine schreckliche Katastrophe, wenn die Leser einmal in ihrem Leben die Zeitung erst um neun oder zehn statt um sechs Uhr im Kasten hätten: «Dann merken die Leute immerhin, dass sich was geändert hat.»

Der Oberzensor bekommt Kopien der Proklamation ausgehändigt. Er reicht ein Exemplar an Hauptschriftleiter Müller weiter, trägt ihm auf, dies zu drucken, und sagt, sein Blatt könne wie gewohnt erscheinen.

Aber wie? Es ist doch immer noch alles von diesen ungehobelten Leuten mit den roten Binden besetzt. Als Müller in die Redaktionsräume und die Druckerei zurückkehrt, stellt er allerdings fest, dass schon wieder alles in geordneten Bahnen verläuft. Die Revolutionäre lassen das nächtliche Handwerk geschehen.

Doch wohin jetzt noch mit der Proklamation? Der diensthabende Redakteur an den Maschinen hat eine Idee. Auf der zweiten Seite ist doch bisher eine ganzseitige Anzeige. Er stoppt die Maschinen, setzt die bisherige Seite eins auf Seite zwei und auf Seite eins kommt, wie von der neuen Regierung befohlen, die Nachricht des Tages: «An die Bevölkerung Münchens!», so fängt es an, schildert kurz die Ereignisse der Nacht aus der Sicht der Revolutionäre, dann steht da: «Bayern ist fortan ein Freistaat. Eine Volksregierung, die von dem Vertrauen der Massen getragen wird, soll unverzüglich eingesetzt werden.» Und weiter: «Eine neue Zeit hebt an! Bayern will Deutschland für den Völkerbund rüsten. Die demokratische und soziale Republik Bayern hat die moralische Kraft, für Deutschland einen Frieden zu erwirken, der es vor dem Schlimmsten bewahrt.»

Auch beschwichtigend und beruhigend soll dieser Text an die Bevölkerung wirken, man versichert, dass «strengste Ordnung» durch den Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat gesichert werde. «Die Sicherheit der Personen und des Eigentums wird verbürgt.» Es ist ein Aufruf an alle, an alle Menschen von München: «Arbeiter, Bürger Münchens! Vertraut dem Grossen und Gewaltigen, das in diesen schicksalsschweren Tagen sich vorbereitet! Helft alle mit, dass sich die unvermeidliche Umwandlung rasch, leicht und friedlich vollzieht ... Jedes Menschenleben soll heilig sein.

Bewahrt die Ruhe und wirkt mit an dem Aufbau der neuen Welt!»
Unterzeichnet von Kurt Eisner, in der Nacht zum 8. November
1918, im bayerischen Landtag.

Kurz zuvor, gegen Mitternacht, war der Führer der Sozialdemokraten Auer in Begleitung des Gewerkschaftssekretärs Schiefer bei Innenminister Brettreich erschienen. Der Minister hatte Auer zu sich gebeten. Hatte er von diesem nicht sein Wort bekommen, dass an diesem Tag keine revolutionäre Erhebung zu befürchten sei? Dass alles ruhig bleiben würde? Eine Kundgebung, eine Musik, und dann gehen alle schön und friedlich nach Hause? Hatte er ihn hintergangen? Hatte er seine Leute nicht im Griff?

Brettreich weiss eigentlich längst Bescheid. Auer hatte sein ruhiges, diszipliniertes Grüppchen ja in der Tat am Nachmittag zurück in die Stadt geführt und die Leute nach Hause geschickt. Kaum jemand an diesem Nachmittag hasste es so sehr, dass die Unabhängigen und die Kommunisten mit Eisner zu den Kasernen gezogen waren und sich dann wie in einer Bierhauskomödie im Mathäserbräu von einigen Kampf- und Trinkgenossen per Gebrüll und erhobenen Bierkrügen zu Regierungsverantwortlichen hatten wählen lassen.

Nun also: Drei hilflose Männer sehen sich an. Auer sagt, die Regierung hätte im Laufe des Tages Ordnung schaffen müssen. Brettreich sagt, er habe keinerlei Macht mehr über seine Leute. Auer sagt, eine Niederschlagung der Erhebung durch die Regierung müsse noch in dieser Nacht erfolgen. Am nächsten Tage werde die Arbeiterschaft selbst für Ordnung sorgen. Die Männer trennen sich. Es gibt nichts für sie zu tun. Die Ereignisse ereignen sich. Ohne sie.

Für die Revolutionäre bleibt noch viel zu tun in dieser Nacht.

Die Polizeidirektion zum Beispiel ist noch gar nicht in den Händen der Aufständischen. Eisner schickt Fechenbach los, der solle das regeln. Fechenbach regelt, er eilt zum Präsidium, es ist voller Polizisten, die in kleinen Gruppen herumstehen und die Ereignisse des letzten Tages und der Nacht besprechen. Seine rote Armbinde öffnet ihm alle Türen. Er geht von Büro zu Büro, bis er schliesslich im Zimmer des Polizeipräsidenten Rudolf von Beckh angekommen ist. Der hat leitende Referenten seines Hauses zur Besprechung bei sich versammelt. Fechenbach erklärt, die Räte hätten soeben die provisorische Regierungsgewalt übernommen und würden ihn, den Polizeipräsidenten, beauftragen, bis zur Neuregelung den Sicherheitsdienst weiter zu leiten. Im Laufe der Nacht werde ihm ein Kontrollorgan beigegeben. Und jetzt sofort müsse er ihm, Fechenbach, eine Erklärung unterschreiben, dass er allen Anweisungen der Räte Folge leiste. Der Polizeipräsident bittet sich Bedenkzeit aus, völlige Stille im Raum, die Referenten sehen sich betreten an, dann ist er entschlossen, schreibt eine Verpflichtungserklärung auf einen Zettel und fügt hinzu: «Sofern ich dieser Verpflichtung nicht nachkommen kann, muss ich mir das Recht des Rücktritts Vorbehalten. München, 8. November 1918, morgens 1 Uhr. K. Polizeipräsident von Beckh.»

Noch in derselben Nacht wird ihm der frühere Lagerarbeiter und Gewerkschaftssekretär und jetzige Soldatenrat Josef Staimer zur Kontrolle zur Seite gestellt, am nächsten Morgen wird dieser selbst zum Polizeipräsidenten ernannt werden.

In dieser sonderbaren Nacht geht scheinbar alles wie von selbst. Die Macht über das Land fällt Kurt Eisner und seinen Leuten einfach zu.

Wer ist das denn jetzt noch, der sich um zwei Uhr nachts im Landtag meldet und bis zum Ministerpräsidenten vordringt? Ein junger Artillerieoffizier, ausser Atem, roter Kopf, bleibt vor Eisner stehen und sagt: «Stehe mit 800 Mann, 20 MG und ein paar Haubitzen in Schleissheim. Alles zu Ihrer Verfügung!» Darauf Eisner: «Flink! Schaffen Sie alles her und postieren Sie Ihre Leute mit den Geschützen vor dem Landtag.»

Auch dieses vergessene Problem also löst sich erst einmal wie von selbst. Die Truppen der Stadt waren ja seit den Mittagsstunden in kompletter Auflösung. Und auch wenn viele der Soldaten aufseiten der Revolutionäre standen oder zumindest keinesfalls aufseiten des alten Königs, so gab es doch keinen funktionierenden Truppenteil, über den die neue Regierung hätte bestimmen können. Die liefen oder sassen einfach alle irgendwo herum. In Bierkellern oder zu Hause. Für die ersten Tage hatte man jetzt also mit den Schleissheimern einen minimalen Schutz.

Und jetzt ist es drei Uhr in der Nacht. Der neue Herrscher von Bayern, der Theaterkritiker mit den wirren Haaren, der seine Weltsekunde so schnell erkannt und entschlossen ergriffen hatte, Kurt Eisner ist müde. Sein Freund Fechenbach hat in einem Fraktionszimmer im Landtag ein Sofa entdeckt. Er und Wilhelm Herzog raten dem Ministerpräsidenten ein wenig zu schlafen.

«Wo?», fragt Eisner. «Wo früher die Herren Abgeordneten zu schlafen pflegten? Auf ihren Bänken?»

«Nein», sagt Fechenbach. «Wir haben ein feines Hotelzimmer mit Ruhesofa für Sie. Dort legen Sie sich eine Stunde nieder.»

Er geleitet Eisner in das Fraktionszimmer hinüber. Während der Volkskönig sich erschöpft aufs Sofa fallen lässt, sagt er: «Ist es nicht etwas Wunderbares? Wir haben eine Revolution gemacht, ohne einen Tropfen Blut zu vergiessen! So etwas gab es noch nicht in der Geschichte.»

Draussen auf den Strassen Münchens war es längst still geworden. Vereinzelte Schüsse in der Nacht. Sternenhimmel. Ein Betrunkener torkelt allein durch die Strassen Schwabings. «Bewegung! Krach! Krach! Krach!», kräht er im dunklen Mantel in die Nacht. «Be – wee – e-gung!» Hört ihn jemand?

Es ist Oskar Maria Graf, der da die Nacht beschallt. Er hatte am Abend den Anschluss an das Geschehen verloren, zum Mathäserbräu war er zu spät gekommen, dann war er zur Residenz weitergeeilt, ungefähr zu der Zeit, als der König das Schloss durch einen anderen Ausgang verliess.

Graf trifft dort auf den besten Kunden seines Schwarzmarktgeschäfts, Anthony van Hoboken, ein märchenhaft reicher Holländer, dem Graf in den letzten Wochen Rinderzunge, Wein, Butter und andere seltene Herrlichkeiten verkauft hatte, die er selbst von einem dubiosen Grosshändler bezog. Hoboken – Graf nennt ihn nur den schafsgesichtigen Holländer – stammt aus einer Rotterdamer Bankiersfamilie, liebt die Literatur und noch mehr die Musik und am meisten liebt er private Feiern mit Künstlerinnen, Malern, trinkfreudigen, lebensfreudigen, originellen Dichtern. Nach erledigten Geschäften hatte er Graf mehrmals schon zum Bleiben und Trinken aufgefordert. Und Graf hatte getrunken. Immer.

Nun sehen sie sich aus der Ferne, grüssen sich, Graf ruft ihm zu: «Jetzt ist's aus mit dieser schönen Herrlichkeit!» Er meint eigentlich den Holländer und dessen Geld und Pracht und schönes Leben. Der scheint aber selbst in bester Stimmung, scheint von der revolutionären Laune der Stadt aufs Prächigste unterhalten, seine Geliebte, die ihn begleitet, ruft mitjungmädchenstimme: «Ja, fabelhaft!»

Sie ist eine strahlende Person und nennt sich Marietta von Monaco. Eigentlich heisst sie Maria Kirndörfer, 25 Jahre alt, klein, zierlich, war in München bei Pflegeeltern aufgewachsen, hatte eine Klosterschule besucht, war als Vagabundin umhergewandert und 1913 durch Zufall im Schwabinger Kleinkunstlokal Simplificissimus als Vortragskünstlerin entdeckt worden. Im Krieg ging sie in die Schweiz, nach Zürich, gehörte zu den Gründern des Cabaret Voltaire. Damals stellte sie sich mit einem kleinen Text vor. «Wer bin ich?» nannte sie ihn:

«Ich bin ein bunter Spielball.

Feine Knaben lassen mich über seidne Teppiche tanzen.

Kinder bestaunen mich kosend.

Ich gleite durch die eleganten Finger wertvoller Menschen.

Manchmal aber kommen rohe Buben und stossen Fussball.

Dann gleite ich unter ihren Schuhen in die Kristallschale der Vornehmsten Königin.»

Seit einiger Zeit ist sie wieder in München, singt, deklamiert in Schwabings Künstlerlokalen, die nun alle Revolutionslokale sind, und gleitet jetzt durch die eleganten Finger dieses wertvollen Holländers. «Muse Schwabylons» nennen die Leute sie. Wer sie sieht, ist verzaubert.

Marietta und der Holländer also sind begeistert von den Geschehnissen der Nacht und Graf, der eben noch dachte, dass diese Revolution sich ja vor allem auch gegen Bonzen, Schmarotzer und Millionäre wenden würde, ist kurz überrascht. Wie sehr hatte er unter seiner Armut gelitten! Seit Juni war er auch Vater einer Tochter, unglücklich verheiratet mit Karoline Bretting, sehr unglücklich verheiratet, vom ersten Tag an. Vor allem aber hatte er unter der ständigen Abwesenheit von Geld gelitten, bis er diese Schwarzmarktidee gehabt hatte: «Geld war wirklich mit der Zeit für mich etwas geworden wie ein Dämon, der das Leben beherrschte. Es war ja alles Unsinn, was die Dichter und Philosophen daherredeten von Moral, von Ethik und Charakterfestigkeit, von Idealismus und weiss Gott was für guten Eigenschaften. Diese Eigenschaften waren letzten Endes alle untergeordnet – das Geld machte sie oder löschte sie aus. Der Mensch hatte da etwas erfunden, dem er sich mit der Zeit unweigerlich mit Haut und Haaren auslieferte», schrieb er später.

Könnte diese Revolution nun diese teuflische Erfindung nicht einfach – abschaffen? Müsste das nicht unweigerlich geschehen? Warum aber war das Schafsgesicht mit seiner Muse Schwabylons so freudig erregt?

Doch Graf war es jetzt egal. Die Welt war ins Rutschen gekommen, endlich, eine neue Welt erschien, und er wollte jetzt einfach feiern. Er ging mit dem Holländer und Marietta nach Hause, sie tranken und tranken die ganze Nacht, in den Morgenstunden torkelte Graf nach Hause, die Strassen Schwabings waren leer und still, immer mal knallte ein Schuss durch die Nacht. Die Revolution schlief.

Als Graf zu Hause ist, schreibt er einen Brief an seine Frau: «Ich mag Dich nicht mehr! Ich hab' Dich nie mögen!

Es war alles bloss gelogenes Mitleid! Lass mich allein! Geht jeder seinen eigenen Weg!» Es war alles aufgebrochen, in der Stadt und in ihm, draussen war alles anders geworden, nun musste auch in ihm alles anders werden. Er liebt eine andere, «das Fräulein», manchmal nennt er sie auch «das schwarze Fräulein»: Mirjam Sachs, schwarze Augen, weiches Gesicht, studiert in München, kam aus Berlin, eine Freundin des Dichters Rainer Maria Rilke. Mit ihr, mit dem schwarzen Fräulein, will Graf Zusammenleben. Schluss mit Lügen, mit Mitleid, mit Kompromissen. Der Brief ist fertig, da schnellt er vom Tisch empor, es ist ja Wahnsinn, was er da schreibt. Er zerreisst das Papier, legt sich ins Bett und schläft ein, der letzte Revolutionär dieser Nacht. Betrunken. Verheiratet. Bereit für das neue Land. Das neue Leben.

Ein schmaler, zarter Mann mit grossen Augen und grossen Lippen hatte den Abend ganz anders verbracht. Mit einer jungen Frau, die sich Elya nannte, Elya wie die Königstochter aus dem alten Augsburger Georgsspiel, als die sie vor einigen Wochen auf der Bühne gestanden hatte. Er hatte sie dort gesehen. «Rilke ist da», hatte ihr Partner ihr noch auf der Bühne zugeflüstert. Und am nächsten Tag: «Rilke ist wieder da.» Und am Tag der letzten Vorstellung: «Rilke will nach der Vorstellung auf die Bühne kommen. Er möchte Sie kennenlernen.»

Er war dann aber doch nicht gekommen und sie hatte ihm einen Brief geschrieben, ihm, dessen Gedichte sie auswendig wusste, die ihr ein Leben gewesen waren. Sie kannte ihn lange schon in seinen Texten, war ihm vertraut, ohne ihm je begegnet zu sein: «Rainer Maria», schrieb sie, «einmal liebte ich Deine Seele, fast so wie man Gott liebt.

Das war, als ich das Stundenbuch zum ersten Mal erlebte.» Und sie schloss: «Kann es nicht einmal eine Seele grösser leben, dieses alltägliche, niederziehende Leben – grösser und innerlicher.»

Rilke antwortete sogleich, lud sie in seine Wohnung im vierten Stock in der Ainmillerstrasse in Schwabing, las ihr vor, schwieg mit ihr. In ihren Briefen redete sie ihn, seine Gedichte zitierend, mit «Gott, Du bist gross» und «Du Unsterblicher» an. Er wünschte sich: «Wenn ich an Dich denke, seh ich uns, wie in einem Traume nebeneinander knien, und das wird wohl auch unsere Haltung sein zueinander. Wann kommst Du wieder zu mir?»

Rilke kniete gern mit seinen Verehrerinnen, seinen Freundinnen, seinen Gebetben. Voller Bewunderung vor einem Kunstwerk, einem Altar, bis beiden die Tränen kamen.

Der Dichter Rainer Maria Rilke war im Krieg beinahe verstummt. Spätestens nachdem er Anfang 1916 selbst zum Militärdienst nach Wien eingezogen worden war, hatte er fast nicht mehr gedichtet. Obwohl er durch die Intervention einflussreicher Freunde schon nach einem halben Jahr wieder freigestellt worden war, hatte der militärische Drill diesen schmalen, beinahe durchsichtigen Mann tief erschüttert.

Er lebte danach als Gast reicher Freunde auf der Herreninsel im Chiemsee, dann auch einige Monate in Berlin, er war finanziell abhängig von adeligen Damen und Industriellen-Gattinnen. Wenn er in Berlin war, trafen sich auch die Ehemänner dieser Damen mit ihm: Detlev Graf von Moltke, Flügeladjutant des Kaisers, Richard von Kühlmann, Staatssekretär des Äusseren, der kurz darauf, Anfang 1918, mit dem revolutionären Russland den

Frieden von Brest-Litowsk verhandeln wird, AEG-Chef Walther Rathenau, später Aussenminister der Weimarer Republik. Das Establishment des Kaiserreichs traf sich mit dem Autor des «Stundenbuchs», der «Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge», weil seine Frauen ihn liebten, weil er ein wahrhaft Unabhängiger war, ein Zuhörer, ein Schweiger, ein integrierter Mann, dem die Herren der Macht vertrauten.

Im Sommer 1917 hatte der verstummte Dichter in Herrenchiemsee eine junge Russin kennengelernt, deren Mann in Berlin aus politischen Gründen in Haft sass, Sophie Liebknecht, die Frau des deutschen Kommunistenführers. Die beiden freunden sich an, Rilke, den eine tiefe Liebe mit Russland verband, mochte Sophie schon wegen ihrer Herkunft sehr. Er klagte ihr sein Leid über den Krieg, sie sagte ihm, dass sein Leiden leichter zu ertragen sei, «wenn Sie unsere Zeit nicht so von sich weisen würden, wenn Sie mehr sich um sie kümmern und durch Zeitunglesen und überhaupt nähere Anteilnahme mehr reelle Beziehung zu ihr hätten». Übrigens könne er dann auch sicher wieder dichten, meinte Sophie Liebknecht noch, «und schliesslich ist das doch für Sie das wichtigste».

Zeitung lesen. Politik bedenken. Wirklichkeit beachten. Irrendwie in der Zeit sein! Nicht wie der Panther im Pariserjardin des Plantes, über den er Anfang des Jahrhunderts gedichtet hatte:

*«Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
Und hinter tausend Stäben keine Welt.»*

Aber Rilke war ja in der Welt. Er war ja viel zu durchlässig für diese täglichen Katastrophen, es war ja zu viel Weltgeschehen, Brutalität, Lärm überall, Krieg.

Der Krieg, den er, wie ganz Europa, damals so naiv und freudetrunken begrüsst hatte:

*«Endlich ein Gott. Da wir den friedlichen oft
nicht mehr ergriffen, ergreift uns plötzlich der Schlacht-Gott,
schleudert den Brand: und über dem Herzen voll Heimat schreit,
den er donnernd bewohnt, sein rötlicher Himmel.»*

Ja, das hatte einer gedichtet, der auf Betrachter wirkte, als würde schon ein etwas stärkerer Windhauch genügen, um ihn aus den Gamaschen zu pusten. Der Schlacht-Gott riss ihn mit. Aber nicht lange. «Drei Monate später sah ich das Gespenst – und jetzt, seit wie lange schon, ist es nur die böse Ausdünstung aus dem Menschensumpf», schrieb er schon ein Jahr später. Und verstummte.

Nein, er war kein aktiver Kriegsgegner, er litt leise. Der Gattin seines Verlegers Anton Kippenberg schrieb er nach der Oktoberrevolution 1917, dass ihn «allein der Gedanke an das herrliche Russland» aufrecht halte. Er liebte Russland seit seinen frühen Reisen in das ersehnte Land im Osten, liebte die russische Dichtung, hatte viele russische Freunde, Freundinnen vor allem, und die Revolution erfüllte ihn mit Hoffnung auf ein Ende des Krieges, auf eine neue Zeit.

Er kannte Kurt Eisner, schätzte ihn auch, hatte sich in einem Brief Anfang des Jahres 1918 an ihn gewandt, auf der Suche nach Rat wegen der Organisation eines Hilfswerks für Arme, das eine reiche Freundin Rilkes errichten wollte. Eisner hatte der Brief damals nicht erreicht, weil er infolge des Munitionsarbeiterstreiks, zu dem er aufgerufen hatte, im Gefängnis sass.

Rilke, der Zeitenferne, der Liebling der Reichen, des alten Adels, abhängig auch von ihnen, war jedenfalls bereit für die

neue Zeit, mehr als bereit. Am 24. Oktober 1918 schrieb er seiner früheren Frau Clara Westhoff-Rilke einen Hauspruch, den sie in den handbehauenen Balken ihres Hauses in Fischerhude bei Bremen schreiben lassen sollte:

*«Da vieles fiel, fing Zuversicht mich an.
Die Zukunft gebe, dass ich darf
Ich kann.»*

In den letzten Tagen des Krieges stürzt sich Rilke ins Leben, in die Versammlungssäle der Stadt München. «Seit vielen Abenden war ich jeden auswärts bis weit in die Nacht hinein, und bin es heute wieder und morgen auch», schreibt er am 3. November an seine Prinzessin Elya. Die Elegien, die Dichtungen, die er vor dem Krieg begonnen hatte und die er Jahre später vollenden und unter dem Titel «Duineser Elegien» veröffentlichen wird, schickt er an seinen Verleger nach Leipzig, um sie in Sicherheit zu wissen, vor dem, was jetzt hier geschieht. Es kann ja alles geschehen. Und er will dabei sein. Er wird dabei sein.

Am Tag darauf, am 4. November, kommt der berühmte Professor Max Weber aus Heidelberg in die Stadt. Kriegsgegner und Gegner der Revolution, ein Linksliberaler, Anhänger eines parlamentarischen Systems nach britischem Vorbild.

Noch drei Tage später liest man Rilkes Erregung in jeder Zeile, die er an Clara nach Fischerhude schreibt: «Unter Tausenden auch war ich Montag Abend in den Sälen des Hotel Wagner, Professor Max Weber aus Heidelberg, Nationalökonom, der für einen der besten Köpfe und für einen guten Redner gilt, sprach, nach ihm in der Diskussion der anarchistisch überanstrengte Mühsam und weiter Studenten, Leute, die vier Jahre an der Front

gewesen waren, – alle so einfach und offen und volkstümlich ... der Dunst aus Bier und Rauch und Volk ging einem nicht unbequem ein, man gewahrte ihn kaum, so wichtig wars und so über alles gegenwärtig klar, dass die Dinge gesagt werden konnten, die endlich an der Reihe sind, und dass die einfachsten und gütigsten von diesen Dingen, soweit sie einigermaßen aufnehmlich gegeben waren, von der ungeheueren Menge mit einem schweren massiven Beifall begriffen wurden. Plötzlich stieg ein blasser junger Arbeiter hinauf, sprach ganz einfach: ‚Haben Sie oder Sie, habt Ihr‘, sagte er, ‚das Waffenstillstandsangebot gemacht? Und doch müssten wir das tun, nicht diese Herrn da oben; bemächtigen wir uns einer Funkenstation und sprechen wir, die gewöhnlichen Leute zu den gewöhnlichen Leuten drüben, gleich wird Friede sein.‘»

Oskar Maria Graf war an diesem 4. November 1918 im selben Saal gewesen. Ihn hatte der Professor aus Heidelberg zur Weissglut gebracht. «Gross, ruppig, mit einem Bratenrock, solid und badisch-demokratisch stand der hochgewachsene Mann da», so Graf. Der Professor redete gegen die Lossagung Bayerns von Preussen, gegen den Militarismus, vor allem aber auch gegen die Revolution: «Es ist ein Unsinn, es wäre ein Verbrechen, es ist unmöglich, dass die bürgerliche Gesellschaft durch eine Revolution in einen Zukunftsstaat auf sozialistischer Grundlage überführt werden kann!» Das Volk auf den Bänken rief «Oho», aber Weber liess sich nicht beeindrucken: «Den Feind hätten wir im Land und später eine Reaktion in schlimmster Form!», sagte er voraus.

Aber das wollte an diesem Abend niemand hören. Der wilde, bärtige Anarchist Erich Mühsam schrie, Weber solle doch die

Fronttruppen fragen, wie die zum Frieden stünden, und er rief die Frauen auf, immer wieder, immer neu für den Frieden zu demonstrieren. Schliesslich sprang Graf selber auf, er zitterte und schrie in den Saal, in die Menge, dem Professor entgegen: «Die Revolution wird kommen! Sie kommt! Ich fordere die Soldaten auf, den Befehl zu verweigern und aus den Kasernen zu gehen!» Umjubelt und beschimpft setzte er sich wieder hin.

Ob Oskar Maria Graf an diesem Abend Rilke sah? Sie kannten sich, sie mochten sich sehr, der derbe, revolutionäre Volksdichter und der zarte Sternenpoet. War es dieser Abend, an den sich Graf später so voller Zärtlichkeit erinnern wird? «In den bewegten Wochen der Münchner Eisner-Revolution ging er (Rilke) oft in laute, turbulente Volksversammlungen. Niemand kannte ihn, und das war ihm am liebsten. Er drängte sich nie nach vorn, an die Rednertribüne; er blieb unauffällig inmitten der stauenden Menge und verschwand ebenso unauffällig wieder. ‚Rilke‘, raunten mitunter Bekannte, die ihn vorüberkommen sahen; geschwind schauten sie nach ihm, nickten mitunter scheu und staunten kurz. Niemand vermutete ihn hier.»

Sie werden sich noch öfter sehen in den kommenden Wochen, in dem verwandelten Land, und vielleicht war es an diesem Abend, dass sie noch kurz auf dem Heimweg nebeneinanderher gingen und Graf von seinen Zweifeln sprach, seiner Beunruhigung, dass die Menschen vom Land, die Bauern, bei dieser wichtigen grossen Erhebung nicht dabei sein werden, dass sie die ganzen klugen Dahersprecher der Stadt verachten, für ihre Ahnungslosigkeit vom wahren Leben, vom Arbeiten, Geldverdienen, Kühemelken, Küheschlachten, solche Sachen. Und dass aber gerade diese Leute doch dabei sein müssten, dass die ganze Revolution

doch für sie gemacht und gedacht sei und dass alles sinnlos sei, wenn die Bauern auf dem Land die ganze Erhebung, diese ganze schöne neue Zeit ablehnten. Er hoffe auf das Volk, meinte Graf. Da sagte Rilke leise: «Ja, das möchte jeder Gutwillige hoffen ... Etwas Neues sieht und fühlt noch niemand, aber man muss Geduld haben. Dem Volk als Ganzem zählt sich unsereins doch zu, dem Volk ohne Einschränkung und Zutat. Das ist uns aufgegeben...»

Rilke hörte nicht auf, in die Versammlungen zu gehen. Dass der Krieg endlich zu Ende geht, das war sein grösstes Hoffen und er war bereit, sich innerlich mitreissen zu lassen, von der neuen Zeit, von der Revolution, auch wenn er sie zugleich fürchtete. «Wir standen über vier Jahre im Feuerschein», schreibt er am 6. November an die Schauspielerin Anni Mewes, «und so sehr sind uns alle Lichter ausgegangen, dass uns jetzt der erlöschende Krieg in der fürchtbarsten Finsternis zurücklassen wird, die es je gegeben hat, wenn nicht das Volk in seiner Not ein anderes gewaltsames Feuer entfacht, dessen Funken schon da und dort den Rand der Massen in Brand stecken. Und zu denken, dass die Leuchtkraft des Geistigen in dieser neuen Atmosphäre ebenso machtlos sein wird, wie vier Jahre lang in der Luft des Krieges!»

Er hofft, dass es anders kommt. Diese «Leuchtkraft des Geistigen» ist sein ganzer Glaube und er weiss, dass er Kurt Eisner da an seiner Seite hat. Aber wird das Volk es auch so sehen? «Die Kunst», schreibt er weiter, «ist immer die Versprecherin der fernsten, mindestens übernächsten Zukunft, und darum wird eine Menge, die leidenschaftlich nach der nächsten greift, immer bilderstürmerisch gesinnt sein.»

In die Hoffnung mischt sich Angst. Rilke kann nicht verstehen, dass die alten Machthaber die tödliche Gefahr, die ihnen und den alten Machtstrukturen droht, nicht erkennen, dass sie dem Volk nicht entgegengehen. Dass sie zu spät kommen, um den eigenen Sturz noch abzuwenden. An die kaisertroue Frau seines Verlegers Kippenberg schreibt er noch am Tag vor dem Umsturz, er glaube, dass eine Revolution noch zu verhüten sei, wenn die Regierung sich volkstümlich mache. Doch er zweifelt sehr daran: «Es ist das Verhängnis des Verspäteten, wenn es sich zeigen sollte, dass der lang unbeachtet gelassene Volkswille nur noch in gewaltsamer Explosion Atem holen könnte.» Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Rilke sah alles ganz genau.

Und dann, als der Volkswille am nächsten Abend wirklich explodiert, sitzt der Dichter zusammen mit seiner Schauspielprinzessin Elya in einem Konzert, einem Liederabend mit «Melodien aus alter und ältester Zeit». «Es war nicht recht ein Abend, sich mit ‚alter‘, noch älterer Zeit einzulassen, als der, die (vielleicht) gestern zu Ende ging», wird er ihr einen Tag später schreiben. Eine alte Zeit geht zu Ende, eine grosse Epoche, eine neue hebt an, Rainer Maria Rilke hört der alten Zeit beim Verklingen zu.

Und schon am nächsten Morgen kommentiert er die Geschehnisse jener «merkwürdigen Nacht», wie er sie nennt: «Nun bleibt nur zu hoffen, dass dieses ungewohnte Aufgestandensein in den Köpfen Besinnung erzeuge und nicht darüber hinaus die verhängnisvolle Berauschung. Bis jetzt scheint alles ruhig und man kann nicht anders, als zugeben, dass die Zeit recht hat, wenn sie grosse Schritte zu machen versucht.»

Auch Thomas Mann war am 7. November auf einem Konzert gewesen. Er ärgerte sich schon auf dem Hinweg, dass keine Trambahn fuhr. Hatte sich schon den ganzen Tag über das «alberne Pack» geärgert, das durch die Stadt gezogen war und «Republik!» und «Nieder mit der Dynastie!» gegrölt hatte. Nun musste er also zusammen mit seiner Frau Katia zu Fuss zur Tonhalle in der Türkenstrasse gehen. Ihre Plätze waren oben auf der Galerie, wo es fürchterlich zog, sodass sie hinunter ins Parkett gingen. Es dirigierte der Komponist Hans Pfitzner, Ultrationalist, Antidemokrat, Wagnerianer, der im Kriege die Oper «Palestrina» komponiert und uraufgeführt hatte. Thomas Mann hatte vier Aufführungen in Folge besucht. Er war vollkommen beseelt von diesem von ihm als vollendet, urdeutsch empfundenen Kunstwerk. Seitenlang hatte er in seinem gerade erschienenen Buch «Betrachtungen eines Unpolitischen» von diesem Musiker und diesem Stück geschwärmt, die Vollendung Wagners, der deutschen Romantik, hatte Thomas Mann in «Palestrina» entdeckt: «Welche hohe Artistik in der Vereinigung nervösester Beweglichkeit, durchdringender harmonischer Kühnheit mit einem frommen Väterstil!» In Pfitzner hatte Thomas Mann den perfekten Geistesverwandten entdeckt, den deutschen Tonsetzer, Antidemokraten, Untergangszauberer, Romantiker, Künstler, Humorist. «Pessimismus und Humor ... ich habe ihre Zusammengehörigkeit nie stärker und nie sympathischer empfunden, als angesichts des zweiten Palestrina-Aktes. Der Optimist, der Besserer, mit einem Wort: der Politiker ist niemals Humorist, er ist pathetisch-rhetorisch.»

Mit aller Macht hatte Thomas Mann in den «Betrachtungen» Begriffe wie Politik, Optimismus, Demokratie, Fortschrittsglaube, Zivilisation von sich gewiesen und als im tiefsten Sinne un-

deutsch bezeichnet. Er hatte das Buch eine «Generalrevision meiner geistigen Grundlagen» genannt, es war sein Kriegsdienst am Schreibtisch. Es war ein Abwehrbuch gegen Frankreich, gegen die drohende Kriegsniederlage, gegen die Demokratie, gegen seinen Bruder, den frühen Demokraten Heinrich Mann, den er recht unverhüllt als Zivilisationsliteraten schmäht und dem er alle nur denkbaren lächerlichen, gefährlichen, antideutschen Affekte mitgibt.

Das Buch ist gerade erst erschienen. Der denkbar schlechteste Zeitpunkt. In einem Telegramm an seinen Verleger Samuel Fischer hatte er die Auslieferung des Buches in letzter Sekunde noch verhindern wollen. Der Verleger antwortete prompt, leider sei es zu spät, die Auslieferung habe schon begonnen. «In Gottes Namen», seufzt Mann resigniert ins Tagebuch.

Just in dem Moment also, in dem alles auf eine Niederlage Deutschlands und einen Sieg der Demokratie hindeutet, ist Thomas Mann, dessen höchstes Streben es ist, Deutschlands repräsentativer Schriftsteller zu sein, mit einem antidemokratischen Grundsatzwerk auf dem Markt. Das ist wirklich schlecht gelaufen.

Dabei gilt seine grösste Sorge der Feindschaft mit dem älteren Bruder. Der ahnt noch nichts von dem Generalangriff. Eine Woche vor der Auslieferung des Buches hatte Thomas Mann einen Albtraum: «Mir träumte, ich sei in bester Freundschaft mit Heinrich zusammen und liesse ihn aus Gutmütigkeit eine ganze Anzahl Kuchen, kleine à la crème und zwei Bäcker-Tortenstücke allein aufessen, indem ich auf meinen Anteil verzichtete. Gefühl der Ratlosigkeit, wie sich denn diese Freundschaft mit dem Erscheinen der Betrachtungen vertrage. Das gehe doch nicht an und

sei eine völlig unmögliche Lage. Gefühl der Erleichterung beim Aufwachen, dass es ein Traum gewesen.»

Thomas Mann ist enorm gereizt in diesen Tagen, war es schon in den letzten Monaten, in denen er noch an den «Betrachtungen» schrieb. Die Kinder, im Moment sind es fünf, bekommen das am deutlichsten zu spüren. Es hat absolute Stille im grossen, neuen Haus in der Poschingerstrasse am Herzogpark in Bogenhausen zu herrschen, wenn der Vater arbeitet oder schläft oder liest. Und er arbeitet oder schläft oder liest eigentlich den ganzen Tag, wenn er nicht gerade mit dem Hund draussen an der nahen Isar entlangspaziert. Golo, am Ende des Krieges neun Jahre alt, erinnert sich später: «Wir mussten uns nahezu immer ruhig verhalten; am Vormittag, weil der Vater arbeitete, am Nachmittag, weil er da erst las, dann schlief, gegen Abend, weil er sich wieder ernsthaft beschäftigte. Und fürchterlich war das Donnerwetter, wenn wir ihn gestört hatten.»

Die Gereiztheit steigert sich noch, wenn Hans Pfitzner zu Gast ist. Wenn er zum Essen bleibt, dürfen die Kinder nicht mal mit am Tisch sitzen, denn, so erinnert Klaus sich später, Pfitzner war «von reizbarsten Nerven». Selbst sein grösster Verehrer, der Gastgeber, ist durch den Besucher etwas verunsichert: «Dass er sich wohlgeföhlt hat, bezweifle ich», schrieb Thomas Mann an seinen Nachbarn und Freund, den Musikdirektor der Münchner Oper Bruno Walter, der die Uraufführung von «Palestrina» dirigierte hatte, «wiewohl er mindestens fünf Gläser Moselwein trank, auch eine grössere Anzahl hausgebackener Kuchenplätzchen zu sich nahm und sich also wenigstens in dieser Hinsicht zum Gebotenen positiv verhielt. Im Übrigen ist er zum Sich wohl fühlen wohl nicht geboren.»

Thomas Mann lässt sich in seiner Bewunderung dadurch kein bisschen irritieren. Was sollte er auch tun? Er war erschüttert von dieser Oper, die er als ein brüderliches Projekt seiner «Betrachtungen» ansah. Und als an einem Abend auf der Gartenterrasse Pfitzner die vorherrschende Stimmung seines Werkes als die der «Sympathie mit dem Tode» umschrieb, war es um den Autor der «Buddenbrooks» und des «Tod in Venedig» endgültig geschehen. «Sympathie mit dem Tode», das war doch sein Thema, sein Motiv, seine Versuchung. Das war doch die Verführungskraft deutscher Romantik, an der er den blassen, schwankenden Helden seines vor dem Kriege begonnenen und dann zugunsten der «Betrachtungen» liegen gelassenen Bergromans erkranken lassen wollte. «Sympathie mit dem Tode», das war Schuberts Lindenbaum-Lied, das war Gustav von Aschenbachs Hingabe an die Knabenliebe, deutsche Musik, deutsche Verantwortungslosigkeit. Ja, «Der Zauberberg» sollte von dieser Stimmung getragen werden. Der tüchtige Ingenieur Hans Castorp, der nur besuchsweise auf drei Wochen dort hinauf, in die Zauberwelt der Berge, reisen wollte, er wird daran erkranken. An der Liebe, an der Musik, an der Trägheit, an dem Unwillen, sich für Politik zu interessieren. «Sympathie mit dem Tode», das war auch das Gegenteil all dessen, was nun in Deutschland zu drohen schien: Demokratie, Teilhabe der Bürger am politischen Leben, Verantwortung. Das Gegenteil der Welt, in der sich Thomas Mann zu Hause fühlte. Das Flachland. Gegenwelt des Zauberbergs.

Nur wenige Kapitel des Romans waren vor dem Kriege fertig gewesen. Eigentlich sollte es auch nur eine Novelle werden, das Gegenstück zum «Tod in Venedig», aber Mann hatte schon gemerkt, dass sich das auszuwachsen drohte, dass der Stoff über die

Ufer einer Novelle treten würde. Jetzt endlich, nach vier Jahren, dachte er wieder daran, sich den Stoff wieder vorzunehmen, sich wieder fortzuschreiben in die Berge von Davos.

Denn sich fortschreiben, das entsprach seiner Stimmungslage. Gerade hatte er seine Hundegeschichte beendet, die Geschichte von Bauschan, dem «kurzhaarigen, deutschen Hühnerhund». «Herr und Hund – ein Idyll» hatte er die Erzählung genannt und das war sie auch. Einfach erzählen vom kleinen täglichen Glück. Einmal nichts erfinden, nichts erkämpfen, nichts wollen, einfach nur die Feder laufen lassen und zum Beispiel so beginnen: «Wenn die schöne Jahreszeit ihrem Namen Ehre macht und das Tirili der Vogel mich zeitig wecken konnte, weil ich den vorigen Tag zur rechten Stunde beendigte, gehe ich gern schon vor der ersten Mahlzeit und ohne Hut auf eine halbe Stunde ins Freie, in die Allee vorm Hause oder auch in die weiteren Anlagen, um von der jungen Morgenluft einige Züge zu tun und, bevor die Arbeit mich hinnimmt, an den Freuden der reinen Frühe ein wenig teilzuhaben.»

Aber auch damit war es jetzt vorbei. Am 14. Oktober hatte er den letzten Satz geschrieben. Der Spaziergang ist beendet: «Und dann spute ich mich, hineinzukommen und meine Nagelschuhe loszuwerden, denn die Suppe steht auf dem Tisch.» Am selben Tag hatte Thomas Mann von einem Soldaten gehört, der, nach kurzem Heimaturlaub, zum Hauptbahnhof geeilt war, um zurück an die Front zu fahren. Aber am Bahnhof schickte man ihn wieder heim. Es geht kein Zug mehr an die Front. Bleib zu Hause, Junge, hatte man ihm gesagt.

Zeit auch für Thomas Mann, den Lauf der Geschichte anzuerkennen. Das ganze Land war in diesen Tagen in einem Wirbel

der Verwirrung, einem Taumel des Absturzes, auf den es von der zensierten kaisertreuen und kriegsfrohen Presse nicht vorbereitet worden war. Vier Jahre lang war man von Sieg zu Sieg geeilt, um nun eine totale Niederlage anerkennen zu müssen? Thomas Mann wankte hin und her. Was war mit seinem Buch? Was war mit seinem Leben? Was war mit seinem Land? «Vorweg anerkannt (und ich setze voraus, dass auch die Welt es anerkennen wird), dass der eigentliche Sieger in diesem Kriege, soweit von einem ‚Kriege‘ die Rede sein kann, Deutschland ist, bleibt nichts übrig und ist das einzig Verständige und Würdige, die Dinge von der Komödienseite zu nehmen und den Sieg der Tugend-Entente für einen Riesen-Humbug zu erklären.»

Ein Schriftsteller verabschiedet sich aus der Wirklichkeit. Sie ist einfach zu falsch, sie passt in das mühsam erschaffene Weltbild schlicht nicht hinein. Also: Es gab gar keinen Krieg, erklärt er vom Schreibtisch herab, Deutschland ist Sieger, die Welt ist eine Komödie und der angebliche Sieg der Demokratie ist ein grosser Witz.

Es geht jetzt darum, den Kopf oben zu behalten. Das eigene Reich zu retten. Gegen Frankreich. Gegen Heinrich. Da bleibt nur: Rückzug in sein eigenes Universum. Es gehe jetzt darum, schreibt er weiter, «die Richtung des politischen Weltganges zu erkennen und anzuerkennen, die demokratische Neue Welt mit guter Miene zu salutieren, als einen Weltkomfort, mit dem sich ja wird leben lassen, (...) und alles Geistige, Nationale, Philosophische von der Politik sauber getrennt und *frei* zu halten, als etwas hoch darüber sich Abspielendes, was durch den Sieg demokratischer Utilitäten nicht im Geringsten berührt wird».

Wie macht man sich frei von diesem Sog hinab? Frei von die-

ser Niederlage des eigenen Landes und von allem, woran man glaubte, wofür man schreibend kämpfte? Rückzug, Rückzug. Thomas Mann denkt an den «Zauberberg» und wünscht, ihn bald schon weiter voranzutreiben. Doch wenn er ehrlich ist, hat Thomas Mann nur einen echten Wunsch in diesen turbulenten Tagen: «Ich wünsche, nicht zu verarmen, das ist der Wunsch, den ich anmelde.»

In den Bierkellern der Vorrevolution ist er naturgemäss nicht dabei. Aber er hat seine Leute, er lässt sich berichten, zum Beispiel von jener Grossversammlung am 4. November, auf der Max Weber geredet hatte und Erich Mühsam und Oskar Maria Graf ihr «Die Revolution wird kommen!» gerufen hatten. Franz Ferdinand Baumgarten, ein ungarischer Essayist mit Monokel, berichtet ihm am nächsten Tag, «das intellektuelle München» sei da gewesen, er selbst, Baumgarten, habe sich im Gespräch mit einem jungen Dichter namens Hanns Johst «über den Eindruck von Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit und nationalistischer, menschlicher Ode geeinigt, den das ganze schreckliche Aneinander-vorbeireden gemacht habe». Mann fügt in seinem Tagebuch befriedigt hinzu: «Das entspricht meinen eigenen Erfahrungen.»

Dieser Hanns Johst steht aber der revolutionären Bewegung eigentlich gar nicht so kritisch gegenüber. Er sieht in diesen Tagen beim Volk «viel reine Gesinnung», die «ein neues Ideal zu erzwingen» glaube. Fünfzehn Jahre später wird dieser Hanns Johst als Präsident der Sektion Dichtkunst der Preussischen Akademie der Künste die Verbrennung der Bücher der Kollegen von einst freudig begrüssen und zwei Jahre später der Reichsschrifttumskammer der national und rassistisch und politisch neu geordneten offiziellen deutschen Literatur vorstehen.

Aber bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Thomas Mann lässt die Berichterstatte aus der Stadt in sein Haus an der Isar kommen. Je deprimierender sie die Lage schildern, umso mehr fühlt er sich in seiner Idyllenflucht bestätigt. Diese sogenannte Wirklichkeit da draussen, eigentlich geht sie ihn nichts an. Vielleicht berichtet ihm Monokel-Baumgarten auch von dem stürmischen Oskar Maria Graf auf der Versammlung. Und vielleicht erinnert sich Thomas Mann in diesem Moment auch daran, dass ihn jener Graf nur wenige Wochen zuvor schriftlich von einem neuen literarischen Projekt unterrichtet hatte, von einer «Zeitschrift für neue Menschlichkeit und ethische Literatur», die er zu gründen beabsichtige. Er wünsche sich so sehr ein gutes Wort, eine Unterstützung, irgendein Zeichen des guten Willens von ihm, dem verehrten Schöpfer der «Buddenbrooks». Und Thomas Mann hatte ihm eine sehr freundliche Postkarte geschrieben, er begrüße das neue Unternehmen und wünsche viel Erfolg. Der junge Zeitschriftengründer war fassungslos vor Glück. «Ich war auf der höchsten Höhe», schrieb er.

Und nun, drei Tage nach jenem 4. November, war Thomas Mann also mit seiner Frau Katia bei Pfitzners Konzert gewesen, «nicht erschütternd, aber mit Schönheiten», notierte er später. Die beiden hatten Pfitzner eigentlich zugesagt, mit ihm später am Abend in den «Vier Jahreszeiten» zu speisen. Dazu kam es dann nicht, sondern sie gingen, begleitet von einem anderen Komponisten, Walter Braunfels, der die Oper «Prinzessin Brambilla» komponiert hatte, nach Hause. Braunfels war kein hypernervöser Nationalist wie der Kollege Pfitzner, nur religiös etwas überspannt, sein jüdischer Vater war einst vom Judentum zum Protestantismus konvertiert und Braunfels selbst gerade erst nach sei-

ner Rückkehr aus dem Krieg vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten, worauf er immer wieder zu sprechen kam.

Aber heute Abend nicht. Heute Abend mussten Tausende Gerüchte besprochen werden auf dem Heimweg. War der König wirklich aus der Stadt geflohen? Hatte der Pöbel wirklich Gasbomben in die Türkenkaserne geworfen? Hatte die Soldaten aus den Kasernen gezwungen und ihnen die Reichskokarden von der Uniform gerissen? Die Soldaten, denen sie begegnet waren, hatten wirklich keine Kokarden mehr getragen. Wie ging es weiter? Polizei war nirgends zu sehen. Die Stimmung war still, gespannt, immer wieder hallten Schüsse durch die Nacht. Bruno Walter und seine Frau waren in heller Aufregung schon vor den Manns und Braunfels nach Hause geeilt. Der Dirigent fürchtete um sein Haus, sein Geld, sein Leben. Wo war die Polizei? Warum liess man all das einfach geschehen?

Nun, die Manns und ihr Begleiter sehen die Sache etwas entspannter. Thomas Mann hatte in den letzten Tagen so etwas wie einen Mantel aus zeitentrückter Magie um sich gehüllt. Seine Idyllen-Stimmung. All das, der Pöbel, die Demokratie, der Krieg, die Niederlage, all das sollte ihn nichts angehen. Er schaute von seinem Beobachtungsposten tief hinab aufs Volk, die sogenannte Wirklichkeit. «Faschingsersatz» nennt er das Treiben der Leute, er lacht bitter. Sollen sie doch. Was geht es ihn an. Die Nacht ist klar und kalt. Thomas Mann bleibt stehen, bittet seine Begleiter, es ihm gleichzutun und kurz einmal den Blick in Richtung Himmel zu wenden. «Seht, diese Schönheit, die leuchtende Ewigkeit dort oben», erklärt er. «Das Ewige stimmt quietistisch», fügt er

feierlich hinzu und dann folgt sein Grundgesetz dieser Tage:
«Das Menschliche ist dem Politischen im Grunde fremd.»

Sie gehen an der Isar entlang nach Hause, die Villa am Ende der Poschingerstrasse ist erleuchtet. Sie speisen zu Abend, trinken Punsch und beschliessen gemeinsam, die ganze Sache nicht allzu ernst zu nehmen.

Bis zum nächsten Morgen. Thomas Mann ist erkältet, der lange Gang durch die kalte Nacht ist ihm nicht gut bekommen. Jetzt bricht die Sonne durch den Nebel, das Telefon klingelt, Kattias Mutter ist dran, die selbstbewusste, reiche, den Schwiegersohn nie so ganz ernst nehmende Hedwig Pringsheim. Sie klärt ihre Tochter über die Ereignisse der letzten Nacht auf, die Flucht des Königs, die Proklamation des Freistaats.

Dann treffen, zwei Stunden verspätet, die «Münchener Neuesten Nachrichten» mit ihrer neuen Titelseite ein. Da ist Thomas Mann dann doch etwas überrascht und blass. Hat die ganze Sache wohl als zu harmlos angesehen. Er liest die Deklaration auf Seite eins, unterzeichnet vom «Kollegen Eisner», wie er im Tagebuch notiert. Er Best erleichtert, dass «strengste Ordnung, Sicherheit der Person und des Privateigentums» vom Kollegen Eisner verbürgt werden. Er hört Schüsse in der Ferne. Er sieht das Kindchen, seine geliebte Elisabeth, draussen im Garten liegen und denkt, dass jede Revolution ja im Moment ihrer Verwirklichung im Grunde konservativ und also deutsch wird. Er überlegt und überlegt, wie die neue Lage in sein altes Welt- und Traumbild passt.

Und es ist eigentlich gar nicht so schwer. «Die deutsche Revolution ist eben die deutsche, wenn auch Revolution», schreibt er. Es ist, wie es ist. Thomas Mann ist ein Blitz-Konservativer. In dem Moment, in dem das Land sich verändert hat, ist er sogleich

für die Bewahrung des neuen Status quo. Er bemüht sich zumindest.

Ist Eisner nicht wirklich ein guter Mann? Patriarchalisch, sympathisch, ein wenig drollig, aber wohlmeinend und eben wirklich ein «Kollege» im besten Sinne, gar nicht spöttisch gemeint. Und wird es für Deutschland nicht gut sein? Wird nicht allein eine solche internationalistische, moralische Regierung fähig sein, in der Welt einen guten Frieden für das Land zu erreichen?

Mann probt seine neue Rolle im neuen Staat in den täglichen Deklarationen, die er in sein Tagebuch schreibt: «Ich kann sagen, dass mein Verhältnis zur Entwicklung der Dinge, wenn sie ist, wie ich sie hoffe sehen zu dürfen, freundlich, hoffnungsvoll, empfänglich, bereitwillig ist.»

Und er spottet über den Freund Bruno Walter, der permanent um sein Leben fürchtet und um sein Geld. Jetzt, am ersten Nachmittag der Republik, berichtet er den Manns voller Entsetzen das Herannahen eines Zuges von Plünderern. Thomas Mann nimmt es nicht ganz ernst, beschliesst aber doch, beim nachmittäglichen Ruhen auf der Chaiselongue angekleidet zu bleiben. Katia und die Kinder räumen währenddessen die Speisekammer aus und verstecken die Köstlichkeiten überall im Haus. Man kann nie wissen.

Der Hausherr bereitet sich innerlich auf das Schlimmste vor. Im Liegen tauchen Bilder von Revolutionstribunal und Hinrichtungen vor seinem inneren Auge auf. Er notiert: «Kommt es extrem, so ist es nicht unmöglich, dass ich infolge meines Verhaltens im Kriege erschossen werde.» Und für den Fall, dass es nicht zum Äussersten kommt, hat er sich auch schon ein paar gute Sätze zurechtgelegt. «Ich nahm mir für solchen Fall vor, zu sagen:

„Hört, ich bin weder ein Jude, noch ein Kriegsgewinnler, noch sonst etwas Schlechtes, ich bin ein Schriftsteller, der sich dies Haus von dem Gelde gebaut hat, das er mit seiner geistigen Arbeit verdient. In meiner Schublade habe ich 200 Mark, ich schenke sie euch, teilt sie und macht mir dafür meine Sachen und Bücher nicht entzwei.“

Thomas Mann wollte mit den Revolutionären also wie mit einer Gruppe antisemitischer kameradschaftlicher Handwerker reden. Zu seinem Glück kam es nicht dazu, dass er seinen Spruch und seine kleine Summe an den Mann hätte bringen müssen. Das mit dem Haus stimmte auch nicht so ganz, das hatte vor dem Krieg die mit dem reichen jüdischen Mathematikprofessor Alfred Pringsheim verheiratete Schwiegermutter bezahlt, das machte ja sein Verhältnis zu ihr so heikel, vor allem, weil sie seine deutsch-nationale, kriegsbegeisterte, antidemokratische Einstellung überhaupt nicht teilte. Die «Betrachtungen eines Unpolitischen» waren ihr ein Graus und als ihr Katia vor einer Weile von einer positiven Besprechung des Buches in einer Wiener Tageszeitung berichtet hatte, hatte Hedwig Pringsheim kühl entgegnet: «So, in Wien.»

Was sich Thomas Mann von seiner vorbereiteten Beteuerung, er sei kein Jude, versprach, ist auch nicht ganz klar. Es war ihm wohl einfach selbstverständlich, dass ihn eine solche Versicherung vor Ressentiments aller Art schützen würde. Denn er selbst war in diesen Tagen von antisemitischer Stimmung ganz erfüllt und er war sicher, dass München, das geistige München, die Mehrheit Münchens diese fundamentale Abneigung mit ihm teilte. «München, wie Bayern, regiert von jüdischen Literaten. Wie lange wird es sich das gefallen lassen?», notiert er. Der Hass wird sich in den nächsten Tagen und Wochen noch steigern.

Nicht gegen alle Juden der neuen Regierung. Eisner bleibt ihm im Grunde sympathisch, aber schon gegen Wilhelm Herzog wütet er voller Abscheu und Hass: «Bei uns ist Mitregent ein schmieriger Literaturschieber wie Herzog, der sich durch Jahre von einer Kino-Diva aushalten liess, ein Geldmacher und Geschäftsmann im Geist, von der grossstädtischen Scheisseleganz des Judenbengels, der nur in der Odeonbar zu Mittag ass, aber Ceconi's Rechnungen für die teilweise Ausbesserung seines Kloakengebisses nicht bezahlte. Das ist die Revolution! Es handelt sich so gut wie ausschliesslich um Juden.»

Einer dieser Juden, ein wissbegieriger schöner junger Mann, hatte vor gut einem Jahr in Thomas Manns Haus gesessen und hatte seine Gedichte vorgetragen. Sie hatten sich in einem Gasthaus kennengelernt, in das Professor Artur Kutscher, bei dem der junge Mann Germanistik studierte, regelmässig Dichter zu Lesungen einlud, um sie seinen Studenten vorzustellen. Thomas Mann hatte dort gelesen und der junge Student, der seit Beginn des Jahres 1917 kriegsuntauglich geschrieben war, hatte die Gelegenheit genutzt, ein mögliches Treffen mit dem bewunderten Herrn vorzubereiten.

Jetzt sitzt er hier, Ernst Toller, der Student, die Taschen voller Gedichte, trinkt Tee und weiss nicht recht, ab wann es schicklich ist, sie hervorzuholen. Und endlich zu lesen. Denn dafür ist er ja gekommen. Was wird er sagen? Wird er ihn als seinesgleichen anerkennen? Als Dichter?

Ernst Toller, Jude, 1893 in Samotschin in der Provinz Posen geboren, hatte den Krieg als Begeisterter begonnen, wie beinahe alle. Hatte gedichtet:

*«Im brausenden Sturm, mit lockigem Haar
reckt jauchzend ein Bub sich auf Erden:
Wacht auf wacht auf tot ist, was war,
wacht auf zu neuem Werden.»*

Und:

*«Noch nie hab ich es so gefühlt
wie ich Dich, Deutschland liebe,
Da Frühlingszauber Dich umspielt
inmitten Kampfgetriebe.»*

Solche Sachen. Inzwischen aber hat er sich statt in den Krieg in die Universität, in die Bücher, in das Schreiben von Gedichten gestürzt, ein erstes Theaterstück hat er fast fertig. Er ist durchdrungen vom Glauben an die Kraft der Worte, der Poesie, des Dramas. «Sylvester 1916» sind die Verse überschrieben, die er dichtete, noch bevor er vom Krieg befreit wurde:

*«Eine Fratze grinst mich grünlich an
Höhnt: Nur Mut, ich bin das neue Jahr.
Packt das Leben, sei ein Mann.
Donnert: Fluch dem Gott, der mich gebar.»*

An diesem Nachmittag in Thomas Manns Villa wagt er es also, zieht ein Paar Gedichte heraus, liest und liest und Thomas Mann sagt: «Hm.» Dann nichts, dann noch mal «Hm». Was heisst das jetzt?, fragt sich der aufgeregte Toller. Dann lässt sich Thomas Mann die Manuskripte geben, sie lesen gemeinsam jede Zeile noch einmal, er lobt, was ihm gefällt, tadelt, was er für abgeschmackt hält, und bittet den jungen Mann am Ende, ihm einige

der Texte dazulassen. Toller dankt, ist glücklich, verlässt beschwingt die Villa an der Isar.

Einige Tage später bekommt er einen ausführlichen Brief, in dem Thomas Mann noch einmal und nach genauerer Durchsicht der Texte detailliert lobt und kritisiert. Toller wird später in seiner Autobiografie «Eine Jugend in Deutschland» schreiben, dass der junge Mensch, der er damals war, «diese schöne Haltung nie vergisst».

Ernst Toller ist ein Dichter mit offenem Herzen, ein grosser Bewunderer, er sucht Vorbilder, Leitsterne, Menschen, denen er folgen kann. Er studiert mit Feuereifer, aber natürlich reicht ihm das bald nicht mehr. Es ist ja noch Krieg und der Krieg muss enden, das Volk muss sich erheben und es muss eine Gemeinschaft entstehen zwischen den Intellektuellen und dem Volk, zwischen den Dichtern und den Arbeitern, zwischen den vielen und den wenigen.

Er geht nach Heidelberg zum Studieren, er ist bei einem Treffen des geistigen Deutschland auf der Burg Lauenstein dabei, zu dem der Verleger Eugen Diederichs eingeladen hatte, wo die Alten und die Jungen, Professoren und Dichter, Richard Dehmel und Max Weber, Werner Sombart und Walter von Molo zusammengekommen sind, um über ein neues Deutschland zu reden. Aber sie sind so vorsichtig, so alt, so leise. Ernst Toller hört zu, er kann diese gedämpfte Opposition angesichts des tobenden Krieges da draussen nicht fassen. Er weiss, es ist Anmassung hier zu reden, aber er muss reden, er ruft: «Zeigt uns endlich den Weg, die Tage brennen und die Nächte, wir können nicht länger warten.»

Aber wo sind die Menschen, die die Jugend führen? Toller schreibt an Gerhart Hauptmann: «Wir jungen Menschen warten

auf das Wort eines geistigen Führers, an den wir glauben!» Hauptmann schweigt. Toller trifft Rainer Maria Rilke in einem Buchladen in München: «Ich habe seit Jahren keine Verse geschrieben», sagt er leise zu dem jungen Mann. «Der Krieg hat mich stumm gemacht.»

Toller weiss längst, dass er selbst sprechen muss. Dass er selbst die Dinge in die Hand nehmen muss. Nur seine Bewunderung für all die Grossen, all die Machthaber des Wortes hat ihn so lange verzagt zuschauen lassen.

Aber nun ist es genug. Er gründet in Heidelberg einen Kampfbund, den er «Kulturpolitischer Bund der Jugend in Deutschland» nennt. Er findet nur wenige Mitgründer. Die Leitsätze des Bundes hat er selbst verfasst. «Liebe zum Volk zwingt uns zum Handeln», schreibt er. «Wir wollen Führer sein, indem wir schreiten.» «Wir wollen nicht konstruierte Gemeinschaftsfesseln, die mit einem Stahlring die Herzen umklammern.» Die Ziele des Bundes, die Ziele des Kampfes sind absolut: «Abschaffung der Armut», «Friedliche Lösung der Widersprüche des Völkerlebens», «Harmonie von Körper-, Seelen- und Geisteskultur», «Einheitsschulen» und die billige oder kostenlose Verbreitung von «neuerer Dichtung von Menschheitsgehalt», wie etwa Tolstois «Auferstehung» und «Das Feuer» von Henri Barbusse.

Die Schriften des Bundes bleiben von den Machthabern nicht unbemerkt, Toller droht die Wiedereinberufung in die Armee. Aber Toller ist jetzt ein Kämpfer. Und vor allem ist er ein Redner.

Als der im Saarland geborene, noch keine zwanzig Jahre alte Dichter Gustav Regler, der im Krieg mit Tapferkeitsmedaille dekoriert worden, aber dann, wie Toller, angesichts des Schreckens an der Front in der Psychiatrie gelandet war, mit seiner Geliebten, der Baltin Hanna, in diesen Tagen in Heidelberg vorbeikommt,

muss er erleben, wie seine Geliebte angesichts dieses feurigen jungen Manns, der auf einer kleinen Plattform unterhalb des Heidelberger Schlosses steht und redet, ziemlich die Fassung verliert. «Er ist eine Art Prophet», sagt sie. Er müsse ihn kennenlernen. Er, Gustav Regler, habe noch viel zu lernen.

Regler selbst sieht in Toller eher einen «Orakelpriester», wie er abschätzig meint. Wohl auch, weil seine Freundin so voller Bewunderung ist und immer rot wird, wenn sie von ihm spricht. Toller ruft: «Wacht auf! Wacht auf!» Er schimpft auf die Mütter, die ihre Söhne in den Krieg ziehen lassen. Schimpft auf die kriegshetzende Presse. Schimpft auf die Pfaffen, «die elendsten Schurken, die der Erdboden je getragen hat!», wütet gegen das Schweigen der Lämmer: «Euer Schweigen ist grässlicher als das Schmerzgebrüll der Brüder, denen man die Augen mit teuflischem Flammenwurf ausbrannte.» Und wer soll der Führer sein? Wem sollen sie glauben, wem folgen, wem sich anvertrauen? «Glaubt doch an euch, wenn ihr mir nicht glaubt!»

Regler steht mit Hanna da unter dem roten Schloss und staunt: «Ich war betroffen von dem Gesicht, das mir im Mondschein entgegensah. Es war gross und bleich mit den Augen einer uralten Eule; forschend war der Blick und dann ganz plötzlich verträumt. Der Mann sprach gerade, er liess sich nicht unterbrechen: ‚Ich will die Verbitterten sammeln, sagte er. Seine Gesten waren die eines müden Schauspielers; er hatte das jüdische Gesicht, in das sich das Schicksal seines verfolgten Volkes eingegraben hatte wie die Spuren einer geheimen Krankheit.»

Toller glüht, Toller kämpft, Toller redet. Und er fürchtet die ganze Zeit seine Wiedereinberufung. Dabei ist er von schwankender Gesundheit. Sein Herz, seine Nerven, er wird ins Kran-

kenhaus eingeliefert, dann nach Berlin überführt zu einem Spezialisten, der ihn wiederum in ein Sanatorium in Grunewald einweist. Zahlreiche Gutachten von Psychiatern bescheinigen Toller Nervenleiden unterschiedlichster Art. Die einen nennen ihn einen «schweren Hysteriker, der die krankhafte Sucht hat, sich interessant zu machen». Ein anderer erkennt in ihm einen «Neurasthener mit stark erhabenem Selbstgefühl», ein weiterer Arzt bescheinigt ihm «eine hysterische Persönlichkeit, welche, neben disharmonischer Veranlagung, Erregbarkeit und Begeisterungsfähigkeit, Kritiklosigkeit, Eigensinn und Leichtgläubigkeit im Sinne der Idee, in die er sich gerade verbissen hat», zur Folge habe.

Er selbst schreibt an den geliebten Anarchisten und Literaturwissenschaftler, Shakespeare-Forscher, Hölderlin-Leser, Lebensreformer und Radikalpazifisten Gustav Landauer über sich und seine grossen Ziele: «Ich will das Lebendige durchdringen, in welcher Gestalt es sich auch immer zeigt, ich will es mit Liebe umpflügen, aber ich will auch das Erstarrte, wenn es sein muss, umstürzen, um des Geistes willen.» Er fordert «von denen, die mit uns gehen», alles. Den Einsatz des Lebens: «Zu einer Erkenntnis, wie ich sie verstehe, muss man durch Not, Leiden an seiner Fülle gekommen sein, muss geglaubt haben, ‚entwurzelt‘ zu sein, muss mit dem Leben gespielt und mit dem Tode getanzt, muss am Intellekt gelitten und ihn durch den Geist überwunden – muss mit dem Menschen gerungen haben.»

Er weiss schon, wie sich das lesen muss, für den, der ihn noch nicht kennt. Zur Sicherheit fügt er hinzu: «Ich bin kein religiöser Ekstatiker, der nur sich und Gott und nicht den Menschen sieht.» Nein, es geht ihm vor allem um die neue Gemeinschaft, die er im

Entstehen begriffen sieht, von der er ein entscheidender Teil sein wird, und darum, Leute wie den bärtigen, guruhafte Landauer mit aller Macht und Kraft des Wortes in Bewegung zu setzen.

Wie auch Kurt Eisner, den anderen bärtigen Guru, den er Anfang 1918 in Berlin kennenlernt. Toller hatte dort, Sanatorium hin oder her, im Kreise einiger Freunde Teile aus seinem ersten Theaterstück vorgelesen. Damals sollte es noch «Der Entwurzelte» heissen, später wird es als «Die Wandlung» auf die Theaterbühnen kommen. Es ist auch die Geschichte seiner eigenen Wandlung vom Kriegsfreiwilligen zum Pazifisten, zum Hoffenden auf eine neue Welt, zum Rhetor der Revolution. Toller selbst hat es später als grosses Flugblatt bezeichnet, das Drama als ein Medium der Agitation. «Aufrüttelung» ist das Vorspiel überschrieben, es endet so:

*«Ein Bruder, der den grossen Willen in sich trug
Verzückte Tempel hoher Freude zu erbauen
Und hohem Leid die Tore weit zu öffnen,
bereit zur Tat.
Der ballte lodernd harten Ruf:
den Weg! / den Weg! –
Du Dichter weise.»*

Am Ende des Stücks fassen sich alle auf der Bühne an den Händen und rufen:

*«Brüder recket zermarterte Hand,
Flammenderfreudiger Ton!
Schreite durch unserfreies Land
Revolution! Revolution!»*

Das also hatte Toller vorgelesen, in der Galerie des Bildhauers Krone in der Kurfürstenstrasse. Das Stück und der Dramatiker hatten so grossen Eindruck auf die Freunde gemacht, dass sie Kurt Eisner davon erzählten, der sich sogleich aufmachte ins Sanatorium nach Grunewald, um den jungen Mann kennenzulernen. Sie verstehen sich sofort, reden über die Verfolgung der Heidelberger Studenten, über Gedichte, über das Drama und über Politik. Eisner lädt Toller ein, ihn in München zu besuchen, wenn er bald einmal dorthin kommen sollte.

Und es wird nicht lang dauern. Toller reist Ende Januar nach München, auf der Zugfahrt arbeitet er an einem Aufruf an das deutsche Volk, er wird ihn Kurt Eisner nach seiner Ankunft in München zeigen. Sie treffen sich im Restaurant Deutscher Kaiser, wo Eisner immer zu Mittag isst, am nächsten Tag lädt ihn Eisner zu sich nach Hause, in seine Wohnung in Grosshadern. Toller zeigt ihm den Aufruf, fragt, ob er zur Veröffentlichung als Flugblatt geeignet sei, Eisner meint, nein, das sei nicht gut genug. Aber Toller solle am nächsten Tag ins Colosseum kommen, er werde dort eine Rede halten, eine wichtige Rede.

Und Toller kommt. Es ist eine fantastische Rede, Eisner wird später sagen, diese Tage im Januar seien die schönsten Tage seines Lebens gewesen. Lange hatte er allein gekämpft gegen den Krieg, in diesen Tagen merkt er endlich, dass er nicht allein ist. Er redet über die deutsche Kriegsschuld, über die Schuld der deutschen Industrie. Die Polizei ist in grosser Stärke vertreten, «gerade deshalb» spricht er «mit äusserster Rücksichtslosigkeit». Die Zuhörer sind elektrisiert. Vor allem einer, Toller, ist ausser sich. «Nach der Rede ging ich zu Eisner. Meine Erregung muss ihm aufgefallen sein, da er suchte, mich zu beruhigen. Ich selbst

habe in der Versammlung das Wort nicht ergriffen, ich wäre in meiner Erregung hierzu auch gar nicht im Stande gewesen.»

Ernst Toller ist einfach ein enorm erschütterbarer junger Mann. Erregbar, begeisterungsfähig, durch Worte in die Luft zu heben. Er wird gleich für den nächsten Abend zum Diskussionsabend im Goldenen Anker eingeladen. Er geht hin, hört zu und ist diesmal sofort enttäuscht von dem namenlosen Redner, der da spricht. Eine Politikerrede, Satzbausteine, unlebendig, uninteressant. Das kann doch nicht sein. Er meldet sich. Ob er hier auch kurz reden dürfe. Ja, dürfe er. Und er redet.

Oskar Maria Graf ist unter den Zuhörern. Ihm ist, als sei er in einen Sturm geraten: «Hitzig, ekstatisch, mit wilden Gestikulationen und verzerrtem Gesicht schrie er seine Gefühle heraus. Er zitterte wie fiebernd und schäumte auf den Lippen.

Ganz schwarz kam er mir vor. Tiefe, dunkle Augen, schwarze, dichte Haare, schöne Augenbrauen und ein etwas gelbliches Gesicht.

„Ihr Mütter!“ hub er an – immer wieder – und malte mit dichterisch-rhetorischem Feuer die Greuel des Krieges: „Ihr Brüder und Schwestern!“

Er riss alle mit. Einzelne Frauen weinten oder wurden ganz wild.

„Nieder mit dem Krieg! An den Galgen mit Ludendorff!“ stimmte alles zu.»

Graf steht auf und sagt, er freue sich, dass hier endlich mal einer nicht von Parteipolitik, sondern von allgemein menschlichen Dingen geredet habe. Und redet nun selbst über Tolstoi und dessen Ideen zur Rettung der Menschheit, Abschaffung der Ar-

mut und des Eigentums. Da meldet sich ein Parteimann und sagt, jetzt sei aber mal Schluss mit dem allgemeinen «Sums». Es sei wieder Zeit, sich konkreten Fragen zuzuwenden.

Graf und Toller fahren zusammen mit der Strassenbahn nach Hause. «Schreiben Sie auch?», fragt Toller begierig. «Ja, allerhand», meint Graf. Toller erzählt von seinem ersten Drama, das angeblich schon in Druck sei. Er hat eine kleine blonde Freundin dabei, die ihn während der Fahrt die ganze Zeit stumm und bewundernd ansieht.

In den nächsten Tagen kommt es zu grossen Versammlungen auf der Theresienwiese, zu einem ersten Massenstreik, Kurt Eisner wird verhaftet und bleibt bis Oktober im Gefängnis, kurz darauf kommt auch Toller in Haft. Der Vorwurf: Aufruf zum Streik, Landesverrat. Er bleibt drei Monate in der Militärarrestanstalt.

Als Toller dann, Monate später, von Eisners Triumphmarsch durch München hört, liegt er krank im Bett bei seiner Mutter in Landsberg. Er hat hohes Fieber. Aber er muss doch jetzt dabei sein. Er schickt ein Telegramm an Eisner, ob er ihm helfen könne. Er stehe bereit. Eisner antwortet prompt und freundlich. Er dankt dem jungen Mann, aber eine Einladung schickt er ihm nicht wirklich. Doch Toller genügt das schon. Er liest heraus, dass er dem neuen Ministerpräsidenten willkommen sein wird, und fährt nach München. Er muss dabei sein. Er muss mithelfen beim Aufbau des neuen Bayern. Er wird zum Zweiten Vorsitzenden des sogenannten Vollzugsrates gewählt. Endlich Worte in Taten verwandeln. Toller ist glücklich.

In einem Lazarett in Vorpommern gewinnt der Gefreite und Meldegänger Adolf Hitler langsam sein Augenlicht zurück. Knapp einen Monat zuvor war er bei einem Senfgasangriff der Engländer

der an der Front bei Comines kurzzeitig fast erblindet. Es war derselbe Ort, an dem er vier Jahre zuvor auch schon gelegen hatte, damals waren sie die Angreifer gewesen und euphorisch. Jetzt griffen die Feinde an und Hitler machte seine letzte Meldung. Ein kleines Heldenstück, bevor ihm die Welt dunkel wird, so hat er es später melodramatisch beschrieben: «Gegen Morgen erfasste auch mich der Schmerz von Viertelstunde zu Viertelstunde ärger, und um sieben Uhr früh stolperte und schwankte ich mit brennenden Augen zurück, meine letzte Meldung im Kriege noch mitnehmend. Schon einige Stunden später waren die Augen in glühende Kohlen verwandelt, es war finster um mich geworden.» Man brachte den bleichen Mann mit dem schmalen Gesicht zunächst ins Feldlazarett in der Nähe von Oudenaarde, von da ging es weiter ins Reservelazarett nach Pasewalk in der Nähe von Stettin. Hier gewann er langsam sein Augenlicht zurück. Einige Forscher behaupteten später, die Erblindung sei nicht durch Senfgas, sondern durch eine hysterische Reaktion des Gefreiten verursacht worden. Im Pasewalker Lazarett habe ihn der Psychiater Edmund Forster durch Hypnose von seinem Augenleiden geheilt, dabei aber vergessen, den Patienten aus seinem Trancezustand zu erwecken. Aber das ist nur Spekulation.

Jedenfalls tauchen auch hier in Pasewalk seit Anfang November revolutionär gesinnte Matrosen auf, da glaubt Hitler noch, es handele sich um eine «mehr oder minder örtliche Sache». In «Mein Kampf» wird er später schreiben: «Ich konnte mir nicht vorstellen, dass auch in München der Wahnsinn ausbrechen würde. Die Treue zum ehrwürdigen Haus Wittelsbach schien mir denn doch fester zu sein als der Wille einiger Juden.»

Am 10. November schliesslich aber die unerschütterliche Gewissheit. Der Pastor ist ins Lazarett gekommen und hat den Invaliden von den Ereignissen, von Kapitulation und Revolution in Berlin und München berichtet. Hitler wird gleich wieder blind vor Entsetzen: «Während es mir um die Augen wieder schwarz ward, tastete und taumelte ich zum Schlafsaal zurück, warf mich auf mein Lager und grub den brennenden Kopf in Decke und Kissen. Seit dem Tage, da ich am Grabe der Mutter gestanden, hatte ich nicht mehr geweint.»

Doch in der öffentlich beschriebenen Erinnerung ruft sich der junge Mann mit der schwankenden Sehkraft schnell wieder selbst zur Ordnung: «Da donnerte mich die Stimme des Gewissens an: elender Jämmerling, du willst wohl heulen, während es Tausenden hundertmal schlechter geht als dir.»

In seinem Kampfbuch geht dann alles sehr, sehr schnell. Der Gefreite Adolf Hitler, der in den vier Jahren in seiner Kompanie vor allem als treuer Befehlsempfänger aufgefallen war, behauptet, in der Folge der fatalen Nachrichten zu plötzlicher Entschlusskraft gereift zu sein: «In den Tagen darauf wurde mir auch mein Schicksal bewusst. Ich musste nun lachen bei dem Gedanken an meine eigene Zukunft, die mir vor kurzer Zeit noch so bittere Sorgen bereitet hatte.»

Doch erst einmal kehrt er zu seiner Division zurück, zu seiner «Ersatzfamilie». Zurück auch zu seinem Freund Ernst Schmidt, erfolgloser Kunstmaler wie Hitler, die beiden sind damals beinahe unzertrennlich. Im Regiment wird getuschelt, dass die zwei, die beide an Frauen nicht interessiert sind, ein Liebespaar seien. Die Demobilisierungseinheit des List-Regiments, dem Hitler an-

gehört, ist in München stationiert. Hitler hat eine tiefe Abneigung gegen München, aber er will nun einmal bei seinem Regiment bleiben. Er hat keinen Beruf, keine Familie, kein Geld, keine gesellschaftlichen Beziehungen. Er hat nur seine Einheit, die Kameraden, die Vorgesetzten, das Militär. Er will nicht demobilisiert werden, er will sich aber auch nicht den sich neu formierenden Freikorps anschliessen, zu denen sich demobilisierte deutschnationale Kämpfer jetzt zusammenschlossen. Ist dieser Adolf Hitler, den die Vorgesetzten aufgrund seiner unauffälligen, aber stets treuen Befehlsausführungen schätzen, damals schon so erfüllt mit Hass gegen alle Sozialdemokraten, Sozialisten und Juden, wie er später glauben machen wollte?

Am 19. November wird er in Pasewalk entlassen. Er macht sich allein auf nach München, wo auch seine Einheit bald aus Belgien kommend eintreffen soll. In Berlin kommt er am 20. November an, am Stettiner Bahnhof, der Zug nach München geht vom Anhalter Bahnhof ab. Er könnte den direkten Weg über die Friedrichstrasse nehmen, nimmt er aber nicht, da auf dem Schlossplatz eine gigantische sozialistische Machtdemonstration stattfindet.

Kann sein, es war Abscheu und Ekel, was den einsamen Gefreiten an diesem Tag auf den Berliner Schlossplatz trieb. Es kann aber auch sein – und vieles in Hitlers Verhalten auch in den kommenden Wochen spricht dafür –, dass seine Abneigung gegen die neuen Machthaber in Berlin und München so gross noch nicht war. Ja, es erscheint sogar möglich, dass er an diesem Novembertag in Berlin von dem roten Menschenmeer magnetisch angezogen wurde und es durchaus auch Faszination war, was er dabei empfand. Selbst in «Mein Kampf» scheint dies noch aufzuscienen: «Nach dem Kriege erlebte ich dann in Berlin eine Massen-

kundgebung des Marxismus vor dem Königlichen Schloss und Lustgarten. Ein Meer von roten Fahnen, roten Binden und roten Blumen gab dieser Kundgebung, an der schätzungsweise hundertzwanzigtausend Personen teilnahmen, ein schon rein äusserlich gewaltiges Ansehen. Ich konnte selbst fühlen und verstehen, wie leicht der Mann aus dem Volk dem suggestiven Zauber eines solchen grandios wirkenden Schauspiels unterliegt.»

Er wird in den nächsten Monaten Gelegenheit haben, manch weitere Schauspielinszenierung zu sehen in der Theaterstadt München. Hitler kommt an. Hitler ist Kurt Eisners Soldat.

Ein kleiner Dramatiker hat in diesen Tagen schon ein Schauspiel aus den aufwühlenden Ereignissen jener Wochen gemacht. Er ist soeben, am 18. November 1918, zwölf Jahre alt geworden, liest jeden Tag ein Buch, hat dichtes dunkles, leicht verstrubbeltes Haar, verträumte Augen, trägt oft einen Matrosenanzug und macht fast alles zusammen mit seiner um ein Jahr älteren Schwester Erika. Er lebt in dieser prachtvollen Villa, die wir schon kennen. Alles, was er über Politik weiss, weiss er von den Erwachsenen, von seinen Eltern, dem politisch schwankenden Vater, der demokratiefreundlichen Mutter, von der Grossmutter, die ihm zu Weihnachten Bertha von Suttners pazifistischen Roman «Die Waffen nieder» geschenkt hat, in der Ausgabe seiner Urgrossmutter, Hedwig Dohm, die eine der ersten Frauenrechtlerinnen Deutschlands war.

«Revolution! Revolution! Revolution!», schreibt er in sein Tagebuch. «Militärautos durchsausen die Stadt, Fensterscheiben werden eingeschmissen. Kurt Eisner ist Präsident; – Zu lächerlich. Und trotzdem schmeichelt es einem zu denken, in hundert

Jahren rede man von der bayrischen wie von der französischen Revolution. Die Sache mit dem Zauberer Uferino ist ins Wasser gefallen. Sonst war der Geburtstag sehr nett. Ich habe jetzt einen Kleist und einen Grillparzer und Körner und Chamisso.»

Klaus Mann findet das alles sehr, sehr aufregend. Er formt die Zeit augenblicklich in ein Theaterstück um, das nennt er «Bayerns Revolution». Ein zaudernder, menschenfreundlicher Kurt Eisner wird von den entschlossenen, aufwieglerischen Wilhelm Herzog und Erich Mühsam zu Revolution und Machtübernahme getrieben. Herzog feuert den Zögerer an: «Kein Recht gilt mehr, das Volk ist frei! Die rote Flagge weht, wir werden als Erlöser angejubelt, und Sie, Eisner, sind Präsident.» Worauf Klaus Manns Eisner friedfertig erwidert: «Ich fürchte mich so sehr, dass Blut vergossen wird.» Herzog, ein Vampir der Revolution, treibt ihn zur Tat. Eisner, zitternd: «Ihr macht mich schauern! Doch wenn es ohne Blutvergiessen ginge, würde mich das sehr freuen.»

Der Dramen-Eisner, so menschenfreundlich angetreten, hat es nicht leicht. Klaus Mann lässt ihn monologisieren: «Wie schön dachte ich mir s doch, ein Volk zu befreien, zu erlösen, zu regieren, ihnen ein Vater zu sein! Das waren verlorene Illusionen. Von allen Seiten wird man angefochten. Undank ist der Welt Lohn! Ich stehe auf schwankenden Füßen.»

Ob es die Füße waren, die da schwankten, oder doch eher der Boden – der Junge im Matrosenanzug, der emphatisch mitfühlende Sohn des grossen deutschen Schriftstellers Thomas Mann, hat die Ereignisse recht genau beschrieben.

Die Monate, die auf die Nacht der plötzlichen Machtübernahme im November folgten, waren eine chaotische Zeit. Eisner war von Anfang an von Gegnern aus allen politischen Lagern bedrängt. Nicht nur von den Rechten, den Nationalisten, den Königlichen, den Antisemiten, den Antidemokraten. Nein, seine unnachsichtigsten und gefährlichsten Gegner waren von Anfang an die gemässigte Linke der Mehrheitssozialdemokraten um Erhard Auer in Bayern und Friedrich Ebert und Gustav Noske von den regierenden Sozialdemokraten in Berlin und die radikale Linke, die Anarchisten und Kommunisten in München und Berlin.

In seiner ersten Rede vor dem neuen Landtag am 8. November stellt er seine neue Regierung vor: «Wir haben in den letzten Tagen in wenigen Stunden gezeigt, wie man Geschichte macht, wie man Tatsachen revolutionär für alle Zukunft schafft. Keiner von Ihnen wird heute, welche Anschauung er immer haben mag, des törichten Glaubens sein, dass der Strich, den wir in einer friedlichen Erhebung unter die gesamte Vergangenheit des bayerischen Staatslebens gemacht haben, jemals wieder ausgelöscht werden könnte. Und wenn Sie vielleicht den Eindruck gehabt haben, dass diese radikale Umgestaltung der bayerischen Verfassung und des gesamten Lebens einen etwas anarchistischen Charakter hatte, so ist das nur ein Missverständnis des Augenblicks.»

Der in der Nacht durch einen revolutionären Umsturz an die Macht geputschte neue Herrscher Bayerns entschuldigt sich für die vorübergehende Unordnung. Es ist, als wollte er Thomas Mann und seiner Tagebuchnotiz, dass jede Revolution schon im Moment ihrer Vollendung konservativ werde, recht geben. Auch die Ministerien will Eisner weitgehend im bisherigen Zuschnitt

belassen, wie er den staunenden Herren im Landtag verkündet. An diesem 8. November sitzen dort Mitglieder des Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates, der sozialdemokratischen Fraktionen, des Bauernbundes aus dem alten Landtag und einige freisinnige Abgeordnete. Der Grund für die Beibehaltung der alten Ministeriumsstrukturen, erklärt Eisner, ist, «dass wir den Beamten, auf deren freudige, vielleicht erlöste Mitwirkung wir rechnen, deren Los in der Demokratie sicherlich ganz anders sein wird als bisher, es nicht erschweren wollen, sich in die neuen Zustände hineinzufinden».

Dann stellt er sein Kabinett vor, präsentiert sich selbst, unter dem Beifall des Parlaments, nicht nur als Ministerpräsident, sondern auch als Aussenminister der neuen Regierung, erklärt, dass das Kriegsministerium nunmehr Ministerium für militärische Angelegenheiten heissen solle und erstmals von einem Zivilisten, dem SPD-Mann Albert Rosshaupter, geleitet werde. Als er den Innenminister – «wegen der Lebensmittelversorgung eines der wichtigsten Ämter» – vorstellt und den Namen Erhard Auer nennt, erhebt sich Widerspruch.

Aber hier geht es um einen Kern von Eisners Regierungswollen. Er will, er muss die konservativen Mehrheitssozialdemokraten in seine Regierung einbinden. Seine eigene Partei, die Unabhängige Sozialdemokratie, hat gerade auf dem Land in Bayern so gut wie keine parteipolitischen Strukturen, kaum Leute, auf die man bei zukünftigen Wahlen bauen kann. Und Eisner will der Ministerpräsident von so vielen Bayern wie möglich sein. Ein Volkspräsident, das ist seine Vision, das ist sein Traum. Also richtet er sein Wort direkt an die Auer-Gegner im Landtag: «Ich höre Widerspruch und ‚Nein‘; aber wenn wir entschlossen sind, den Weg in der Sozialdemokratie und Arbeiterschaft hinfort gemeinsam zu

gehen, so ist auch das ein Symbol, dass wir aus vollster Überzeugung Ihnen die Wahl des Herrn Auer empfehlen können.» An dieser Stelle verzeichnen die Protokollanten des Landtags Beifall.

In den ersten Tagen wird Eisner von einer Welle der Euphorie getragen. Er kann es ja selbst nicht glauben, wie leicht das alles ging. Wie widerstandslos sich da ein tausendjähriges Königreich in Luft auflöste. Wie leicht dieser Sieg nach vierjährigem Kampf gegen übermächtige Gegner am Ende plötzlich fiel.

Die ersten Tage waren Karnevalstage der Demokratie. Die königlichen Minister räumten ihre Büros, rote Fahnen hingen von den öffentlichen Gebäuden der Stadt, auch von den Türmen der Frauenkirche, überall sah man diskutierende Menschen, die ganze Stadt war auf den Beinen. Am Stachus, am Marienplatz drängte sich oft eine tausendköpfige Schar, politische Strassenredner standen an jeder Ecke der Altstadt, Lastkraftwagen mit schwer bewaffneten Revolutionären fuhr durch die Strassen, Bettler mit Rucksäcken und Karren voller Wein und Lebensmitteldosen, Matrosen, Soldaten ohne Rangabzeichen, Vagabunden. München debattierte, München atmete auf. Ganz ernst nahm man diese neue Regierung noch nicht unbedingt. Aber das Ende des Krieges, der Beginn einer neuen Zeit, das nahm man ernst und das spürte man überall.

Kurt Eisner schienen Flügel zu wachsen in diesen ersten Tagen. Man sah ihn immer wieder mit wehendem Haar im offenen Wagen durch die Strassen Münchens fahren. Alle wollten ihn sehen und er wollte gerne gesehen werden. Er war euphorisch, auch wenn er schon am zweiten Tag seiner Regierungszeit einen schweren Schicksalsschlag erlitten hatte. Sein wichtigster Freund und Mitstreiter, der blinde Bauernführer Ludwig Gandorfer, der

mit ihm am Abend des 7. November durch die Strassen Münchens marschiert war, frisch ernannter Vorsitzender der Bauernräte, respektiert und anerkannt von den Bauern Bayerns, wichtigster Verbindungsmann der neuen Regierung ins unbekannte, unrevolutionäre Land da draussen, war schon am zweiten Tag der neuen Zeit auf einer Autofahrt zu einer Bauernversammlung in Niederbayern in einer scharfen Kurve vor Schleissheim aus der Kurve getragen worden und gestorben. Sein Bruder Karl folgte ihm nach. Doch die Popularität des blinden Ludwig hatte er nicht.

Und das Land und die Landbevölkerung waren ein grosses, vielleicht das grösste Problem der neuen Regierung. Die Hauptstadt war natürlich abhängig – in diesen dünnen Zeiten mehr denn je – vom Wohlwollen der Bauern dort draussen, von Lebensmittellieferungen, Milch, Fleisch, Gemüse vom bayrischen Land. Aber die Bauern interessierten sich nicht für die debattierende Volksregierung in München. Volk waren sie selbst. Selbst während des Krieges hatte man sich, solange die Söhne nicht eingezogen wurden, für das sogenannte Weltgeschehen nicht interessiert. Für Bauernräte und ähnlichen modernen Firlefanz hatte man eh gar keine Zeit. Hätte Ludwig Gandorfer das ändern können? In einigen Teilen des Landes vielleicht. Doch dieser Traum endete in der Schleissheimer Kurve.

Aber es sind noch die ersten Tage der neuen Zeit. Die Euphorie Eisners ist trotz des Todes des blinden Freundes riesengross. Am 17. November erlebt er den schönsten, den prachtvollsten Tag seiner kurzen Regentschaft.

Die neue Regierung hat das Volk zur Revolutionsfeier ins Nationaltheater eingeladen. Die Karten wurden per Los zugeteilt.

Die neuen Minister sitzen im ganzen Haus verteilt. Ehrenplätze gibt es keine. Man sieht auch keine militärischen Rangabzeichen. Nur rote Schärpen, rote Schleifen, rote Armbinden. Der berühmte Villenarchitekt Emanuel von Seidl hat das Opernhaus festlich dekoriert. Die Theaterstadt München feiert sich und ihren neuen Präsidenten.

Der hat als musikalisches Programm seinen Beethoven gewählt. Die Leonoren-Ouvertüre. Natürlich dirigiert Bruno Walter, Thomas Manns bester Freund, der eben noch um Geld und Leben gezittert hat. Es ist ein vollendetes Konzert.

Danach teilt sich der Vorhang und Eisner erscheint, die kleine Brille, der zerzauste Bart, die hohe Stirn. Beifall rauscht. Der Vorhang schliesst sich hinter ihm. Er schweigt, er schaut, er beginnt:

«Freunde! Die Klänge, die eben an Ihre Seelen gedungen, malen die Ungeheuerlichkeit eines tyrannischen Wahnsinns: Die Welt scheint im Abgrund versunken, zerschmettert. Plötzlich tönen aus Dunkel und Verzweiflung die Trompetensignale, die eine neue Erde, eine neue Menschheit, eine neue Freiheit ankündigen. So sah Beethoven das Schicksal der Welt. So trug er sein Herz, schwer von Sehnsucht, durch die Zeiten seines gedrückten Lebens. Das Kunstwerk, das wir eben gehört, schafft in prophetischer Voraussicht die Wirklichkeit, die wir eben erlebt.»

Kurt Eisner reisst sich selbst mit und den ganzen Saal. Er entwirft an diesem Abend im Nationaltheater seinen Traum, seine Utopie, die er in Wirklichkeit verwandeln will, ja, er hält die Wirklichkeit bereits für verwandelt. Er sieht es doch und mit ihm sollen es alle sehen, dass die Realität sich auf wundersame Weise

über Nacht seinen kühnsten Träumen anverwandelt hat. «Freunde!», ruft er wieder. «Was wir in diesen Tagen erleben, ist ein Märchen, das Wirklichkeit geworden.»

Und er erinnert an den toten Freund, «mit dem ich Arm in Arm an jenem wilden Nachmittag und Abend durch die Strassen Münchens gestürmt bin, an jenem Tage, der die neue Freiheit schuf». Ein ungleiches Zwillingsheldenpaar, so beschreibt er sich und Gandorfer: «Dieses Zusammenarbeiten eines einfachen Schriftstellers, eines geistigen Arbeiters aus der Stadt, mit einem begabten, tapferen, heldenmütigen Bauern vom Lande: das ist ein Anzeichen, ein Symbol der neuen Demokratie, die hier in Bayern, in Deutschland, auf der Welt werden soll.»

Sie hier in Bayern, sie sind der Samen einer neuen Welt. Hier beginnt im Kleinen, was allumfassend werden soll. Eine «Armee der Rettung» soll das Volk bilden. Und die permanente Demokratie. «Wir verstehen unter Demokratie nicht, dass alle paar Jahre alle Bürger das Wahlrecht ausüben und die Welt regieren mit neuen Ministern und neuem Parlament. Wir, die wir eine neue Form der Revolution gefunden haben, wir versuchen auch eine neue Form der Demokratie zu entwickeln. Wir wollen die ständige Mitarbeit aller Schaffenden in Stadt und Land.»

Dies war der eine Kern seines Regierungsprogramms. Permanente Demokratie. Dafür waren die Räte da. Die Räte waren die Inseln permanenten, demokratischen Miteinanders, die ihre Beschlüsse dann direkt an die Regierungsvertreter übermittelten. Eisner wollte starke Räte, er glaubte fest daran, dass, je länger diese urdemokratische Institution erprobt, genutzt und mit Leben gefüllt würde, sie mit der Zeit umso stärker würde. Eisner war bereit, ein gewähltes Parlament parallel zu den Räten arbeiten zu

lassen. Die Mehrheitssozialdemokraten wollten nur ein ordentliches Parlament. Die Kommunisten und Anarchisten, aber auch Teile seiner eigenen Partei, der USPD, wollten nur die Räte. Eisner glaubte, es gebe einen Kompromiss. Er glaubte, Räte und Parlament könnten gemeinsam bestehen, denn sein Glaube an das Volk, an die Mitbestimmungssehnsucht des Volkes war so gross, dass er sicher war, dass die Räte sich mit der Zeit ganz von selbst durchsetzen werden und das Parlament überflüssig machen oder zu einem reinen repräsentativen Schmuck-Parlament schrumpfen lassen werden. Und Eisner berichtet von Tausenden von Briefen, die ihn erreicht hätten in den letzten Tagen. Vom Enthusiasmus, der sich draussen rege. Er ist mitgerissen und er reisst mit. Es ist, so beschreibt er es und so ruft er es in den hohen Saal, «eine Erschütterung tiefster Art».

Permanente Mitbestimmung aller an allem – das ist der erste Punkt der Eisnerschen Regentschaft. Zum zweiten kommt er danach: Frieden. Und die Unmöglichkeit, je wieder einen Krieg zu erleben. Vor allem die Unmöglichkeit, je wieder einen Krieg von deutschem Boden aus zu beginnen. Denn von der Kriegsschuld des deutschen Kaisers ist er überzeugt. Er bekennt sich zur deutschen Schuld, nein, er ruft das Vater-unser-Wort: «Wir bekennen unsere Schuld!» Schränkt aber das Schuldbekenntnis kurz darauf ein. Denn nicht er, der Kriegsgegner der ersten Stunde, trägt ja die Schuld, sondern die anderen, die Regierenden von einst, die deutschen Monarchen. «Indem wir die Schuldigen an diesem Weltverbrechen beseitigten», fährt er fort, korrigiert sich gleich, «so menschlich beiseiteschoben, wie noch niemals, mit einer Rücksicht, die jene nicht verdient haben», sei der Weg nun frei für Frieden für immer. «Das war der letzte Krieg!», ruft Eisner.

Und nähert sich dem Finale dieses religiösen Festaktes des neuen Bayern, des Traumlandes von Kurt Eisner und seinen Genossen: «Wir grüssen, die unsere Feinde waren. Wir senden unsere Grüsse zu den Volkern Frankreichs, Italiens, Englands und Amerikas. Wir wollen mit ihnen gemeinsam die neue Zeit aufbauen. [...] Die Freiheit erhebt ihr Haupt, folgt ihrem Rufe!»

Jubel bricht los, Beifallsstürme, die Bereitschaft aller mitzumachen, scheint an diesem Abend im Nationaltheater von München für jeden Besucher und für den Redner vor allem spürbar.

Aber das ist schnell vorbei. Als er dieselbe Rede am selben Ort zwölf Tage später vor Schülern und Studenten wiederholt, schrillen schon nach der Leonoren-Ouvertüre Trillerpfeifen und beleidigende Rufe durch den Saal. «Friss Dreck!», rufen sie dem Redner Eisner zu, als er sagt, er habe noch gar nicht richtig gefrühstückt. Und als er vom «verfluchten Staat der Vergangenheit» spricht, wird er von wildem Pfeifen unterbrochen.

Kurt Eisner selbst hat in diesen Tagen den Glauben an sein neues Reich schon fast ganz verloren. Am 25. November war er nach Berlin gefahren, um an der Konferenz der Ministerpräsidenten der deutschen Einzelstaaten teilzunehmen. Vor allem aber, um bei den Berliner Zeitungen die Veröffentlichung geheimer Dokumente zu veranlassen, die die deutsche Kriegsschuld belegen sollten. Eisner hatte zu diesem Zwecke Berichte des bayerischen Gesandten in Berlin aus den Monaten Juli und August 1914 angefordert. Einige Berichte, so hatte ihm Staatsrat Lössl vom bayerischen Aussenministerium «schlotternd» gestanden, habe er am 7. November vernichtet, da er fürchtete, sie könnten einigen

Personen gefährlich werden. Gut, aber es waren noch genug Dokumente da, die nach Eisners Ansicht ausreichend klar belegten, dass die deutsche Regierung in den Wochen vor dem Krieg ihre österreichischen Verbündeten zu ihrem forschen Vorgehen gegenüber Serbien ermutigt hatten. Diese Dokumente wollte Eisner nun veröffentlicht wissen.

Der bayerische Ministerpräsident beabsichtigte damit zweierlei. Erstens wollte er die alte Nomenklatura diskreditieren, die sich im Berliner Aussenministerium auf die Friedensverhandlungen mit der Entente vorbereitete. Weil er sie wirklich für in wesentlichen Teilen schuldig am Krieg hielt und weil er sicher war, dass Deutschland mit diesen Leuten am Verhandlungstisch von den Siegermächten fatale Friedensbedingungen diktiert werden würden. Denn das war der zweite, wesentlichere Grund für sein Handeln. Er wollte Deutschland zwingen, sich zu seiner Schuld zu bekennen, um so die Verhandlungspartner zu einem kommoden Friedensvertrag zu bewegen. Am Tag seiner Rede im Nationaltheater hatte er aus Amerika von einem Mittelsmann Präsident Wilsons ein Telegramm erhalten, von dem sich Eisner ermutigt fühlte, so zu handeln. Der Mittelsmann, der Theologe George Davis Herron, telegraphierte am 17.11. an Eisner, er habe mit Wilson gesprochen und folgere aus dem Gespräch: «Vor allem rate ich Ihnen dringend, (...) die ersten Schritte zu einem vollen und offenen Bekenntnis der Schuld und Untaten der deutschen Regierung am Anfang des Krieges und an den Grausamkeiten der Kriegführung zu unternehmen. Die moralische Wirkung einer solchen Haltung wäre gewaltig», so der Amerikaner.

Das war auch Eisners Glaube. Die deutsche Regierung zum Schuldbekentnis zwingen, das war seine Mission.

Die Dokumente sollten in allen grossen Zeitungen des Landes veröffentlicht werden. Eisner-Leaks würde man es heute wohl nennen. Für eine exklusive Vorabveröffentlichung hatte er sich für das «Berliner Tageblatt» entschieden, neben der «Vossischen Zeitung» damals die einflussreichste Berliner Tageszeitung, die seit 1906 vom legendären Publizisten Theodor Wolff geleitet wurde.

Der bayerische Ministerpräsident lud Wolff ins Palais der bayerischen Gesandtschaft in Berlin, um ihm die Dokumente zu übergeben und die Motive seines Handelns zu erläutern. Vor allem aber wollte er dem berühmten Journalisten von seiner heimischen Revolution erzählen. «Unsere Revolution war wirklich schön», schwärmte er Theodor Wolff vor. «Blut ist nicht geflossen, und es war ein prachtvolles Schauspiel, wir sind alle auf die Strasse gegangen und haben die Kasernen gestürmt.» Dann tadelte er scharf die Berliner Regierung unter Führung der SPD, die kein Vertrauen verdiene und keine Sympathien im Ausland habe. Wolff erklärte Eisner, dass er die Dinge von einem anderen Standpunkt betrachte, und als Eisner merkte, dass sie sich nicht einig wurden, bekräftigte er zum Abschluss, etwas resigniert und träumerisch: «Unsere Revolution in München hätten Sie sehen sollen.» So als füge er innerlich seufzend hinzu: Dann würden Sie mich verstehen und auch an die Menschheit und die herrlichsten Möglichkeiten glauben.

Aber Wolff glaubte nichts, veröffentlichte nur wie abgesprochen die Dokumente einen Tag vor allen anderen Zeitungen des Landes.

Eisner war deprimiert von dem Treffen mit Theodor Wolff. Noch tiefer hatte ihn die Begegnung mit dem Kommunistenführer Karl Liebknecht getroffen, den er kurz zuvor ebenfalls in der bayerischen Gesandtschaft empfangen hatte und von dem er sich

ein unterstützendes Wort für seine bayerische Volksregierung versprochen hatte. Doch nichts konnte Liebknecht ferner liegen. Völlig unmissverständlich machte er Eisner klar, dass er von seinem kompromisslerischen Regime in Bayern überhaupt nichts halte. Die Durchführung des Sozialismus sei nur möglich, wenn alles vollkommen niedergerissen werde. Erst nach der Vernichtung des gesamten kapitalistischen Systems könne der Neuaufbau erfolgen.

So hat es Eisner selbst in einer Aktennotiz nach seinem Berlin-Besuch ernüchtert aufgeschrieben. Er weiss, dass er nun mit umso härterer Opposition von der radikalen Linken in seinem Bayernland rechnen muss. Von den Mehrheitssozialdemokraten, die seinen Schritt zur Dokumentenveröffentlichung scharf kritisieren, ohnehin. Und so fügt jemand, vermutlich Fechenbach, unter Eisners Notiz über das Treffen mit Liebknecht den knappen Kommentar hinzu: «Eisner zu Hause: die Revolution ist gescheitert.»

Schon? Kaum drei Wochen nach der Traumnacht von München? Weniger als zehn Tage nach seinem Triumph im Nationaltheater?

Kurt Eisner hatte sich täuschen lassen von der Welle jener Nacht vom 7. auf den 8. November. Die Macht hatte frei in der Luft gebaumelt, er hatte sie einfach nur pflücken müssen, einfach nur weitermarschieren müssen, als Auer und seine Freunde nach Hause gegangen waren. Hatte er wirklich gedacht, das könnte so weitergehen? Hatte er geglaubt, ein umjubelter Volkskönig zu werden, der Mann, auf den alle gewartet hatten und der den Menschen den ersehnten Frieden, die ersehnte Versöhnung mit den Nachbarn und die Demokratie bringt und dafür geliebt und gefeiert wird? Die ersehnte Verwirklichung der Vision Schillers und

Beethovens, weniger als hundert Jahre nach Vollendung der neunten Symphonie: «Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuss der ganzen Welt!»? Dachte Kurt Eisner wirklich, die Menschen hätten gemeinsam mit ihm nur auf diesen herrlichen Moment gewartet, um nun den Weg mit ihm gemeinsam zu gehen?

Nein, so naiv war Eisner nicht. Natürlich wusste er, dass ein Umsturz des kompletten politischen Systems über Nacht nicht einfach so geschehen und dann aufs Harmonischste vollendet werden würde. Aber die ersten Tage waren eben einfach zu leicht gewesen. Und er hatte sich an seinen schönen grossen Worten selbst berauscht. Sein Traum! Die Kunst: erwacht zum Leben. Politik: ein beständiges, kontroverses, gutwilliges Miteinander unter Gleichen. Versöhnung: mit allen. Wer um alles in der Welt konnte ernsthaft dagegen sein? Und nun traf er überall nur auf Bedenken, Widerstände, Hohn, Spott und immer öfter auf blanken Hass. Gerade die wohlmeinenden, die, die er für seine politischen Freunde gehalten hatte, wendeten sich ab.

Es wurden neue, linksradikale Vereinigungen gegründet, in scharfer Opposition zur Regierung. Sein alter Mitkämpfer, der Anarchist Erich Mühsam, gründete eine «Vereinigung revolutionärer Internationalisten», ein deutsch-russischer Student aus Moskau, Max Levien, gründete den kommunistischen Spartakusbund, die Sozialdemokraten drängten auf schnelle Wahlen, seine Minister wendeten sich öffentlich von ihrem Präsidenten ab.

Kurt Eisner blieb äusserlich unbeirrt. Aber es waren bittere Wochen. Wo war die Euphorie hin? Wie konnte er weiterhin den stolzen Ministerpräsidenten geben, der seinem Volk den Weg wies? Er fuhr oft aufs Land, um dort vor den Bauern zu reden,

Begeisterung zu wecken für die Idee der tätigen Demokratie, der Mitbestimmung gerade der Menschen auf dem Land, über deren Köpfe hinweg in der Vergangenheit immer und alles in den Hauptstädten entschieden worden war.

Doch das Interesse auf dem Land war lächerlich gering. Es würde ohnehin alles so weitergehen wie bisher. Die ideale Regierung war eine, von der man hier nichts bemerkte. «Aber jetzt regieren wir!», rief der revolutionäre Dichter Oskar Maria Graf einem Freund bei einem Besuch auf dem Land zu. «Ihr?», fragte der ironisch zurück. «Da wird gewiss was Gescheites draus! Da heraussen kümmert sich ja doch keiner was drum.»

Der in der Stadt euphorisierte Graf wird von seiner Wiederbegegnung mit dem Land augenblicklich heruntergekühlt auf Realitätstemperatur: «Da machen sie Kriege und Revolutionen und rennen herum und kämpfen, lassen sich totschiessen für fixe Ideen, machen Gesetze, verbieten und verhaften ... Und da heraussen, rundherum, geht alles den gewöhnlichen Gang: Der Bauer ackert, das Korn wächst, es wird Winter und Sommer, die Menschen fangen an und sterben, und alles ist friedlich und schön ... Zu was eigentlich dieser ganze Rummel?»

Doch ganz so friedlich war es dann auch wieder nicht. Wenn Eisner kam und redete, war er auf dem Land ebenso feindlichen Attacken ausgesetzt wie in der Hauptstadt. Es gab Pläne und Versuche, ihn zu entführen, festzusetzen und den SPD-Mann Auer als Präsidenten auszurufen. Von Rechtsnationalen wurde Eisner immer wieder als Salomon Koschinsky begrüsst, was einem stets wiederholten Gerücht der antisemitischen Presse zufolge der

wahre, ostgalizische Name des Ministerpräsidenten sein sollte. Der Berlinerjude Eisner hatte auf dem bayerischen Land, sosehr er sich auch um einen bayerischen Akzent bemühte und seine Liebe zu Bayern betonte, einen unendlich schweren Stand. Viel mehr: Er hatte keine Chance.

Und die Angriffe der bayerischen Presse in der Stadt wurden immer aggressiver. Am 6. Dezember bestellte Kurt Eisner den Chefredakteur des «Bayerischen Kurier» in sein Büro, um sich über zahlreiche Fehler in der Berichterstattung des Blattes zu beschweren, unter anderem auch über die Verbreitung des «Koschinsky»-Gerüchtes. Das Gespräch verlief vernünftig und sachlich, der Chefredakteur warnte aber vor einer drohenden Besetzung der Redaktion und Druckerei seiner Zeitung. Eisner versicherte, da sei nichts zu befürchten. Doch als sich der Herr vom «Kurier» zum Gehen wendete, traf im Ministerium die Mitteilung ein, der «Kurier» werde soeben gestürmt.

Erich Mühsam hatte mit einigen Mitkämpfern Redaktion und Druckerei besetzt, erklärte den Betrieb als sozialisiert und die Arbeiter zu Teilhabern. Schon am nächsten Morgen erschien auf der Seite eins des «Bayerischen Kurier» ein Aufruf der «revolutionären Internationalisten Bayerns», beginnend mit der Erklärung: «Brüder! Die Soldaten und Arbeiter Münchens haben heute Nacht die Zeitungen besetzt.»

Der Ministerpräsident eilte noch am selben Morgen persönlich in die Redaktion und liess Mühsam und seine Freunde mithilfe der Schutzwache mit Gewalt entfernen. Eisner ordnete an, die Zeitung habe nun wieder, wie vor der Besetzung, geordnet zu erscheinen. Doch die Drucker waren nicht sehr begeistert, dass sie ihren neuen Besitz schneller wieder los sein sollten als gedacht.

Ein Drucker wendete sich direkt an Kurt Eisner: «Aha, Herr Ministerpräsident, was is'n nacha mit da Sozialisierung?»

Nix wars mit der Sozialisierung. Wie auch sonst nix sozialisiert wurde in diesen Tagen in München.

Aber Erich Mühsam und sein Trupp machten sich, kaum waren sie aus der Druckerei geworfen, schon auf zum nächsten Ziel. Zur Wohnung Erhard Auers. Der hatte am 2. Dezember öffentlich mit seinem Rücktritt als Innenminister gedroht, für den Fall, dass Eisner nicht endlich einen Termin für Wahlen zum Landtag bekanntgeben würde. Eisner hatte sich unter dem zunehmenden Druck auf einen Termin festgelegt. Doch Mühsam und seine revolutionären Internationalisten wollten lieber Auers Rücktritt als einen Wahltermin. Also drangen sie bei ihm ein, Auer wird später von 300 Bewaffneten sprechen, das ist wohl etwas übertrieben. Jedenfalls schrieb Auer gleich einen Text, in dem er erklärte, er weiche der Gewalt und lege sein Amt als Innenminister nieder. Die Gruppe nahm die Erklärung zufrieden entgegen und verliess die Ministerwohnung. Wenig später aber kehrte sie zurück und teilte Auer mit, die Erklärung sei noch nicht gut genug, er müsse die Sache mit der Gewalt weglassen und erklären, dass er freiwillig zurücktrete.

Jubelnd zog die Menge zum Aussenministerium, wo sie ihrem Ministerpräsidenten den fantastischen Triumph, den Rücktritt seines Erzfeindes, verkündete. Eisner erwiderte seinen vermeintlichen Freunden: «Warum habt ihr mir von eurem Vorhaben nichts mitgeteilt? Wenn ihr mich gefragt hättet, so hätte ich euch wahrscheinlich abgeraten. Was ihr heute getan habt, war sicherlich gut gemeint und ist sicherlich aus Liebe zu mir geschehen, aber es war nicht gut. Wenn ihr wieder einmal Beschwerden habt, dass euch an der Regierung etwas missfällt, so kommt zu mir. Ich

stehe jederzeit für jeden von euch zur Verfügung. Und nun geht ruhig nach Hause.» Ein Ministerpräsident aus dem Traumreich der Freundschaft.

Diese kurze Ansprache kommentierte der erzkonservative Münchner Bürger, Lehrer, Intellektuelle Josef Hofmiller in seinem Tagebuch und betonte dabei vor allem das wirklich befremdliche oder ungeschickte Wörtchen «wahrscheinlich» in Eisners Rede: «,Wahrscheinlich' ist ein Wort, das man in entscheidenden Fragen niemals gebrauchen darf. Dieses ‚wahrscheinlich‘ wird ihm die SPD nicht verzeihen und die USPD ebensowenig.» Schliesslich fragte er sich: «Weiss Eisner selbst, was er will? Noch schlimmer: will er überhaupt etwas? Oder lässt er sich nur noch treiben? Aber er treibt ja nicht allein, wir alle treiben mit: wohin treiben wir?»

Zunächst einmal treibt alles auf die Wahlen zu. Für den 12. Januar sind sie geplant. Die Euphorie in der Stadt ist längst einer neuen Müdigkeit und Gereiztheit gewichen. Die Kämpfe zwischen den Parteien werden immer schärfer und brutaler geführt, die Regierung ist längst schon keine gemeinsame Regierung mehr. Eisners Traum der Vereinigung der Linken unter seiner Führung ist zu einem Desaster geworden.

Am 7. Januar kommt es wieder einmal zu einer Demonstration auf der Iheresienwiese. 4'000 Arbeitslose demonstrieren für eine Erhöhung der Arbeitslosenunterstützung. Der Minister für soziale Fürsorge, Hans Unterleitner, geht auf die Forderungen der Demonstranten ein, trotzdem machen sie sich auf den Weg zum Ministerium, um ihre Macht und Stärke zu demonstrieren. Es kommt zu gewaltsamen Auseinandersetzungen mit der Polizei,

drei Menschen sterben, acht werden verletzt. Eisner sieht sich gezwungen, einige Führer der radikalen Linken zu verhaften, darunter seinen ehemaligen Mitkämpfer Erich Mühsam und den russisch-deutschen Studenten Max Levien, einen der Mitbegründer der Kommunistischen Partei Deutschlands.

Dramatischer hätte sich der Bruch in der Linken so kurz vor den Wahlen nicht demonstrieren lassen. Der Exhäftling Eisner lässt den befreundeten Exhäftling Mühsam wieder ins Gefängnis werfen. Die Kommunisten hassten Eisner dafür. Bei der Rechten und den Mehrheitssozialdemokraten konnte Eisner längst nichts mehr gewinnen. Die Kluft, in die er kurz nach seinem Machtantritt gestürzt war, wurde immer breiter und tiefer. Und der Ministerpräsident war darin inzwischen fast allein.

Mühsams und Leviens Genossen liessen sich eine solche Demütigung von diesem schwächlichen Präsidenten natürlich nicht gefallen. Sie zogen vor das Ministerium des Äusseren, in dem Eisner gerade weilte, und forderten die Herausgabe der Gefangenen. Eisner liess nicht mit sich reden, nicht einmal einen Gesandten der Gruppe liess er vor. Doch der Matrose Rudolf Egelhofer, der später Bayerns Rote Armee anführen wird, schnappte sich eine Leiter und drang ganz einfach durchs Fenster in Eisners Arbeitszimmer ein. Der willigte nun in die sofortige Freilassung der Gefangenen ein.

Gegenüber den Sozialdemokraten erklärte er sein Zurückweichen später so: «Die Matrosen standen mit Handgranaten bereit. Ich wollte keinen Mord vor meinem Ministerium, deshalb gab ich im letzten Moment nach.»

Ein Politdrama auf offener Strasse. Jeden Tag war eine neue Überraschung möglich. Die humorvollsten Bewohner von Bay-

erns Hauptstadt nahmen Eisners Regentschaft inzwischen als Komödie.

Die beliebte Schauspielerin Tilla Durieux, die in diesen Tagen kaum eine politische Versammlung versäumte und die so oft in Eisners Ministerium des Äusseren zu Besuch war, dass Minister von Frauendorfer den Dienstsitz Eisners bereits als «Bordell» bezeichnet und dem Ministerpräsidenten eine Affäre mit der Schauspielerin nachgesagt hatte, Tilla Durieux also wollte an diesem Abend dem Ministerpräsidenten einen Besuch abstatten und sah den kletternden Matrosen an der Hauswand, den sie für Erich Mühsam hielt. Sie schaut. Sie staunt. Sie lacht. «Zu diesem Schauspiel kamen wir gerade zurecht», schreibt sie in ihren Erinnerungen.

Die Politik – ein Schauspiel. Und eine hohe Kunst. Kurt Eisner selbst hatte in einer seiner ersten Schriften im Jahr 1888 schon die Sozialisierung des Theaters gefordert. Hatte das Theater als Stätte der Volksbildung, der politischen Erziehung, des Strebens nach dem Höchsten und Besten der Menschheit gefordert. Jetzt sollte es endlich so weit sein. In einer Rede im provisorischen Nationalrat am 3. Januar 1919 erinnert er die Zuhörer an seine frühe Theaterschrift und geisselt das Theater der Gegenwart. Er wütet gegen «die Verpöbelung des Geschmacks», fordert die Presse auf, in ihren Druckerzeugnissen auf die Erwähnung von jeglicher Form von Kitsch, Operette, Tingeltangel zu verzichten und nur noch die wahre, grosse Kunst zu besprechen. Die Kritik möge ab sofort darauf verzichten, «irgendein literarisch nicht wertvolles Werk überhaupt nur zu erwähnen». «Ich halte das Theater in seinem heutigen Betriebe für eine nicht sehr erhebliche Erscheinung», er-

klärt der ehemalige Theaterkritiker, der nun Ministerpräsident ist, den versammelten Regierungsmitgliedern. Er erinnert an das Theater in Berlin während der Kriegsjahre: «Wer gesehen hat, wie dort Kriegsgewinnler, die ja äusserlich sofort kenntlich sind» («Heiterkeit» verzeichnet hier das Protokoll), «sich an Tragödien belustigt haben, wie sie wiewerten über Dinge, die sie nicht verstanden haben, musste allerdings diese Theater als Stätten der Unzucht betrachten (Rufe: Sehr wahr!), als geistige Bordelle für Kriegsgewinnler.»

Er habe eine Art private Utopie: «Ich wünschte, ich könnte selber Theaterstücke schreiben, sie könnten als Propagandamittel unserer revolutionären Politik aufgeführt und diese dramatische Kunst könnte hinausgetragen werden in das letzte Dorf, dann haben wir durch die Kunst ein Erziehungsmittel für die Menschen, wie es stärker und gewaltiger gar nicht gedacht werden könnte. Ich habe da von mir gesprochen [...] und wollte eigentlich sagen, ich wünschte, Sie könnten diese Arbeit leisten.»

Ein deutscher Ministerpräsident wünscht sich von den Ministern seines Landes Theaterstücke, um die Bevölkerung zu erziehen. «Neubeseelung des Volkes» nennt er sein grosses Ziel in dieser bemerkenswerten Rede noch.

Es ist eine echte Herzensrede. Man spürt sofort, hier geht es um alles. Hier geht es auch um den Kern seiner Regentschaft. Es geht um Kunst als Mittel, die Menschen zu verbessern. Um Kunst als Weltkunst. Er redet davon, dass jeder wahre Künstler Anarchist sein muss. Dass jeder wahre Künstler, jeder wahre Dichter unter Einsatz seines Lebens schreiben muss, sonst ist es wertlos, was er schafft. Eisner zieht in Erwägung, dass bedeutende Dichter ein Gehalt vom Staat beziehen sollten. Er geisselt die Tatsache,

dass dick besoldete Literaturhistoriker das Werk von hungernden Dichtern sezieren. Und wünscht sich, es sei umgekehrt.

Sein Staat – ein Künstlerstaat, der Möglichkeiten schafft, Möglichkeiten in Wirklichkeiten verwandelt. Es ist der Kern der Arbeit, so wie der bayerische Ministerpräsident Kurt Eisner sie versteht: «Politik treiben ist genau so eine Kunst wie Bildermaien oder Streichquartette komponieren. Der Gegenstand dieser politischen Kunst, der Stoff, an dem diese politische Kunst sich bewähren soll, ist die Gesellschaft, der Staat, die Menschen. Deshalb möchte ich glauben, dass ein wirklicher Staatsmann, eine wirkliche Regierung zu niemand ein stärkeres inneres Verhältnis haben sollte als zu den Künstlern, seinen Berufsgenossen.»

Ja, ja, er wisse schon, dass ein deutscher Staatsmann, der im Verdacht stehe, ein Gedicht machen zu können, hinreichend verdächtig sei, von Politik keine Ahnung zu haben. Aber das sei nur eine deutsche Absonderlichkeit. Die Welt sehe das längst schon anders und nun sicher auch bald hier, die Bayern.

Und dann werden sie Vorreiter sein, für eine Weltentwicklung, wie Eisner sie sich wünscht. Wenn die Kunst die entscheidende Kraft zur Erhebung und Erziehung der Massen sein wird. Eine Kraft, die die wahre, grosse Kunst, so wie Eisner sie sieht, längst schon als Utopie vorweggenommen, vorweggedichtet, vorwegkomponiert hat. Beethoven muss verwirklicht werden. Dafür ist er, ist seine Regierung angetreten.

Eisner schliesst seine Rede zur Rolle der Kunst mit dem Kern seiner Art, die Welt zu sehen: «Wenn wir diese Frage internationalisieren, wenn überall die Kunst in den Dienst des Volkes gestellt wird, die grosse Kunst, dann wird auch für das künftige Völkerleben eine neue Zeit anbrechen.

Unsere Klassiker haben das Problem gesehen, dass durch die Schönheit die Menschheit zur Freiheit gelangt. Heute ist das Problem, durch die Freiheit zur Schönheit zu gelangen.» Der stenografische Bericht verzeichnet hier, am Ende dieser Rede: «Lebhafter Beifall».

Neun Tage später war die ganze Stadt eine Bühne. Die Wahlen zum Landtag. Es galt, die Revolution vom Völk bestätigen zu lassen. Kurt Eisner hatte die Wahlen nicht gewollt. Er ahnte, es würde zu früh sein für ihn und seine Partei, die USPD. Er wusste, dass noch wenig erreicht worden war. Er hatte ja viel zu wenig Zeit gehabt. Eine neue, eine permanente Demokratie von null auf hundert, mit diesem kriegserschöpften, politisch völlig unerfahrenen Völk. Mit diesen Gegenspielern auf allen Seiten. In dieser dünnnervigen Zeit. Aber gut. Er hatte es nicht weiter hinausschieben können. Auer und die anderen Mehrheitssozialdemokraten hatten mit Rücktritt gedroht, er hätte am Ende ohne Regierung dagestanden. Ein König ohne Minister. Eine vollends lächerliche Figur.

Also Wahlen. Die ganze Stadt auf den Beinen, im Sonntagsstaat, verkleidet für die junge Demokratie. Erstmals durften auch Frauen wählen. Und sie wählten in grosser Zahl. Einige Männer sah man, die die Stimme auch für ihre zu Hause geliebene Frau abgeben wollten. Das ginge nicht, mussten sie erfahren. Wahlgesetz. Jeder muss selbst wählen oder gar nicht. Aha. Leichte Verstimmung. Komische Demokratie. Aber bitte, wenn das die Regeln sind.

Und dann war das Ergebnis da. Es waren Zahlen des Grauens. Ein Orkan. Die politische Wirklichkeit war in die Künstlerregierung hineingefegt und jetzt war sie weg.

Pulverisiert. Ein Traum. Ein Witz. Ein Rausch. Eisners Vision einer Volksregierung hatte sich als Fiktion erwiesen. Als Kopfgeneration eines Künstlers, erdacht in einer Nacht, in der plötzlich alles möglich schien. Er war gar kein Volkskönig. Es gab überhaupt kein Bayernvolk, dessen Willen er vollstreckte.

Nur 2,5 Prozent der Wählerinnen und Wähler hatten für Eisners USPD gestimmt. 2,5 Prozent für die Partei des amtierenden Regierungschefs, gut zwei Monate nach Regierungsantritt. Wahrscheinlich ein weltweit einmalig desaströses Ergebnis. Verschlimmert noch durch den Triumph der Partei des Erzfeindes Erhard Auer. 33 Prozent hatte seine SPD errungen. Übertroffen noch durch die konservative Bayerische Volkspartei, auf die 35 Prozent der Stimmen entfielen. Die gerade erst gegründete KPD hatte sich zum Boykott der Wahlen entschlossen und war gar nicht angetreten. Von den 180 Mandaten, die der neue Landtag umfassen würde, waren drei Mandate auf Eisners Partei entfallen. Drei von 180.

Es war niederschmetternd. Aber auch ein bisschen befreiend. Es gab noch verspätete Wahlen in der Pfalz, Anfang Februar, erst dann würde das endgültige Ergebnis der bayerischen Landtagswahlen verkündet werden. Der Landtag soll erst am 21. Februar zusammentreten. Erst dann würde Kurt Eisner seinen Rücktritt verkünden. Bis dahin war er frei. Der Kampf war verloren. Und er war trotzdem noch Ministerpräsident.

Er reist nach Bern, zur Internationalen Sozialistenkonferenz. Es ist der erste Bundeskongress der feindlichen Brüder nach dem Weltkrieg. Kriegsenthusiasten und Kriegsgegner von einst und jetzt stehen sich gegenüber. Versuchen wieder, eine gemeinsame

Sprache zu finden. Ein gemeinsames Ziel. Einen gemeinsamen Feind. Aber die Stimmung ist und bleibt vergiftet.

Auch Eisner redet. Und auch Eisner will nicht vergessen. Will nicht vergessen, wie die Mehrheitssozialdemokraten den Krieg begrüßt und mitgetragen hatten. «Es war der sonderbarste Irrtum unserer Freunde von der Mehrheit und verrät einen unbegreiflichen Mangel an Psychologie, dass man erst Krieg führen, erst durch Blut waten, erst alle Schrecken der deutschen terroristischen Kriegsführung mitmachen dürfe, um sich dann die Hände freundschaftlich zu reichen mit den Worten: Nun ist es genug, nun wollen wir Frieden machen.»

Nein, so wird es zu keiner Versöhnung mit den Sozialdemokraten von der Mehrheit kommen. Eisner ruft zur Einigkeit auf. Aber der Schmerz sitzt tief. Der Hohn, die Angriffe, denen er viereinhalb Jahre ausgesetzt war. Und vor allem der Schmerz, dass er jetzt schon wieder verloren hat. Schon wieder der Kämpfer einer winzigen Minderheit. Wann endlich gibt ihm die Geschichte, wann endlich geben die Menschen ihm recht? Er lässt sich nicht beirren. «Dass sie 12 Millionen Wähler hinter sich haben, das beweist nichts für ihre Politik. Die Wahrheit ist kein Multiplikationsexempel.»

Aber die Demokratie ist eine Mehrheitsentscheidung. Es fällt so schwer, das zu akzeptieren. Es fällt so schwer, denen die Hand zu reichen, die immer in der Mehrheit sind. «Wir wollen uns gar nicht beflecken dadurch, dass wir diese Sünder richten. Wir sind selbst zu stolz, um ihre Richter zu sein.»

Nach Versöhnung klingt das nicht. Eher nach Starrsinn und Verachtung. Und Beharrungswillen. Er will, dass sein revolutionäres Bayern Modell steht für die ganze Welt. Er ruft den Dele-

gierten zu: «Wir sind heute das radikalste Reich der Welt. Wir sind eine Demokratie, die nicht nur formal besteht, sondern danach trachtet, das ganze Volk mittätig heranzuziehen, denn wir stehen an der Schwelle des sozialistischen Regimes.»

Und er endet seine flammende Rede mit den Worten: «Wir haben keine Geduld mehr, unsere Träume von Sozialismus in ferne Zeiten zu stellen: heute leben wir und heute wollen wir handeln. Handeln wir!»

Eisners Rede war ein Triumph. Er war der Star der deutschen Delegation. Vor allem die internationalen Delegierten, insbesondere die Schweizer, waren beeindruckt von seinem Feuer. Und vor allem von seinem Schuldbekenntnis. «Es steht heute fest, dass dieser Krieg von einer kleinen Horde preussisch-wahnsinniger Militärs in Deutschland» begonnen worden sei, hatte er gerufen.

Im Publikum sass auch eine beinahe fünfzig Jahre alte Schriftstellerin aus München, ihr Vater Gartenarchitekt und illegitimer Sohn eines Wittelsbachers, ihre Mutter Pianistin aus Paris. Es ist Annette Kolb, deren Rede gegen den Krieg 1915 in Dresden Tumulte ausgelöst hatte und die seit 1916 vom bayerischen Kriegsministerium wegen «pazifistischer Umtriebe» mit einem Reise- und Briefverbot belegt worden war. Die letzten Jahre des Krieges hatte sie im Schweizer Exil verbracht. Jetzt sass sie hier im Publikum und war erschüttert.

«Es war unerhört, wie Eisner jetzt über sich selbst hinauswuchs. So buchstäblich war der Geist über ihm, dass seine Person nur mehr wie ein verlassener Schatten die Tribüne behauptete.»

Sie sieht einen Entrückten, von einem Geist selbst schon beinahe in einen Geist verwandelt. Sie sieht einen neuen Jesus:

«Man hielt den Atem an. Denn vor uns stand ein Entronnener aus eben jener Schar stummer Blutzeugen für die Ideen der Gewaltlosigkeit, der Wahrheit und der Menschenliebe. Dies war ihr Los wie vor zweitausend Jahren.»

Annette Kolb hatte einen entschwebenden Heiligen gesehen. In Deutschland las man in den Zeitungen von einem irre gewordenen jüdischen Vaterlandsverräter, einem Verrückten, abgewählt, aber mit offiziellem deutschen Staatsamt, der im Ausland die gesamte Kriegsschuld für Deutschland reklamierte und deutsche Kriegsgefangene zum Arbeitseinsatz nach Frankreich schicken will. Dass er in seiner Rede von Freiwilligen gesprochen hatte, diese feine Unterscheidung machte man in den meisten Berichten nicht. Der Hass auf diesen Mann, der sich das Amt des Ministerpräsidenten erschlichen und erlogen hatte und der trotz grösstmöglichen Wahldebakels immer noch als Ministerpräsident durch die Welt reiste und deutschlandfeindliche Reden hielt, der war jedenfalls kaum noch zu überbieten.

Im Zug ging es zurück nach München, in Basel machte er noch einmal Station, um auch dort eine Rede zu halten. Dann war er wieder in seiner Stadt, in seinem Land. Sein Traum von einem Separatfrieden Bayerns mit Frankreich, der ein Modell werden sollte für ganz Deutschland, ist gescheitert. Frankreichs Aussenminister Georges Clemenceau hat Eisner und die bayerische Revolutionsregierung nie ernst genommen. Er verhandelt lieber mit den alten Eliten in Berlin, die Eisner Kriegsverbrecher nennen würde. Das ist, neben dem desaströsen Wahlergebnis, für Eisner die grösste Enttäuschung seiner Regentschaft. Dass es ihm, mit bestem Willen zur Versöhnung, maximalem Schuldbekenntnis und Sühnebereitschaft nicht gelungen ist, einen guten Frieden mit

Frankreich zu machen. Einen auch für Bayern und Deutschland erträglichen Frieden, zu erträglichen Bedingungen. Denn einen harten Frieden, mit unerfüllbaren Forderungen der Siegermächte, fürchtet er ebenso sehr wie seine Feinde in Berlin.

Zurück in München erfährt Kurt Eisner, dass Erhard Auer in der Zwischenzeit bereits eine neue Kabinettsliste seiner künftigen Regierung zusammengestellt hat. Eisners Name steht nicht darauf. Ob er weiterhin eine aktive Rolle in der Politik plane, fragt der Erzfeind den amtierenden Ministerpräsidenten. Er könne sich für ihn eine Rolle als bayerischer Gesandter in Prag vorstellen. Eisner lächelt nur leise.

Auers SPD wird aber nicht allein regieren können. In den vorläufigen Gesprächen zu einer möglichen Koalitionsregierung hatte der Vorsitzende der konservativen Bayerischen Volkspartei gefordert, dass auch Eisner einer künftigen Regierung als Minister angehören müsse. Es sei wichtig, alle gesellschaftlichen Kräfte einzubinden. Von dieser Forderung der Konservativen erfährt Eisner nichts. Auer teilt es ihm nicht mit.

Am 13. Februar hält Kurt Eisner noch einmal eine Rede am Ort seines Triumphes, im Nationaltheater. Er berichtet von der Euphorie in der Schweiz, von der Bereitschaft der Internationalen, mit der Versöhnung und dem Neuaufbau jetzt, sofort, gemeinsam zu beginnen.

Aber der Mann, der dort auf der Bühne steht, ist ein Geschlagener, der den Hass, den er erntet, obwohl er meinte, nur Liebe gesät zu haben, nicht fassen kann, der seine Niederlage nicht fassen kann und sie deshalb überhört, so hoch wie es nur möglich ist. Nicht nur Annette Kolb in der Schweiz hatte einen Jesus in

ihm gesehen. Er selbst sieht sich so. Ein neuer Jesus. Auf den das Kreuz schon wartet. «Wer aus der Schweiz kommt und wieder in das Land der ersten deutschen Revolution einreist, wer dann den Lärm, das Geschrei der Presse, die wilde Verhetzung der Bevölkerung gewahr wird, der erinnert sich an alte Zeiten, da man die Menschen kreuzigte, und das Wort fällt einem ein: ‚Sie wissen nicht, was sie tun.‘»

Kurt Eisner ahnt, was kommen wird. Der Hass, die Mordlust, das ist ja alles keine Erfindung von ihm. Kurz vor seiner Rede hat ihm jemand einen Zettel zugesteckt. Ein Aufruf an «alle Kommilitonen, die im Feld gestanden sind», sich zur Rede jenes Mannes einzufinden, der in der Schweiz angeblich «gegen die Freigabe aller unserer kriegsgefangenen Kommilitonen» eingetreten sei. Er endet mit einem literarischen Zitat: «‚Mach hurtig, Landvogt, deine Uhr ist abgelaufen!‘ Schiller: Wilhelm Tell.»

Eisner liest das Flugblatt vor. Und fügt die Interpretation gleich hinzu: «Das ist Aufforderung zum Mord. Der Landvogt, der hier zitiert wird, ist der Landvogt Gessler. Es ist eine unzweideutige Aufforderung zu meiner Ermordung.»

Vielleicht hofft Kurt Eisner, die Macht der Worte zu bannen, den bösen Zauber zu bannen, die im Verborgenen wartenden Mörder zu verschrecken, durch das grelle Licht, in das er sie mit seiner Rede taucht.

Ein Mann hat im dunklen Zuschauerraum zugehört. Er ist gerade aus Berlin gekommen, da hat man ihm gesagt, dort in München, da gebe es noch «eine Masse von Tagschwärmern wie Sie». Er ist direkt vom Bahnhof über den Rathausplatz hierher in die Oper gekommen. Es ist der junge Schriftsteller Gustav Regler, dessen Geliebte beim Anblick des feurigen Redners Troller in

Heidelberg beinahe in Ohnmacht gefallen wäre. Nun ist er selbst der Verzauberte.

Er steht in einer Ecke, die Menschen stehen dicht gedrängt, er hört sich ein. «Die Zeit ist für Versöhnung!», hört er, und «Die Zeit ist für Güte!» und «Nur noch aufbauen werden wir von nun an!».

Die Menschen um ihn herum beginnen zu schreien. Einige weinen. Ist das schon Hypnose? Der Skeptiker von Heidelberg sieht, er hört, er fühlt, er staunt:

«Der Jubel war nun wie eine Brandung. Der Mann schritt lächelnd hindurch; es war ein rotes Meer, und *er* hatte es sich selbst geöffnet.

Ein Mann sprang ihn an. Die Nächststehenden vermuteten ein Attentat und stürzten sich auf den Mann, aber der Redner stellte sich schützend über ihn, als er auf den Boden fiel: «Niemand rührt ihn an!», hörte ich ihn sagen. ‚Es kann nur ein Verführer sein.‘ Er bückte sich, hob den Mann auf und ging Arm in Arm mit ihm hinaus.

Es war eine sehr überzeugende Geste. Vielleicht ist alles anders hier im Süden, dachte ich. Vielleicht werden nur in einem bestimmten Klima die wahren Propheten geboren.»

Ja. Vielleicht ist alles anders im Süden. Gustav Regler hatte einem Mysterienspiel beigewohnt. Der Aufführung einer Heiligenlegende. Einer der letzten Auftritte des amtierenden bayerischen Ministerpräsidenten. Drei Tage später sollte noch einer in einer Grotteske, einer absurden Komödie, folgen.

Der Revolutionäre Arbeiterrat hatte zu einer Demonstration auf der Theresienwiese aufgerufen. Es soll die Absetzung der Minister Auer und Rosshaupter gefordert werden, ausserdem will man

zur Besetzung von Zeitungsredaktionen und der Universität aufrufen. Eisner versucht, die Demonstration zu verhindern. Als er bemerken muss, dass ihm das nicht gelingt, beschliesst er einfach, sich an die Spitze des Zuges zu setzen. Er fährt im offenen Auto der Menge voran. Doch die Ovationen, die er sich erhofft hat, bleiben aus. Er hat sich an die Spitze einer Demonstration gesetzt, die gegen seine eigene, längst abgewählte Regierung demonstriert. Auf den Plakaten kann er lesen: «Lasst Euch durch Schwätzer nicht vertreten, selbst herrscht das Volk in seinen Räten!»

Erich Mühsam, der selbst zu diesem Protestzug aufgerufen hatte, beschreibt den Auftritt seines Ministerpräsidenten so: «Eisner aber fuhr an der Spitze dieses gegen seine eigene Politik demonstrierenden Zuges und kam sich dabei selbst so deplatziert vor, dass er auf halbem Wege sein Auto schwenken liess und dann mit den Ministern Unterleitner und Jaffé im Deutschen Theater die Abordnung der Massen erwartete, als deren Sprecher Landauer die Forderungen des Proletariats vortrug.»

Danach zogen die Menschen weiter durch die Stadt, mit ihren Bannern und roten Fahnen, zogen vors Kriegsministerium, wo sie «Nieder mit Rosshaupter!» schrien, zogen wieder zur Theresienwiese und wollten schliesslich zu Eisners Ministerium aufbrechen, da sie mit den Zusagen, die er ihnen vor dem Theater gemacht hatte, nicht zufrieden waren. Aber sie gingen dann doch lieber nach Hause. Es war spät, es wurde langsam dunkel.

Das alles sah auch ein junger deutscher Adelige, Jurastudent und Leutnant des bayerischen Leibregiments, Sohn von Maximilian Graf von Arco auf Valley und dessen Frau Emmy Freiin von Oppenheim, der aufgrund der jüdischen Herkunft seiner Mutter

nicht in die deutsch-nationale Thule-Gesellschaft, aufgenommen worden war, zu der er so gern gehören wollte. Er sah diesen Ministerpräsidenten, der gegen seine eigene Regierung demonstrierte, er sah, wie einem Gefreiten, weil er noch Gefreitenknöpfe an seiner Uniform trug, von den Demonstranten ins Gesicht geschlagen wurde. Er selbst konnte sich gerade noch rechtzeitig in Sicherheit bringen, aber ein Feldwebel, der mit ihm gegangen und nicht schnell genug geflohen war, wurde mitgezerrt und übel zugerichtet.

Anton Graf von Arco auf Valley hat einen Revolver in der Tasche. Ihn packt «eine wahnsinnige Wut gegen Eisner», wird er sich später erinnern. «Weil er den Freistaat Bayern, den mit Mühe und Not zusammengebrachten Freistaat, verraten wollte an den Spartakus. Ich wäre damals schon am liebsten auf Eisner losgegangen und hätte abgedrückt. Aber damals hielt mich der Umstand zurück, dass die Massen beisammen waren, dass es ein ungeschickter Moment gewesen wäre.»

Fünf Tage später sind keine Massen mehr da, um Kurt Eisner zu schützen. Der junge Adelige wird bereit sein. Der Revolver ist geladen.

Kurt Eisner schreibt seine Rücktrittsrede. Eine eher trockene Bilanz, einige Beamte haben für ihn die wesentlichen Punkte zusammengetragen: «notwendige Erhöhung der Beamtengehälter», «Wohnungsnot», «Massnahmen für die Erwerbslosenfürsorge», «Staatshaushaltsplan», «notwendige Mittel», solche Sachen. Er will sagen: Man hat doch ordentlich gearbeitet. Was heisst hier Revolution und Unordnung und Chaos und Karneval und Verrat. Er hat in Zeiten der schwersten Niederlage und Orientierungs-

losigkeit doch eine funktionierende Regierung angeführt und in kürzester Zeit ordentliche Wahlen organisiert und verloren und nun tritt er eben ab. Es war ein Traum. Aber in diesem Traum wurde vor allem viel gearbeitet und man hat sich Mühe gegeben, oft bis tief in die Nacht. Traumarbeiter, nicht Traumtänzer. Und wenn man für all die Liebe und all den guten Willen schon keine Liebe zurückbekommt, so doch wenigstens etwas wie – Anerkennung? «Niemals», so schreibt Kurt Eisner in seine Rücktrittsrede hinein, «niemals hat eine Regierung unter so schwierigen Verhältnissen die Angelegenheit eines Landes verwaltet. Aber vielleicht war sie gerade deshalb von dem unerschütterlichen Glauben an die Kraft geistiger Einwirkung beseelt.» Und dann schreibt er noch einmal das, was ihm am wichtigsten gewesen ist in der kurzen Zeit seiner Regentschaft nach dem grossen Krieg, schreibt von seinem Ziel, «auf das Verhältnis der Völker in der Welt moralisch einzuwirken» und die Grundlagen zu schaffen für einen neuen Frieden: «Nur eine Politik der unbedingten Wahrhaftigkeit, der kühnen Offenheit und des gegenseitigen Vertrauens führt zu jenem Frieden, nach dem die zertretene Menschheit schmachtet.» Das würde er sagen, in seiner letzten Rede als Ministerpräsident, vor den Abgeordneten, den Ministern, den Zuhörern auf der Tribüne. Auch für die Menschen da draussen, sein Bayernvolk, seine Untertanen.

Viele dieser Untertanen waren selbst schwankende Zuschauer gewesen in den letzten Monaten. Euphorisch, ungläubig, gläubig. So auch Rilke, der in den Brauhäusern hoffend gebangt, geschaut, gehört hatte. Der geschrieben hatte: «Ich gehöre zu den Jungen, die die Zuversicht dieses neuen Anfangs (dem vor allem

die Demuth nicht fehlen möge) für ihr Recht und ihren (heimlichen) Jubel halten.»

Aber es ist, als sei Rainer Maria Rilke, in den Biersälen entflammt, in der Wirklichkeit nach der Revolution augenblicklich abgekühlt. Enttäuscht. Er hatte sie sogar zu sich in seinen Dichtersaal in der Ainmillerstrasse eingeladen, die Revolutionäre, die Hoffnungsspender. Vielleicht waren das die Momente, in denen er erkannte: Wir verstehen uns nicht. Ihr alle, ihr meint etwas anderes als ich. Erneuerung, ja. Umkehrung aller Werte. Ja, aber –

Der in Rilke fast zärtlich verliebte Berserkerdichter Oskar Maria Graf hat die Treffen der Revolutionäre bei Rilke so beschrieben: «In seine Atelierwohnung in der Ainmillerstrasse kamen aktive Revolutionäre wie Toller oder der Kommunist Kurella mit seinem jungen Kreis, kamen Schriftsteller und bürgerliche Männer, die es aufrichtig mit der Revolution meinten ... Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs, unser Anteil an der Kriegsschuld und die deutschen Zukunftsmöglichkeiten waren der Inhalt ihrer Sorge und ihres Denkens, und wahrscheinlich erhofften sie eine brauchbare Stellungnahme R.s zu alledem. Die Gespräche aber verliefen ergebnislos und befriedigten sie nicht.» Und Graf fährt fort: «Er hörte seinen Besuchern unvoreingenommen zu, aber das, was er mitunter darauf sagte, blieb diesen Menschen grundfremd ... Eigentümlicherweise aber hemmte sie etwas, zu widersprechen. Es fiel mir überhaupt auf, dass die meisten Menschen R. eher zuhörten, als sie mit ihm redeten, obgleich er doch alles andere als redselig war. Er hatte eine sehr gut temperierte Stimme, einen sachten, angenehmen Tonfall und er sprach ... mit einer tief verborgenen Schüchternheit, einer ungemein nervösen

Scheu vor Banalität und mit der Behutsamkeit eines Menschen, der keinem anderen weh tun will.»

Rilkes Briefe in diesen Wochen nach der Revolution, den Wochen nach der ersten Begeisterung, sind traurig und deprimiert. Ein grosser Kater nach einem kleinen Rausch. «Ich gestehe, dass ich zu dem Umsturz selbst zuerst eine gewisse rasche und freudige Zuversicht zu fassen vermocht habe, denn seit ich denken kann, habe ich der Menschheit nichts dringender gewünscht, als dass sie irgendwann eine ganz neue Seite der Zukunft aufzuschlagen ermächtigt sein möge, auf die nicht die ganze Fehlersumme der verhängnisvollen Vergangenheiten übertragen werden muss. Die Revolution schien mir ein solcher begabter Moment zu sein.» Aber dann sieht er doch überall nur Dilettantismus und Eigensinn, «keine Jugend», «kein überzeugendes Feuer». Vielleicht war der Zeitpunkt nicht der rechte, vielleicht sind die Menschen einfach zu erschöpft?

In der Neujahrsnacht beginnt Rilke mit der Lektüre von Oswald Spenglers «Untergang des Abendlandes», ist vollkommen gefangen von diesem Buch, empfiehlt es allen Briefpartnerinnen zur Lektüre, schickt es an Lou Andreas-Salomé. Dieses brutal reaktionäre Untergangswerk, dessen erster Band gerade erschienen ist, beginnt seinen Siegeszug in den gebildeten Ständen des Landes. Ein Bilanzbuch des westlichen Geistes, das die Welt, die Geschichte, wie wir sie kennen, an ein Ende gekommen sieht. Überall Niedergang, Bescheidenheit, Müdigkeit. Grösse war einst. «Die europäische Wissenschaft geht der Selbstvernichtung durch Verfeinerung des Intellekts entgegen», schreibt Spengler. «Zweihundert Jahre Zivilisation und Orgien der Wissenschaftlichkeit – dann hat man es satt. Nicht der Einzelne, die Seele der Kultur hat es satt... Es ist das ein allgemeines Symptom. Nach Lysipp ist

kein grosser Plastiker mehr gekommen, dessen Erscheinung ein Schicksal gewesen wäre, nach Rembrandt und Velazquez kein Maler, nach Beethoven kein Musiker mehr. Man beachte wohl, weshalb Goethe, im Vergleich mit Shakespeare, sich einen Dilettanten nannte, und weshalb Nietzsche Wagner den Namen eines Musikers absprach. Was war zur Zeit Cäsars die Tragödiendichtung oder die Physik?»

Die Künste, die Wissenschaften, wir alle sind im Erlöschen begriffen, so Spengler. Es sei denn, der grosse faustische Donner Schlag erlöst uns. Es sei denn – und das wird eigentlich erst im zweiten Band, der 1922 erscheint, ausführlich beschrieben, aber im ersten ist es für jeden, der lesen kann, schon angelegt –, es sei denn, ein neuer Cäsar kommt. Die Verkörperung des von Nietzsche erhofften Willens zur Macht. Die eine grosse, erlösende Figur. Spengler ist gewiss, dass sie Deutschland und das Abendland bald von der Müdigkeit, der Verfeinerung, der Dekadenz erlösen wird. «Es handelt sich», so schreibt er am Ende des zweiten Bandes, «in der Geschichte um das Leben und immer nur um das Leben, die Rasse, den Triumph des Willens zur Macht, und nicht um den Sieg von Wahrheiten, Erfindungen oder Geld. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht: Sie hat immer dem stärkeren, volleren, seiner selbst gewisseren Leben Recht gegeben, Recht nämlich auf das Dasein ... und die Menschen und Völker zum Tode verurteilt, denen die Wahrheit wichtiger war als Taten, und Gerechtigkeit wesentlicher als Macht.» Der neue «Cäsarismus», so Spengler, ist nah. Keine Möglichkeit, sich dem entgegenzustellen. Er komme ohnehin, wie das Weltgericht. Spengler sei nur sein Prophet: «Wir haben nicht die Freiheit, dies oder jenes zu

erreichen, aber die, das Notwendige zu tun oder nichts.» Und er schliesst: «Ducunt fata volentem, nolentem trahunt.» Auf Deutsch: «Den Willigen führt das Schicksal, den Unwilligen zerrt es dahin.»

Thomas Mann, der das Buch kurz nach Rilke zu lesen begann, war komplett gefangen und begeistert. Die Lektüre werde in seinem Leben Epoche machen wie einst die Schopenhauer-Lektüre. Später, als er sich politisch komplett neu besonnen hat, wird er schreiben, er habe sich zwingen müssen, sich das Buch aus den Augen zu tun, «um das Schädliche, Tödliche nicht bewundern zu müssen». Ja, der Untergangszauber Oswald Spenglers übte auf viele Menschen eine enorme Kraft aus.

Der deutsche Geschichtsphilosoph hatte auch die November-Geschehnisse aus dem Jahr 1918 auf seine ganz eigene Art kommentiert und an einen Freund geschrieben, dass ihn «Ekel und Scham über die schmachvollen Ereignisse der letzten Zeit» so angegriffen hätten, dass er manchmal schon dachte, «es nicht überstehen zu können». Es seien «Wochen der tiefsten Schande, die je ein Volk durchlebt hat», wo alles, «was deutsche Ehre und Würde heisst, von seinen inneren und äusseren Feinden durch den Kot geschleift wurde». Wieder zu Kräften gekommen und – womöglich erinnert er sich an sein Weltgericht – mit etwas zeitlichem Abstand fügt er jedoch hinzu: «Heute denke ich etwas ruhiger über die Ereignisse. Ich sehe in der Revolution ein Mittel, das uns nützen kann, wenn diejenigen, welche für die Gestaltung unserer Zukunft in Betracht kommen, sie zu nützen verstehen. Sie ist, wie jede Revolution, von den Kreisen ausgegangen, die ihr Opfer sein werden ... Ich sehe, dass die deutsche Revolution den typischen Verlauf nimmt: langsamer Abbau der bestehenden Ordnung, Sturz, wilder Radikalismus, Umkehr.»

Ja, er sah es. Sturz, Radikalismus, Umkehr. Und die Opfer, die die Revolution fordern würde. Doch noch hat sich Kurt Eisner nicht auf den Weg in den Landtag gemacht, um seine Rücktrittsrede zu halten. Noch hat Graf von Arco auf Valleys keinen Schuss abgegeben.

Noch Best Rilke in seinem Dichteratelier in Schwabing Spengler. Mit einem Ruck gibt er zu Beginn des Jahres 1919 alle gesellschaftlichen Verpflichtungen auf. Er räumt sein Zimmer um, stellt Schreibtisch und Stehpult in die Mitte des Raumes. Er schreibt an eine Freundin: «Du wirst staunen, ich habe mein Leben geändert, ohne dass ich darüber schon gross sprechen dürfte.»

Er hat sein Leben geändert. Eine Gräfin hatte ihm in den ersten Februartagen des Jahres 1919 einen Brief geschrieben und ein Bild ihrer drei Söhne beigelegt. Ihre Söhne, das sind die Zwillinge Berthold und Alexander und der jüngere Claus. Der Name der Mutter und ihrer Söhne: Stauffenberg. Rilke betrachtet die Fotografie der Söhne, er schreibt der Mutter: «Ich verstehe jetzt die Sorge, die Sie aussprachen», und fügt hinzu: «Wer weiss, ob wir nicht das Schwerste an Wirrnis und Gefahr zu bewältigen haben, und ob nicht die nächste Generation in eine von selbst gleich sehr zukünftige Welt wird hineinwachsen dürfen: denn es muss ja doch die Wasserscheide des Krieges, entsetzlich hoch wie sie war, einen Ablauf ins Weitesten und Neue ermöglichen ...»

Berthold – das ist der junge Mann, dem der deutsche Dichter Stefan George sechs Jahre später jenen Gedichtband widmen wird, in dem das Gedicht mit dem Titel «Geheimes Deutschland» enthalten ist. Und Claus Schenk Graf von Stauffenberg wird standrechtlich erschossen werden, weil er versuchte, einen deutschen Tyrannen, einen selbst ernannten deutschen Cäsar, zu ermorden.

Der Gefreite Adolf Hitler ist inzwischen auch wieder in München. Zuvor war er mit seinem Freund Ernst Schmidt, mit dem er immer noch eng verbunden ist, in Traunstein, um dort in einem Lager russische Kriegsgefangene zu bewachen. Es war nicht gerade die Elite des deutschen Militärs, die für diese Aufgabe ausgewählt worden war. Immerhin gaben Schmidt und Hitler ihren Vorgesetzten keinen Grund zur Klage. Sie waren nach wie vor die perfekten unauffälligen Befehlsempfänger. Die auch nach wie vor keine Anstalten machten, sich demobilisieren zu lassen. Das Militär war ihre Heimat. Ihre Familie. Dass sie Eisners Revolutionsregierung unterstanden, störte sie nicht.

Adolf Hitler wird in «Mein Kampf» später erklären, er sei erst im März 1919 nach München zurückgekehrt. Wahrscheinlich um zu verhüllen, dass er im Februar an dem grössten Trauermarsch teilnahm, den München je erlebt hatte. Auf einem Foto jedenfalls ist ein Mann zu erkennen, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht.

Aber noch trauert niemand. Noch schwankt die Stadt und ihre Bevölkerung zwischen Hass und Müdigkeit, zwischen Hoffnung und Enttäuschung. War es denn wirklich schon alles wieder vorbei? Der Aufbruch, die Hoffnung – nur die Illusion einer einzigen Nacht?

«Diese ganze Revolution ist nichts», murrte Oskar Maria Graf. «Einen einzigen Tag haben sie ein wenig Krach gemacht, und jetzt! Was tun sie jetzt? ... Jetzt fangen sie schon wieder an mit dem Aufräumen und ist gar nichts da zum Aufräumen!»

Wie viele andere, die in jener Novembernacht mitmarschiert waren, ist Graf enttäuscht. Warum werden die Reichen nicht enteignet? Warum tagt kein Revolutionsrat rund um die Uhr?

Warum geht alles weiter seinen Gang? Warum hat man diesen Kurt Eisner auf den Präsidentenstuhl gesetzt? «So ist die deutsche Revolution», schimpft er im Gespräch mit seinem Künstler-Freund Schorsch. «Wenn man anfangen will – gleich kommen die Herren Regierer mit Soldaten, und wenn nicht gefolgt wird, wird geschossen! Nett, nett so was!» Und in seinem später geschriebenen Erinnerungsbuch «Wir sind Gefangene» fährt er fort: «Ich verwünschte alles in Grund und Boden. Ich war traurig und verbissen. Diese Münchner Revolution war ein Gaudium für ihre Gegner. Sie war langweilig, sie war harmlos, sie war unerträglich. Sie war eine Posse, und noch dazu eine schlechte.»

Graf geht weiter raus zum Holländer, es wird getrunken, gefeiert, gelacht, die Politik scheint vergessen. Aber es brodelt in ihm. Er will doch alles verändern. Er will die Reichen enteignen und mit den Reichen sorglos sein. Er will ein gutes Leben, für sich und für alle. Aber es ist Winter in München. Kalt und grau. Graf streift durch die Stadt. Er ist direkt, ehrlich, lebensschlau, kommt mit allen ins Gespräch. Eine reiche Dame, die er über seinen Professor kennengelernt hat, schätzt ihn zum Beispiel sehr. Sie lädt ihn immer wieder zu sich in ihre riesige, merkwürdig eingerichtete Wohnung mit Dienstmädchen ein. Sie fordert und unterstützt junge Künstler und Dichter und sie bringt, wie viele Münchner, der Revolution «eine menschliche Sympathie entgegen», wie Graf das nennt. Ihn schätzt sie besonders. Viele reiche Leute hielten sich damals einen Renommier-Proletarier, schreibt Graf. Und er hat gleich zwei dieser Posten, einmal beim Holländer, bei dem er das Leben genießen darf, sooft er will, und bei der reichen Dame, die ihm ein Stipendium von monatlich zwei-

hundert Mark zur Verfügung stellt. Das Geld gibt er Karoline, seiner ungeliebten Ehefrau mit dem Kind, so hat er seine Ruhe. «Ich dichtete und lief in der Revolution herum», schreibt er.

Aber das reichte nicht. Das reichte nicht. Er muss sich äussern, er muss die Menschen bewegen mit seinen Worten. Er will eine Zeitschrift gründen, seine eigene Zeitschrift. Starke Texte, starke Menschlichkeit. Und Geld und Macht für den Chefredakteur: «An einem Schreibtisch werde ich sitzen, dicke Zigarren rauchen, phantastisch viele Klingelknöpfe werden mir zu Diensten stehen, Unterredakteure, Dichter, Berichterstatter, Liftboys und Diener werden fliegend meine Befehle ausführen, gefürchtet werde ich sein bei den Oberen, geliebt vom Volk.» Graf erzählt dem Holländer von seinem Plan. Der ist sofort begeistert. Er will mit Graf nach Frankfurt, wichtige Leute treffen, Buchhändler, Geldgeber, Graf soll ihnen sein Konzept vorstellen, dann wird das gross, ganz gross.

Sie fahren nach Frankfurt und steigen im «Frankfurter Hof» ab. Graf ist eingeschüchtert von dem Glanz. «Ich bewohnte ein luxuriöses Zimmer ... Förmlich berauscht war ich über einen solchen Auftakt. Ich sah mich schon als allgewaltigen Redakteur in einem palastartigen Zeitungsgebäude.»

Am Abend stellt der Holländer ihn seinen reichen Freunden vor. Sie gehen im prächtigen Speisesaal des Hotels essen, Graf bemerkt, wie herablassend ihn schon die Kellner ansehen. Dann all die Gläser, all die Teller, all das Besteck. Er findet sich überhaupt nicht zurecht. Austern, wie schlürft man die? Die reichen Leute blicken ihn ironisch an. Der Holländer schildert kurz die Zeitschriftensache, sein reicher Freund räuspert sich: «Hm, hm.» Graf beschreibt sein verlegerisches Programm. Interessiert das

hier irgendjemanden? Er wird unsicher. «Und langsam zerglitt alles. Kein Mensch hatte Interesse. Man trank und trank bis weit über die Polizeistunde. Zuletzt lagen wir alle im abgedunkelten Empfangsraum des Hotels, jeder war berauscht, jeder lallte.» Ende einer Zeitschrift, eines Traums. Im Rausch.

Aber Graf lässt sich nicht entmutigen. Dann eben direkt zu den Leuten sprechen. Dann eben sein Programm der Menschlichkeit direkt in die Ohren der Münchner hineinrufen. Die Menschen aufrütteln. Vielleicht ist fürs Schreiben jetzt sowieso der falsche Zeitpunkt. Er wird reden vor möglichst vielen Menschen. Im Keller des Mathäuserbräu, dem Heldenkeller der Heldennacht. Er erzählt der reichen Dame von seinem Plan. Die ist sofort begeistert, gibt ihm 2'000 Mark für sein Vorhaben. Graf wirbelt, druckt Plakate: «Menschen aller Stände! Grosse Öffentliche Versammlung! Gegen den Terror! – Um das Mensch-Sein! Redner: Oskar Maria Graf, München.» Und am Ende: «Volk! Versammle dich! Sag' nein! Jeder, der das Menschsein noch nicht vergessen hat, komme!»

Die ganze Stadt plakatiert er damit. «Haben Sie denn schon Ihre Rede?», fragt die reiche Dame. «Jaja», sagt Graf. Und auch seine Freunde fragen ihn: «Oskar? Die Rede?» Was soll die Sorge, Leute? Was zu sagen ist, das wird sich auf der Bühne schon ergeben. Hauptsache, es kommen alle.

Es kamen alle. Der Keller war brechend voll, draussen im Garten stand man Kopf an Kopf. Graf dringt kaum durch bis zum Rednerpult. Gespannte Erwartung. Er steigt herauf, zu seiner Rechten Mirjam Sachs, «das schwarze Fräulein», bereit, die grosse Rede zu stenografieren, die nun beginnen soll. Und Graf beginnt. «Versammelte! Menschen! Rebellen! Bürger!», schreit er.

Dann überlegt er einen Augenblick. Dann fällt ihm nichts mehr ein. Die Menschen räkeln sich an den Tischen. Er erklärt, er habe sie alle hergerufen, um ein klares Wort gegen den Terror zu sagen. Von irgendwoher kommt ein Zwischenruf. Jetzt ist er völlig raus, er stottert, er weiss nicht weiter. Es wird unruhig im Saal. Der Versammlungsleiter läutet die Glocke, Graf hofft, dass er noch lauter läutet. «Haut ihn runter!», brüllt einer. Hinten droht ein Arbeiter so laut, dass eine Rauferei entsteht. Von rechts brüllen die Kommunisten. In ihre Richtung schreit Graf: «Ich bin gegen jeden Terror! Komme er her, wo er herkomme!» Jetzt ist kompletter Tumult, der Spartakist Josef Sontheimer stürmt das Podium, er ruft, Graf sei ein harmloser Tolstoianer und sehr verworren. Graf ruft: «Schluss! Die Versammlung ist aus!» Und er schaut in die Menge, in das Toben, irgendwann gehen die Leute auseinander und von allen Seiten rufen sie: «Der Lausbus hetzt halb München daher und sagt nichts! Durchhaun soll man ihn!» Am nächsten Tag waren die Zeitungen voller Hohn und Spott.

Mit dem Rest des Geldes von der Dame gründete Graf mit ein paar Freunden einen «Bund freier Menschen». Sie beschlossen, Siedlungen auf dem Land zu bauen, um der Landbevölkerung vom Glanz der Revolution zu berichten und ein freies Leben zu führen. Dafür gab die Dame sogleich noch mehr Geld, die Freunde siedelten, kauften einen heruntergekommenen Hof für einen Fantasiepreis von der lachenden Landbevölkerung und verliessen das Land nach ein paar Wochen wieder. Um eine Desillusionierung reicher. Die reiche Dame störte es nicht. Sie hatte ihren Teil zur Revolution beigetragen.

Gut. Graf beschloss, erst mal wieder zu dichten. Und er ging weiter zum Holländer, zum Trinken und Feiern.

Währenddessen war jenem Mann, der Oskar Maria Grafs neue Zeitschrift für mehr Menschlichkeit mit so warmen Worten auf einer Postkarte begrüsst hatte, nicht nach Feiern zumute. Als Thomas Mann in diesen Tagen doch einmal auf einer kleinen Gesellschaft eingeladen ist und dort Rilke und andere Berühmtheiten trifft, die alle an den turbulenten Ereignissen jener Tage teilzuhaben scheinen, notiert er voller Selbstmitleid in sein Tagebuch: «Wurde mir bewusst, dass ich eine einsame, abgesonderte, grüblerische, wunderliche und trübe Existenz führe.»

Er ist in diesen Winterwochen vor allem mit Geldanlagen beschäftigt, kauft ein «französisches Marmorrelief und einen kleinen Niederländer» für 34'000 Mark, um sein Geld in Sicherheit zu bringen und vor Entwertung zu schützen. Er muss fast jeden Tag zum Zahnarzt, da ist er, was die Leser seiner Werke seit dem Schicksal Thomas Buddenbrooks wissen, besonders empfindlich und ängstlich, ausserdem lässt er eine Büste anfertigen, muss dafür regelmässig dem Bildhauer sitzen.

Einmal ist er dann doch bei einer Landtagssitzung dabei. Seine Schwiegermutter hat ihn mitgenommen. Er ist entsetzt. Es ist schlimmer als gedacht. Aber auch interessanter. «Die Luft fürchterlich. Das Benehmen der Versammlung turbulent, kindisch und verroht. Die Leitung unfähig. Das Ergebnis minus. Aber Menschentypen lernt man kennen, bei keiner Gelegenheit präsentieren sie sich plastischer, denn als Diskussionsredner. Ich muss unbedingt die Leidenschaft der Zeit benutzen und öfter Versammlungen besuchen.»

Viele Versammlungen werden es nicht. Auch von der Revolutionsfeier im Nationaltheater hat er nur von anderen gehört: «Erzählungen von der gestrigen ‚Revolutionsfeier‘ im ‚Nationalthea-

ter', der ausser mir, der ich mich nicht darum gekümmert, die ganze literarische u. künstlerische Welt beigewohnt zu haben scheint. Der Verlauf soll würdig, die Stimmung aber doch vorwiegend skeptisch gewesen sein. Die königlichen Logen gefüllt mit dem schlichtesten Publikum. Frau Auer, Kleinbürgermütterchen, als Ministerin des Innern.» Und auch vom Kollegen Ministerpräsident rückt er lieber schon mal ab: «Geschmacklos Eisner, kleiner, langbärtiger jüdischer Mann, bei seiner Ansprache vor dem grossen Vorhang, statt von seiner Loge aus zu sprechen. Man gab mir zu, dass Goethe sich im Grabe umdrehen würde.»

Wenn Thomas Mann in diesem Winter doch mal selbst eine Veranstaltung besucht, hat er gleich wieder anderes im BUck: «Mich beschäftigte ein eleganter junger Mann mit anmutig-thörichtem Knabengesicht, blond, feiner deutscher Typus, eher zart, etwa an Requadt erinnernd, dessen Anblick mir ohne Frage einen Eindruck gemacht hat, von der Art, wie ich ihn seit Langem nicht festzustellen hatte.» Wie wird das weitergehen? «Ich gestehe mir bereitwillig, dass ein Erlebnis daraus werden könnte.» Und am nächsten Tag: «Ich möchte, abenteuerhafter Weise, den jungen Menschen von gestern wieder treffen.» Am kommenden Morgen notiert er: «Frost. Nervös geschlafen infolge erotischer Vorstellungen abends.»

Einmal, es ist Anfang Dezember, geht er mit einem hübschen Studenten spazieren. Er heisst Trummler und erzählt ihm von der Jugendbewegung, den Plänen zu einer gewissen «ausserweltlichen Lebensgemeinschaft der Lehrer und Schüler». Offenbar ein junger Anhänger der deutschen Wandervogelbewegung. Thomas Mann ist sehr interessiert: «Diese jungen Leute sind nichts weniger als Rationalisten.

Es verlangt sie durchaus nach mythischen Bindungen, sie sind national in dem Sinne (einem mir durchaus gemässen Sinn), dass sie den «englischem Deutschen, den Imperialisten und Weltgeschäftsmann verabscheuen; aber sie wollen das Volksmässige, Echte, als die Wirklichkeit des Menschlichen, kein abstraktes Vernunft-Menschentum also, keinen Internationalismus, sondern universalistische Humanität. Garnicht übel.»

Als er ein paar Wochen später einen Vortrag von Hans Blüher besucht, dem einflussreichen Ideologen der deutschen Wandervogelbewegung, der durch seine zum Teil antisemitisch gefärbten Schilderungen homoerotischer Männergesellschaften in der Jugendbewegung grossen Anklang findet, ist der Zuhörer Thomas Mann begeistert. «Ein ausgezeichnete Vortrag, mir fast Wort für Wort aus der Seele geredet.» Ein Buch jener Tage hat Blüher, der selbst gerade am zweiten Band seines Werkes «Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft» arbeitet, den Zuhörern besonders empfohlen. Es ist das Buch eines politischen Kämpfers jener Tage, den Kurt Eisner am Tag seines Regierungsantritts nach München gerufen hatte, «um auf die Seele der Menschen einzuwirken». Das Buch heisst «Aufruf zum Sozialismus», geschrieben von Gustav Landauer. Thomas Mann kauft es sich schon am nächsten Tag und vermerkt bald darauf: «Das Buch von Landauer bietet mir viel, viel Sympathisches. Aber in der unmittelbaren Praxis, was soll werden?»

Thomas Mann hofft weiterhin auf eine deutsche Mitte. «Wirklich ist es die deutsche Aufgabe, zwischen Bolschewismus und westlicher Plutokratie in politics etwas Neues zu erfinden.» Am Wahltag geben er und seine Frau ihre Stimme der nationalliberalen Deutschen Volkspartei.

Dann kommt der 21. Februar. Ein sonniger, warmer Frühlingmorgen. Thomas Mann arbeitet ein paar Korrekturen in einen Zeitungsartikel ein, schreibt etwas am «Gesang vom Kindchen». Seine Mutter kommt für einen Moment zu Besuch und geht wieder. Da platzt seine Frau mit einer schrecklichen Nachricht in sein Zimmer.

Kurt Eisner wollte keinen Schutz. Er wollte auch nicht den Weg durch den «Bayerischen Hof» nehmen, dessen rückwärtiger Ausgang direkt gegenüber dem Landtagsgebäude lag. Er wollte an diesem Morgen aufrecht, stolz, würdevoll, begleitet nur von seinem Sekretär Felix Fechenbach und dem Mitarbeiter Benno Merkle, von seinem Ministerium ins Landtagsgebäude gehen, von Vorderausgang zu Vordereingang, um dort seinen Rücktritt und den Rücktritt seiner Regierung zu erklären.

Fechenbach hatte ihn gewarnt, eigentlich alle Mitarbeiter, die es gut mit ihm meinten, hatten ihn gewarnt. Hatten auf all die hasserfüllten Drohbriefe verwiesen, die er täglich erhielt, auf die Berichterstattung der Presse, die sich spätestens seit seinem Auftritt in Bern mit erfundenen Geschichten und Gerüchten über seine Herkunft einen regelrechten Zweikampf mit ihm lieferte. Zettel wie den, den Eisner bei seinem letzten Auftritt im Theater verlesen hatte, vom Landvogt, dessen Uhr abgelaufen sei, solche Zettel wurden in der ganzen Stadt verteilt.

Doch Kurt Eisner hatte dem tief besorgten Fechenbach gesagt: «Man kann einem Mordanschlag auf die Dauer nicht ausweichen, und man kann mich ja nur einmal totschiessen ...»

Eine Minute vor zehn. Eisner verlässt das Ministerium. Links von ihm Fechenbach, rechts Merkle, Kurt Eisner in der Mitte. Im

Aktenkoffer hat er seine Rücktrittsrede dabei. Sie gehen über den Promenadenplatz, nur wenige Leute sind unterwegs an diesem herrlichen Morgen, die Zugangsstrassen zum Landtag sind durch Militärposten abgesperrt. Die drei Männer biegen in die Promenadenstrasse ein. Nachdem sie ein paar Schritte gegangen sind, krachen zwei Schüsse kurz hintereinander. Eisner schwankt einen Augenblick, er will etwas sagen, aber er kann nicht mehr. Dann bricht er lautlos zusammen. Kurt Eisner lebt nicht mehr.

Eines der letzten Gedichte, das er in diesen Tagen geschrieben hatte, trägt den Titel «Letzter Marsch»:

*«Schritt für Schritt
O Freund, geh mit!
Die Not
Wirbt Mut.
Blick umher.
Die Zeit läuft quer:
Der Tod
säuft Blut
Ich und du
Verjagen Ruh:
Die Stadt wird wach;
Schreitet schwer
Ein düstres Heer.
Verrat schleicht nach.
Schritt für Schritt,
Der Tod geht mit.
Das Haupt
Trag hoch!
Liegt nichts dran: Du warst ein Mann!*

*Wer glaubt,
Siegt doch!»*

Kurz nachdem Kurt Eisner zu Boden gesunken ist, fallen weitere Schüsse. Benno Merkle sieht sich um. Er sieht die Leiche des Ministerpräsidenten am Boden, schon bildet sich eine Blutlache um seinen Kopf. Woher kamen die Schüsse? Merkle sieht in einer Toreinfahrt einen Mann, drei Soldaten mit umgehängten Gewehren stürmen auf Merkle zu und rufen: «Nun geht es in den Landtag! Da wollen wir aufräumen!»

Merkle zieht die Soldaten zu Eisners Leiche: «Seht da, den ihr rächen wollt; wenn er nur einige Worte noch sprechen könnte, dann würde er euch sagen: rächet mich nicht.» Die Worte und der Blick in das stumme Gesicht Eisners machen solchen Eindruck auf die Soldaten, dass sie zurück auf ihren Posten gehen.

Aber es stürmen immer mehr Leute heran. Der tote Eisner wird in das Portierzimmer des Ministeriums gebracht und auf ein Sofa gelegt. Den Mann in der Toreinfahrt, der nach den weiteren Schüssen auch wie tot zusammengebrochen war, hat man inzwischen in ein Haustor hineingeschleift und die Tür verschlossen. Es ist Graf von Arco auf Valley. Er hatte vor der Absperrung in einem Hauseingang auf den Ministerpräsidenten gewartet und ihm von hinten zweimal in den Kopf geschossen.

Er ist selbst durch mehrere Schüsse schwer verwundet worden. Sofort nach der Tat hatten sich wütende Menschen um den am Boden Liegenden geschart und machten Anstalten, ihn mitzunehmen. Doch auf Merkles Anweisungen wurde er zunächst in Sicherheit gebracht. Graf Arco hatte damit gerechnet, dass er bei

dem Anschlag selbst sterben werde. Deshalb hatte er zuvor sein Motiv auf einen Zettel geschrieben: «Mein Grund: Ich hasse den Bolschewismus, ich liebe mein Bayernvolk, ich bin ein treuer Monarchist, ein guter Katholik. Über alles achte ich die Ehre Bayerns. Eisner ist Bolschewist. Er ist Jude. Er ist kein Deutscher. Er verrät das Vaterland – also ...»

Im Landtag sind alle Abgeordneten und die Minister der Regierung versammelt. Die Tribünen sind bis auf den letzten Platz besetzt. Der Arbeiterrat hatte alle Karten für sich beansprucht. Um neun Uhr hatte es ein Treffen der Fraktionsführer gegeben, Auer hatte dem Kreis freudestrahlend und triumphierend mitgeteilt, es sei ihm gestern Nacht gelungen, Eisner endlich zum Abdanken zu bewegen. Gleich um zehn Uhr werde er in seiner Rede seinen Rücktritt erklären.

Jetzt also warten alle auf die Rede. Es ist zehn nach zehn, oben in der Diplomatenloge öffnet sich die Tür, ein blutbesudelter Matrose tritt auf den Vorsitzenden des Zentralrats, den SPD-Politiker Ernst Niekisch, und die neben ihm sitzende Frau Eisner zu. Er stösst sie mit dem Zeigefinger an und keucht: «Eisner ist erschossen.»

Der Fraktionsvorsitzende der liberalen Deutschen Demokratischen Partei, Ernst Müller-Meiningen, erlebt diese Sekunden so: «Eine ungeheure Erregung ermächtigte sich der Versammlung, vor allem der überfüllten Tribünen. Jeder hatte das Gefühl, dass jetzt ungewöhnliche, in der Geschichte des Parlaments nie dagewesene Dinge sich ereignen würden. Fechenbach, der Adjutant Eisners, drängte sich mit dem Hut auf dem Kopfe bleich durch die Menge der Regierungskommissare, rief Auer, der auf dem zweiten Ministersessel auf der linken Seite des Hauses sass, etwas

zu.» Offenbar gibt er Auer die Schuld an dem Mord seines Widersachers. Minister Frauendorfer ruft: «Frecher Bursche!»

Die Aufregung wächst von Minute zu Minute. Irgendwann eröffnet der Alterspräsident Dr. Jäger die Versammlung: «Meine Damen und meine Herren! Ehe wir in die Sitzung eintreten, muss ich bekanntgeben, dass nach einem Gerüchte Ministerpräsident Eisner heute erschossen worden ist. Auch der Mörder sei erschossen worden. Die Sache ist für uns menschlich und politisch natürlich in höchstem Masse peinlich.» Er begrüsst die Versammelten, er ernennt zwei Schriftführer, auf Antrag des Abgeordneten Dr. Süssheim wird die Sitzung für eine Stunde unterbrochen.

Die Nachricht rast durch die ganze Stadt. In einigen Kirchen läuten die Glocken. Ist es nur ein Gerücht? Ist es die Wahrheit? Hatten nicht alle genau diese Nachricht seit Wochen längst erwartet?

Alois Lindner ist ein kräftiger Mann mit Schnauzbart, Schiebermütze und grossen, hervortretenden Augen. Er arbeitet als Schankwart im Hauptbahnhof. Er kam im niederbayrischen Kelheim auf die Welt, ging in Regensburg in die Metzgerlehre und wanderte dann durch Deutschland und die Schweiz. In Hamburg heuerte er auf einem Ozeandampfer an und fuhr um die Welt. In New York ging er an Land, arbeitete in Texas als Cowboy, lebte dort für einige Monate mit einer Indianerin zusammen, dann fuhr er wieder zur See, arbeitete für ein Jahr in einer Konservenfabrik in Australien, vom Ausbruch des Weltkriegs erfuhr er im Suezkanal. Auf abenteuerliche Weise gelangte er nach München, hörte kurz nach seiner Ankunft zum ersten Mal Kurt Eisner gegen

den Krieg sprechen und schloss sich ihm begeistert an. Er verpasste keine seiner Reden, keine seiner Versammlungen.

Die Revolution, der 7. November und die Tage danach, das waren die seligen Tage seines Lebens. Er war ein Verehrer, ein Gläubiger. Später erinnert er sich: «Kurt Eisner, aus dem Gefängnis befreit, riss unsere Herzen empor. Er rief auf zur Verteidigung der Revolution, des Sozialismus. Wir waren eisern entschlossen. «Vorwärts, wir haben gesiegt!» So ging es tagelang, nächtelang. Endlich konnte ich nicht mehr. Ich brach zusammen vor Müdigkeit und Erschöpfung. Als ich erwachte, glaubte ich, dass alles geträumt sei. Ich hatte die Revolution nicht mit dem Hirn, sondern mit dem Herzen erlebt. Und mein Herz schlug fortan rascher, umfing alle Brüder und Schwestern, die gleich mir nach den Sternen griffen. Wir hatten unsere Kraft erprobt und gemessen, wir wurden eins durch die Tat. Vor uns stand, geliebt und verehrt, unser Führer Kurt Eisner.»

Alois Lindner gehörte auch zu der Gruppe von Arbeitern, die im Dezember Erhard Auer in seiner Wohnung aufgesucht und ihn zum Rücktritt gezwungen hatten. Er hasste Eisners Gegenspieler mit ebenso glühendem Eifer, wie er den Ministerpräsidenten liebte.

Und jetzt war er tot. Die Glocken läuteten inzwischen Sturm. «Wir waren wie vernichtet», schreibt Lindner später. «Diese Schüsse galten nicht dem einen Manne, sie galten der Freiheit, der Revolution.» Auf den Strassen der Stadt hallt der Ruf: «Rache für Eisner!» Immer wieder und immer lauter: «Rache für Eisner!» Gefolgt von dem Schlachtruf: «Nieder mit dem Verräter Auer!»

Lindner rast in Richtung Parlament. Er hat einen Browning in der Faust. Keiner hält ihn auf. Er betritt den Sitzungssaal. Es ist kurz nach elf. Und wen sieht er dort am Rednerpult stehen? Wer

hält die Ansprache auf seinen toten Helden? Das kann doch nicht sein. Erhard Auer steht dort am Rednerpult, er spricht von Eisner als dem «provisorischen Ministerpräsidenten», er ruft: «Wir beklagen in dem Ermordeten den Führer der Revolution in Bayern und zugleich den vom reinsten Idealismus und von treuer Sorge für das Proletariat erfüllten Menschen.»

Alois Lindner hat diesen Moment später so beschrieben: «Die Tränen des Zorns, die nach innen stürzten, schlugen Flammen in meine Seele. Ich hob den Arm. Die aufzuckenden Blitze aus der Pistole zerrissen den Schleier vor meinen Augen. Ruhig hämmerten die Schläfen. Ruft und schreit nicht mehr nach Rache! Ich habe den Toten gerächt!»

Ernst Müller-Meinigen sah, wie «ein Mann in einem Mantel, ähnlich einem Chauffeurrock, in grossen, dröhnenden Schritten auf die Bänke der Sozialdemokraten zuschritt, eine rasche Wendung nach rechts machte wie auf dem Exerzierplätze und nun mit zwei wuchtigen Schritten – direkt auf den Minister Auer losging ... Er hielt einen Browning vor, legte ruhig einen Moment auf den Rand der Ministertribüne an und schoss zweimal auf den dasitzenden Auer, der sich gerade erheben wollte, mit dem Rufe ‚Lump‘ ... Weitere Schüsse gab er auf die andern Minister ab, die sich nach dem ersten Schüsse unter die Ministerbank gebückt hatten.»

Tumult, weitere Schüsse, Angst. Rennen, schreien, fliehen. Auer ist vom Stuhl gefallen. Von einem Unbekannten auf der Tribüne geht ein wahres Schützenfeuer auf die auseinanderstiebenden Abgeordneten hernieder. Es droht ein Massaker. Der Abgeordnete Heinrich Osel von der Bayerischen Volkspartei bricht getroffen zusammen. Alois Lindner wendet sich dem Ausgang zu,

ein Major will ihn aufhalten, es kommt zu einem Handgemenge, einem Schuss, der Major sinkt zu Boden. Lindner geht die Treppe zu den Zuhörertribünen hinauf. Ein Abgeordneter fordert die Soldaten auf, ihn zu verhaften. Da hört Ernst Müller-Meinigen, wie Alois Lindner den Soldaten zuruft: «Ihr gehört zu uns, ihr tut mir nichts!» Daraufhin sollen die Soldaten erklärt haben, dass «sie die ganze Sache nichts angehe. Dem Auer sei ganz recht geschehen.»

Heinrich Osel ist tot. Major Paul Ritter von Jahreiss ist tot. Auer lebt, schwer verwundet. Finanzminister Edgar Jaffé ruft unentwegt nach einem Arzt. Die Abgeordneten rasen kopflos durch die Gänge des Hauses. Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett kommen ihnen entgegen und schreien sie an: «Heute kommt keiner mehr aus dem Landtag lebend heraus. Alle werdet ihr umgebracht!»

Einige Abgeordnete haben sich in den Fraktionszimmern in Sicherheit gebracht. Soldaten stehen davor, um jeden Herauskommenden sofort zu verhaften. Viele flüchten durchs Fenster und klettern an den Dachrinnen hinab. Die Landtagswachen vor dem Gebäude haben ihre Maschinengewehre Richtung Landtagsgebäude gedreht. Ernst Niekisch fragt die Wachsoldaten, was das zu bedeuten habe, sie antworten, sie wollten sämtliche Abgeordneten niederknallen. Sie sollten alle für den Tod Eisners büssen. Niekisch redet auf sie ein, das sei doch ein Wahnwitz, was sie da planten. Murrend drehen sie die Maschinengewehre schliesslich wieder um. Und geben keinen Schuss ab.

Alois Lindner bekommt von einigen Soldaten Geleitschutz und kommt für ein paar Tage bei einem Genossen unter. Dann wird er sich den Bart abrasieren und über die Grenze nach Österreich fliehen, von dort aus weiter nach Ungarn.

München bebte. Hunderte versammelten sich um den grossen Blutfleck in der Promenadenstrasse. Soldaten haben eine Gewehrpyramide errichtet. Menschen drücken Taschentücher auf das am Boden vertrocknende Blut, um eine Reliquie zu haben, und drücken es an die Brust. Dann werden Sägespäne auf dem Fleck verstreut. Frauen weinen, bald auch einige Männer. «Unser Eisner! Unser einziger Eisner!», schluchzt eine Frau. Auf dem Promenadenplatz fährt ein voll besetztes Lastauto mit roten Fahnen und Maschinengewehren vorbei und laut schreit es herunter: «Rache für Eisner!» Neue Flugblätter werden verteilt, auf denen zum Generalstreik aufgerufen und gegen die «verleumderische Hetze einer feilen Presse» gewütet wird. «Nieder mit der Bourgeoisie und ihren verbrecherischen Helfershelfern! Hoch die sozialistische Revolution!»

Oskar Maria Graf schreibt: «Fast gierig las mans. Ich sah Zitternde, ich sah Wutblase und Blutgierige. Überall wiederholte sich das gleiche Schreien nach Rache. Die Massen kamen ins Treiben, der Strom floss durch die Stadt. Das war anders, ganz anders als am 7. November. Wenn jetzt einer aufgestanden wäre und hätte gerufen: ‚Schlachtet die Bürger! Zündet die Stadt an! Vernichtet alles!‘, es würde geschehen sein. Die tausend kleinen Stürme hatten sich vereinigt, und ein einziger, dumpfer, dunkler, ungewisser Losbruch begann. Ich spürte es an mir am genauesten: Noch nie war ich so völlig Massentrieb gewesen wie jetzt. Auf die Theresienwiese jagten die Züge. Unter der Bavaria redeten viele; Toller trug ein Gedicht vor. Die Frauen wurden ergriffen davon, die Männer schrien nach Waffen.»

Ernst Toller war mit Eisner in Bern gewesen, hatte erlebt, wie er die Weltsozialisten ergriffen und mitgerissen hatte. Er war nicht mit Eisner zurückgefahren, sondern für ein paar Tage in St.

Moritz geblieben, wo sich die Jeunesse dorée aller Länder versammelt hatte. «In stilechten Gewändern, mit Brillanten und Perlen behängt, schauspielerten sie Völkerfrieden und Versöhnung, Gespenster und Lemuren einer wesenlosen Zeit», schrieb er über sie.

Am 21. Februar kehrte Toller zurück, von seinem Abteil aus hörte er draussen das erregte Rufen eines Schweizer Zugschaffners, drinnen das kräftige Bravo eines deutschen Spiessers, er verstand die Worte nicht, die an sein Ohr drangen, aber endlich musste er es doch begreifen: Kurt Eisner war ermordet worden. Toller wusste ja, wie gefährdet Eisner gewesen war. Er wusste auch, dass es gerade sein Todesmut gewesen war, der ihn von allen republikanischen Ministern unterschieden hatte. Dass es gerade seine Furchtlosigkeit vor dem Tode gewesen war, die das Volk gefühlt und ihm deshalb geglaubt hatte. Der Einsatz seines ganzen Lebens für seine Überzeugungen. «Talente und Gaben», schrieb Toller später, «sind vielen gegeben, aber nur dem, der die Furcht vor dem Tod bewusst überwand, folgen die Massen.»

Werden sie auch bald ihm selbst folgen?

In Klaus Manns Gymnasium bricht Jubel aus. Bei den Lehrern, bei den Schülern. Der junge Klaus notiert in sein Tagebuch, er selbst sei bei der Nachricht in Tränen ausgebrochen. Später schreibt er aber, dass das nicht ganz der Wahrheit entsprochen habe. Er sei vor allem froh gewesen, dass die Schüler nach der Nachricht alle nach Hause geschickt wurden und schulfrei hatten. In seinem Eisner-Stück, das er noch im selben Jahr schreiben wird, lässt der kleine Klaus seinen Helden Eisner beinahe shakespearehaft monologisieren: «Wie schön dachte ich mir s doch, ein

Volk zu befreien, zu erlösen, zu regieren, ihnen ein Vater zu sein! Das waren verlorene Illusionen. Von allen Seiten wird man angefochten. Undank ist der Welt Lohn! Ich stehe auf schwankenden Füßen. Wilhelm Herzog ist nach Berlin abgereist. – Ich aber halte stand. Und möge das Volk mich töten, ich will sein Vater bleiben.»

Über der Stadt kreisen Flugzeuge und werfen Flugblätter ab. Die Bevölkerung wird aufgefordert, Ruhe zu bewahren und nach sieben Uhr nicht mehr auf die Strasse zu gehen. Die Strassenbahnen haben ihren Betrieb eingestellt. In der Innenstadt herrscht dadurch eine ungewöhnliche Stille.

Der mit dem Komponisten Hans Pfitzner befreundete deutsche Gymnasiallehrer Josef Hofmiller, der vor Kurzem eine hymnische Besprechung der Mannschen «Betrachtungen eines Unpolitischen» in den Süddeutschen Monatsheften veröffentlicht hatte, hatte in der Früh unterrichtet. In den darauffolgenden Freistunden wollte er schnell ein Pfund Griess kaufen gehen, als auch ihn die Nachricht von Eisners Ermordung erreichte. Er hatte die Wochen und Monate zuvor sein Tagebuch mit Abscheu und Entsetzen über die Regierung gefüllt, in seinem letzten Eintrag hatte er geschrieben: «Die Strizzikatrie, unter der wir leben, wird allmählich langweilig.» Auch das Entsetzen wird auf Dauer fad. Nur über die Juden konnte er sich immer wieder neu erregen.

Nun ist der Spitzenjude also endlich tot. Hofmiller sieht «zahlreiche Leute mit auffallend vergnügtem Gesichtsausdruck», die ihm die Nachricht bestätigen. Auch er hat jetzt schulfrei und spaziert zum Tatort hinüber. Sieht das Blut, sieht eine Staffelei mit dem Bildnis Kurt Eisners, die inzwischen aufgestellt wurde, sieht die Blumen und in den Gesichtern der Umherstehenden sieht er

«eine gewisse Genugtuung». Die Trauer jedenfalls «schien nicht gross zu sein».

An der Ermordung Eisners sei vor allem der Ermordete selber schuld. «Eisner forderte durch sein ganzes Verhalten zu seiner gewaltsamen Entfernung auf», schreibt Hofmiller. Nur scheint es ihm unzweckmässig, dass man den Ministerpräsidenten nicht früher beseitigt hatte. Man hätte ihn auch nicht unbedingt gleich töten müssen, so Hofmiller. Als Eisner aus der Schweiz zurückkam, hätte man seinen Zug auf offener Strecke anhalten müssen. «Ein Streckengeher mit einer roten Fahne an der Stelle vor Günzach, wo die Steigung am stärksten ist und die Lokomotive bei der gegenwärtigen Kohlennot ohnehin nur ganz langsam fahren kann, die Fahne schwenken, Zug zum Halten bringen, ein halbes Dutzend entschlossener Leute, die sofort Eisner aus dem Abteil holen und an dieser einsamen Stelle irgendwo in Sicherheit bringen.» Josef Hofmiller hat an alles gedacht. «Man hätte ihn z.B. zwischen Füssen und Murnau in irgendeine einsame Jagdhütte des Ammergebirges bringen können, von ihm Verzicht auf sein Amt verlangen, ihn sodann über die Grenze schaffen, ihm seine Papiere usw. abnehmen.» So wäre «der Unruhestifter ohne Blutvergiessen erledigt gewesen». Aber Josef Hofmiller wurde nicht gefragt und «so wird sein gewaltsamer Tod einen Bürgerkrieg zur Folge haben».

Die Abgeordneten waren nach Hause geflohen, die Regierung löste sich auf. Arbeiter, Matrosen, Soldaten mit roten Fahnen eilen zum Deutschen Theater. Die Türen sind verschlossen, sie werden eingeschlagen, es kracht, Scheiben klirren, alles drängt in den Saal. Ein Matrose brüllt: «Der Arbeiter- und Soldatenrat tagt von

heut ab in Permanenz!» Es ist ein irres Durcheinanderreden und -rufen.

Die Räte finden sich langsam zusammen, die Menschen stehen dicht gedrängt. «Ich sah nichts als Rücken, Nacken und Haare, Mützen und Hüte», schreibt Oskar Maria Graf.

Er kann es nicht fassen, dass schon wieder nur geredet wird. Die Räte tagen in Permanenz? Was soll das werden? Wozu das Gerede? Die Stadt bebt doch jetzt! Die Revolution ist doch jetzt!

«Gegen Zeitungen!», ruft er im Hinauslaufen den Hineinstürzenden zu. Ein Freund und Kampfkumpan ist mit hinausgestürmt. Sie laufen die Bayerstrasse lang und sehen aus der Ferne vor dem Redaktionsgebäude der «Münchner Zeitung» Rauchsäulen aufsteigen. «Endlich brennt die Pestbude!», ruft ein Arbeiter neben ihm. Aber es brennt nur die Auflage des Tages, die die Besatzer auf die Strasse geschafft und angezündet haben. Menschen tanzen um die Flammen. Vor dem Eingang ist die republikanische Schutzwehr postiert.

Auch die Redaktion der «München-Augsburger Abendzeitung» in der Paul-Heyse-Strasse ist besetzt. Graf eilt auch hierhin. Es ist die Zeitung, die zuvor seine Buchrezensionen gedruckt hatte, bis sie sie irgendwann nicht mehr druckte. Die alten Redakteure sind noch da. Plötzlich so freundlich gegenüber dem hereinstürmenden Graf. «Ah, Herr Graf, wollen Sie zum Arbeiterrat?», fragt ihn ein Redakteur. «,Nein – nein’, lächelte ich boshaft, ‚es freut mich bloss, dass alles jetzt uns gehört.’»

Als er spät am Abend nach Hause kommt, empfängt ihn sein Zimmerherr mit revolutionären Reden. Er humpelt im Zimmer umher, berichtet aufgeregt von Geiseln, die man genommen habe, berichtet von jubelnden Studenten und dass man «die Kotzbude»

Universität zum Glück geschlossen habe, dass man die Proleten bewaffnen müsse, und zwar sofort. Und lässig fügt er hinzu: «Es müssen übrigens sofort Guillotinen arbeiten.»

Graf sieht ihn an und lacht bitter. Er denkt, genau wie der ist die ganze deutsche Revolution. Sie hat einen Klumpfuss und hinkt. Graf lacht und ruft: «Du bist ein Symbol, Mensch! Du bist ein echtes Symbol!»

Doch der Zimmerherr redet weiter wie ein Massenmörder an der Macht. Da wird Graf langsam ärgerlich. «Zeig mir deine Hände, Mann!», ruft er und nimmt die fleischigen kurzen Finger des Zimmerherrn in die Hand: «Du hast nie eine Schaufel in der Hand gehabt, du bist nie in der Fabrik gewesen! ... Haben dich vielleicht die Arbeiter geholt? ... Geht s ohne dich nicht? ... Die Guillotinen gehören wohl für Leute wie dich!?»

Der Zimmerherr schaut erschrocken, nennt Graf einen Gegenrevolutionär: «Wenn du nicht ein grosser Dichter wärst, würde ich dich auf der Stelle denunzieren ... Gib acht, dass ich dich nicht an die Wand stellen lasse.»

Graf erwidert, klar, das sei natürlich die leichteste Arbeit, Menschen zu denunzieren und an die Wand zu stellen. Er geht in die Nacht hinaus. Es ist Ausgangssperre. Es ist vollkommen still. Wie kann ich der Revolution nützlich sein, denkt er. Wer braucht mich jetzt? Ihm fällt der Holländer ein, der inzwischen in seiner neuen Villa in Nymphenburg wohnt. Er läuft aus der Stadt hinaus, es wird immer finsterner. Er sieht nicht einmal mehr erhellte Fenster. «Kalt fegte der Wind um die Ecken und warf sich auf mich. Unbehagliche Heimatlosigkeit empfand ich.»

Die Villa ist prachtvoll. Der Maler Heinrich Maria Davringhausen ist jetzt auch in die Trinker- und Feier-Gemeinschaft ein-

gezogen, Marietta ist da. Sie trinken Schnäpse, tafeln an einer reichlich gedeckten Tafel, sie fläzen sich in bequeme Polstersessel, rauchen Zigarren, ein Diener bringt Sekt, Korken knallen. «Es wird jetzt vielleicht so weit kommen, dass die Vermögen beschlagnahmt werden», sagt Oskar Maria Graf wie nebenbei.

Die Stadt liegt still wie nie. «Die Stille hat etwas von der seltsamen Stille vor dem Erdbeben, in der man die bangen Vögel zirpen hört», schreibt die Dichterin Ricarda Huch über diesen Tag in ihrem Gartenhaus in der Kaulbachstrasse, wo sie mit ihrer achtzehnjährigen Tochter lebt. «Die Ahnung drängte sich uns auf, dass die Kugel, die Eisner traf, eine neue Epoche der Revolution eingeleitet hatte.»

Huch, deren Gedichte sich zu Hunderttausenden verkauften und die ein Riesenwerk über die Romantik und eines über den Dreissigjährigen Krieg geschrieben hatte, die von Rilke und Thomas Mann gleichermassen bewundert wurde, sie hatte sich bei der Wahl im Januar als Kandidatin für die DDP aufstellen lassen, war aber nicht gewählt worden. Eine Weile lang hatte sie im Rat geistiger Arbeiter mitgemacht, war aber sofort mit den dort vertretenen Pazifisten aneinandergeraten und nach drei Wochen wieder ausgetreten. Sie ist eigentlich von konservativem Gemüt, schrieb in diesen Tagen aber als Antwort auf eine Umfrage im sozialdemokratischen ‚Vorwärts‘: «Der übertriebene Individualismus muss durch den Sozialismus ausgeglichen werden. Auf diesem Wege liegt unsere Zukunft. Aus neuer freiwilliger Gemeinsamkeit wird einst wieder kräftiges, individuelles Leben erblühen.»

Der Mord an Eisner erfüllt auch sie mit Entsetzen: «Jedermann verdammt und beklagte nun die verhängnisvolle Kugel

des jungen Arco; es war gerade, als ob sie nur gefallen, um der stockenden Revolution einen neuen Auftrieb zu geben.» Doch seine Regentschaft hielt sie von Anfang an für ein Missverständnis, ein Missverständnis zwischen dem bayerischen Volk und ihm: «Sie verstanden Eisner nicht, so wenig wie er sie verstand. Wie sollten sie auch? Es war kein Tröpfchen und Körnchen königlich-bayrischer Gemütlichkeit, Roheit, Schlamperei und Gutmütigkeit in ihm; er war ein abstrakter Moralist, soll recht gute Theaterkritiken geschrieben haben und machte sicherlich schlechte Gedichte. Kritik und Theorie aber machen ebensowenig den Regenten wie den Künstler; man muss es eben können.»

Als sie hört, dass die Menschen ihre Taschentücher in das Blut des Ermordeten getunkt hätten, muss sie schrecklich lachen und ihre Tochter Marietta sagt: «Kurz, meschugge ist Trumpf»

Am abscheulichsten aber findet sie etwas anderes, eine neue Entwicklung ihrer Zeit, etwas, was sie vorher so noch nicht beobachtet hat, was ihr aber für ihr Zeitalter bezeichnend zu sein scheint. Ricarda Huch schreibt darüber: «Besonders widerlich an unserer Zeit und als ein deutliches Zeichen der Entartung unserer Zivilisation erscheint es mir, dass nichts geschehen kann, ohne dass sofort fotografiert und kinematografiert würde. Es ist der äusserste Grad schamlosen Bewusstmachens: Die Menschheit lebt vor dem Spiegel. Vielleicht kommt es einmal dazu, dass die Mörder und Einbrecher es nicht lassen können, ihre Taten gleich kinematografieren zu lassen, und so würde schliesslich auch das Verbrechen durch Bewusstheit aufgelöst.»

Schon am Tage seiner Ermordung wurden in der ganzen Stadt Eisner-Porträts und Postkarten der Mordstelle verkauft. In den

darauffolgenden Tagen und Wochen kam es zu einem wahren Bilderboom. Kurt Eisner war durch seinen Tod zum Symbol der Bayerischen Revolution geworden. Seine Porträts wurden zu Heiligenbildchen der Epoche. Sein Tod hatte alles verwandelt. Ricarda Huch hörte ein Mädchen auf der Strasse sagen: «Es ist merkwürdig, bis jetzt hörte ich fast täglich seufzen: Ist denn keine Kugel für den Eisner gegossen? Und seit er erschossen ist, bejammert jeder seinen Tod und verflucht seinen Mörder.»

Bei den Huchs wird an diesem stillen Abend jedenfalls bis tief in die Nacht hineingelacht. Eine Freundin war kurz vor Beginn der Ausgangssperre zu ihnen gekommen, nun konnte sie nicht mehr fort und sie lachten gemeinsam – «vielleicht umso übermütiger, weil ein dunkles Bewusstsein von Gefahr und Schrecken in den Winkeln des Gemüts lauerte».

Auf der anderen Seite der Isar am Herzogpark lauert an diesem späten Abend auch ein Bewusstsein von Gefahr. Hier ist es nämlich gar nicht so still wie in der Innenstadt. Immer wieder sind Gewehrschüsse zu hören. Oder bildet sich Thomas Mann das nur ein? Ist es die Angst in ihm, die schießt? Den ganzen Tag hatten er und seine Frau telefoniert, am Vormittag waren sie noch mit den Kindern an der Isar spazieren gewesen. Klaus hatte natürlich lebhaft vom Jubel und Tanzen der Mitschüler erzählt, als die Nachricht von Eisners Ermordung zu ihnen drang. «Die Hirnlosigkeit der That Arcos in diesem Augenblick musste sofort einleuchten», schrieb Thomas Mann in sein Tagebuch. Und nachdem er von der Besetzung sämtlicher Zeitungsredaktionen gehört hatte: «Wir haben Räte-Regierung à la russe.» Dann wieder das Telefon. Meist ist es die Frau von Bruno Walter. Die berichtet,

dass in der Stadt und in der Nachbarschaft nach Aristokraten gefahndet werde. Bei Baron Hummel seien sie schon gewesen. Der habe sie mit Wein bewirtet. Ein Tag zwischen Komik und Angst, Panik und Komik.

Abends um Viertel nach zehn kracht es plötzlich in unmittelbarer Nähe der Mann-Villa. Offenbar Explosionen von Handgranaten, glaubt der Hausherr und er vermutet, ein Haustor, das die Bewohner nicht freiwillig geöffnet hatten, sei aufgesprengt worden. Danach hört er wildes Geschrei. Er tritt mit Katia im Dunkeln auf den Balkon. Er schreibt: «Es trat Ruhe ein. Erregung. Ich glaube nicht, dass man zu uns kommt.»

Währenddessen wird der Mann, der die nächtliche Ausgangssperre verhängt hat, kurz nach Mitternacht auf seinem Weg von seiner Arbeitsstätte zum Hotel von einer Militärpatrouille aufgehalten und nach seinem Passierschein gefragt. Er hatte am Tag wohl an die vierhundert Passierscheine unterzeichnet für die Ratsmitglieder, die auch nachts in der Stadt unterwegs sein dürfen, für sich selbst hatte er keinen unterzeichnet. Es ist der Sozialdemokrat Ernst Niekisch, der an diesem Tag, an dem sich die bayrische Regierung in Luft auflöste, irgendwie an die Spitze des Landes gerutscht ist. Als Chef des Zentralrats ist ihm im plötzlichen Machtvakuum die Regierungsgewalt zugefallen. Plötzlich Regierungschef, will er jetzt also endlich ins Hotel. Die Militärpatrouille kennt ihn nicht. Nie gehört. Kein Passierschein ist kein Passierschein. Sie nehmen ihn mit ins Polizeipräsidium. Dort ist der Polizeipräsident noch da, er wird herbeigerufen, erkennt Niekisch sofort, die beiden lachen und lachen und die Patrouille geleitet den neuen Landeschef in sein Hotel.

Am nächsten Tag wird Kurt Eisners Leiche auf dem Ostfriedhof in Giesing aufgebahrt. Er liegt auf einem weissen, umklöpelten Leichentuch im weissen Leichenhemd. Ein Tulpenstrauss liegt im offenen Sarg, seine weissen Hände nebeneinander auf seinem Schoss. Bart und Haare sind gebürstet, Astern und Hyazinthen und Tannenzweige liegen neben dem Sarg. Ein friedliches Bild.

Fünf Tage später, am 26. Februar, findet die Beerdigung statt. 100'000 Menschen geben ihm das letzte Geleit. Sie treffen sich auf der Theresienwiese, wo drei Monate und neunzehn Tage zuvor das Abenteuer begonnen hatte. Es wurde gebeten, keine Zylinder zu tragen. Gewerkschaftler und Korporationen sollen sich in Hufeisenform um die Musikkapellen und Singchöre gruppieren. Die nicht organisierten Trauernden sollen sich rechts aufstellen und den Weisungen des Ordnungspersonals Folge leisten. So steht es auf den Plakaten, die in der ganzen Stadt hängen. Und dass von den Chören die Trauermusik aus Wagners «Götterdämmerung» gesungen werde und Beethovens «Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre».

Ein schier endloser schwarzer Zug setzt sich langsam in Bewegung. Es scheint, die ganze Stadt trägt Schwarz. Die Glocken läuten in der ganzen Stadt. Angeführt wird der Marsch von einer Musikkapelle des ehemaligen Königlichen Leibinfanterie-Regiments und dem Chor des Nationaltheaters, dann folgen Künstler, Vertreter der Münchner Stadtgemeinde, «bekannte Persönlichkeiten aus den sozialdemokratischen Parteien», Ernst Niekisch zum Beispiel läuft da. Dann Kranzdeputationen, Abordnungen aller Münchner Regimenter, russische Kriegsgefangene, Vertreter der bayerischen Bergleute, ein Porträt des Verstorbenen wird em-

porgehoben. An vielen Häusern wehen rote und schwarze Fahnen. Zwanzig Musikkapellen sind unter den Trauernden verteilt. An der Bavaria hält die Spitze des Zuges. Und die Chöre stimmen Kurt Eisners «Gesang der Völker», den er in den Tagen seiner Regentschaft geschrieben hatte, auf die Melodie des Siegeshymnus «Niederländisches Dankgebet» an. Und München singt:

*«Wir werben im Sterben
Um ferne Gestirne.
Sie blinken im Sinken
Und stürzen in Nacht.
Es wollen die Massen
Nicht das Leben hassen.
Die Freiheit ruft empor,
Von den Sternen bekränzt.*

*Die Zeiten entgleiten.
Die Erde erbebte.
Es krallte das Alte
Ins Herz junger Zeit.
Da mussten die Bleichen
Den Schreitenden weichen.
Du Volk wurdest erweckt,
Der Tod war besiegt.*

*Wir schwören zu hören
Den Rufen der Freiheit
Wir schirmen in Stürmen
Die heiligen Höhn.
Die Menschheit gesunde
In schaffendem Bunde,*

*Das neue Reich ersteht.
O Welt werdefroh!
Welt werdefroh!»*

Das Zukunftslied des sozialistischen Märchenkönigs. Seine Hymne. Die Hymne seiner Revolution.

Am Martinsplatz vor dem Ostfriedhof, dem Ort der eigentlichen Trauerfeierlichkeiten, staut sich die Menge dann. Die politischen Stars dieser Tage fahren in Hofequipagen vor. Gustav Landauer, den Eisner am ersten Tag seiner Regentschaft zu sich gerufen hatte, damit er auf die Seele des Volkes einwirke, steigt mit seinem grossen schwarzen Mantel würdevoll wie ein neuer König aus seiner Equipage. Er wird die zentrale Rede halten, auch der Kommunist Levien, auch die Minister Unterleitner und Jaffé sprechen. Und eine Rede Heinrich Manns ist angekündigt.

Während am Ostfriedhof die Trauerfeier beginnt, sind auf der Theresienwiese die letzten Trauernden noch gar nicht losgegangen. Es wollen einfach alle dabei sein, wenn der erste König dieser neuen, turbulenten Zeit zu Grabe getragen wird.

Landauer beginnt zu reden: «Dieser Mann des Geistes, der für sich und sein inneres Leben die Einsamkeit brauchte, verlangte um seines Seelenfriedens willen nach der schönen Verbindung mit den Menschenbrüdern.» Er erinnert an den Vers, den der achtzehnjährige Eisner geschrieben hatte: «Nur der lebt wahr, der lebt in andern, und sterben ist's, allein zu wandern.» Er feiert den «in verkklärter Hoheit leuchtenden Toten», er sagt, Eisners «stachelnde Strenge» sei so nötig gewesen wie «die Peitsche Jesu Christi, als er die Wechsler aus dem Tempel jagte», spricht von

Eisners «Kindlichkeit» und seiner «Sehnsucht, kindfroh sein zu dürfen».

Und er fährt fort: «Kurt Eisner, der Jude, war ein Prophet, der unbarmherzig mit den kleinmütigen, erbärmlichen Menschen geungen hat, weil er die Menschheit liebte und an sie glaubte und sie wollte. Er war ein Prophet, weil er mit den Armen und Getretenen fühlte und die Möglichkeit, die Notwendigkeit schaute, der Not und Knechtung ein Ende zu machen. Er war ein Prophet, weil er ein Erkennender war, dieser Dichter, der zugleich von der Schönheit, die kommen sollte, träumte und den harten, bösen Tatsachen unerschrocken ins Gesicht sah.»

Und er schliesst mit einem Auftrag. An alle: «Die Revolution ist sein Vermächtnis an die Menschheit. Wir haben sie in seinem Geiste fest und human weiterzuführen.»

Stille. Dann tragen Matrosen Eisners Sarg in die Einäscherungshalle.

Heinrich Mann ist etwas überrascht. Er kommt nicht mehr dran? Was ist mit seiner Rede? Er hatte doch alles vorbereitet. Er wollte doch sagen: «Die hundert Tage der Regierung Eisner haben mehr Ideen, mehr Freuden der Vernunft, mehr Belebung der Geister gebracht als die fünfzig Jahre vorher.» Er wollte doch den Trauernden zurufen: «Sein Glaube an die Kraft des Gedankens, sich in Wirklichkeit zu verwandeln, ergriff selbst Ungläubige. Geist ist Wahrheit!» Er wollte den Hohnbegriff, den sein Bruder für ihn in den «Betrachtungen eines Unpolitischen» als Kampfbegriff eigens erfunden hatte, stolz auf den Verstorbenen anwenden und ihn somit posthum zu seinem Bruder und Gefährten im Freiheitskampf erklären. «Wer so unwandelbar in der Leidenschaft der Wahrheit und, eben darum, so mild im Menschlichen

ist, verdient den ehrenvollen Namen eines Zivilisationsliteraten. Dies war Kurt Eisner.»

Erst drei Wochen später, auf einer weiteren Trauerfeier für den Verstorbenen im Odeon, wird Heinrich Mann endlich seine Rede halten können. Sein Bruder wird sich von seinem Freund Ernst Bertram davon berichten lassen. Vor allem von jener einen «Stelle». Er wird sich notieren: «Eisner habe den Ehrennamen eines Zivilisationsliteraten verdient. *Nicht* übel...»

Jetzt, an diesem schwarzen 26. Februar des Jahres 1919, zerstreut sich die grosse schwarze Menge nur sehr langsam. Die Menschen drängen zur Einäscherungshalle. Sie hoffen noch auf einen letzten Blick auf den Sarg ihres Märchenkönigs, der durch seinen Tod erst zu ihrem Helden, zum Helden der Stadt, zum Helden der Revolution geworden ist. Auch dieser bleiche, schmale Mann dort in der Menge. Ist das nicht er, der später behaupten würde, zu diesem Zeitpunkt gar nicht in der Stadt gewesen zu sein? Der orientierungslose, erfolglose Kunstmaler, der niemanden hatte als seinen einen Freund, den Gewerkschaftler Ernst Schmidt, und die Kameraden in seinem Regiment. Jahre später, in Festungshaft, wird er den Satz schreiben: «Ich aber beschloss, Politiker zu werden», und dies auf den November 1918, die deutsche Niederlage und die deutsche Revolution datieren. Doch noch hat Adolf Hitler gar nichts beschlossen. Noch weiss er gar nicht, welche Aufgabe das Leben für ihn vorgesehen hat. Noch ist er – wahrscheinlich – ein kleiner Teil dieser unüberschaubar grossen, trauernden Menschenmenge, die dem sonderbaren Volkskönig von Bayern ihr letztes Geleit gibt.

Der Volkskönig selbst hatte sich das Ende seines Lebens früh in seinem Dasein weit prosaischer gedacht, als es sich die poeti-

schen Grabredner nun ausdachten. Das war 1888, als er im Alter von 21 Jahren eine kleine Handreichung «An meinen Biographen d.h. Grabsteindichter» schrieb:

*«Kurt Eisner lieget hie,
Der Plänereiche:
Einst zweifelhaft Genie,
Jetzt sicher Leiche.»*

*München der
Möglichkeiten*

Der Ruf Münchens schallte in den Tagen nach Eisners Beerdigung durch ganz Europa. Was hier möglich gewesen war, nach dem Krieg, das war doch einfach unglaublich. Dass sich hier ein langhaariger Theaterkritiker eines Nachts in einem günstigen Moment auf den Stuhl des Ministerpräsidenten gesetzt hatte und dort einfach sitzen geblieben war und regiert hatte, das war doch fantastisch! Ein Dichter! Ein Träumer! Ein mystischer Revolutionär! Und das in diesem waffenstarrenden Grossmannsland Deutschland, das die Nachbarn in den letzten Jahren das Fürchten gelehrt hatte. Das konnte, das durfte durch die Schüsse eines einzelnen Fanatikers nicht ungeschehen gemacht werden. Schliesslich hatten ja alle gesehen, dass auch noch nach seinem Tod die Stadt hinter ihrem Traumprinzen stand, als ihn die 100'000 so festlich und würdevoll zu Grabe getragen hatten. «O Welt werde froh!», das war sein Abschiedsgruss gewesen, seine Botschaft an alle. Und viele, viele kamen nun zum Frohwerden in die Hauptstadt der Bewegung des Glücks.

Eine Regierung gab es nicht mehr. Besser gesagt: Es gab zwei Regierungen und beide regierten so vor sich hin, ohne die Menschen gross zu stören. Der Zentralrat bestand fort, reklamierte alle Befugnisse für sich und berief wieder den Rätekongress ein. Die gewählten Parlamentarier, die nicht gleich nach Eisners Ermordung aus der Stadt geflohen waren, trafen sich in Privatwohnun-

gen, um das weitere Vorgehen abzustimmen und eine neue Regierung zu wählen. Als sie wenige Tage nach Eisners Ermordung den Tatort gemeinsam mit dem Polizeipräsidenten besichtigten und einige ankündigten, am nächsten Tag im Landtag wieder Fraktionssitzungen, abzuhalten, erklärte dieser, für die Sicherheit der Abgeordneten keine Garantie abgeben zu können. Und auch die Soldaten der republikanischen Schutzwehr, die den Landtag schützten, machten den Parlamentariern überdeutlich, dass sie bei eventuellen Angriffen keinesfalls auf ihre Hilfe rechnen sollten. So verliessen die Abgeordneten die Stadt, trafen sich Anfang März abwechselnd in Nürnberg und Bamberg, um über die Bildung einer neuen Regierung zu verhandeln. Der Fraktionschef der Deutschen Demokratischen Partei, Ernst Müller-Meiningen, schildert die mobilen Verhandlungen jenseits von München so: «Am Sonntag führen wir in einem grossen Lastauto, einträchtig Sozialdemokraten, Demokraten, Bayerische Volkspartei, noch spätabends von Nürnberg nach Bamberg, um dort bis lange nach Mitternacht über die Regierungsbildung und den Entwurf des Regierungsprogramms zu beraten.»

Schwieriger wird es, wieder ein Kabinett zusammenzustellen. Die SPD will unbedingt – aus Angst vor der Macht der Strasse – , dass auch die USPD trotz ihrer verheerenden Wahlniederlage wieder einen Posten im Kabinett bekommt. Schön, schreibt Müller-Meiningen, ernennen wir also den Hans Unterleitner wieder, als Minister für soziale Fürsorge: «Unterleitner, der Naturbursche des Ministeriums Eisner, erschien den Parteien ungefährlicher drinnen als draussen.» Irgendwann haben sie endlich alle Minister zusammen. Doch das schwierigste Problem ist: Wer will unter diesen Umständen, hier draussen, Ministerpräsident einer geflohenen Regierung werden?

Der Rätekongress in München hatte den SPD-Politiker Martin Segitz als Regierungschef eingesetzt, das machte ihn nun für die Abgeordneten in ihrem mobilen Parlament nicht wählbar. «Wir sahen den bisherigen Kultusminister Johannes Hoffmann als den einzig ernstlich in Betracht Kommenden an. Er machte grosse Schwierigkeiten.» Hoffmann war ein 1908 in Kaiserslautern aufgrund seiner offenen Sympathien für die SPD aus dem Schuldienst entlassener Lehrer, der in der kurzen Zeit als Minister in der Regierung Eisners durch eine antiklerikale Schulpolitik die katholische Kirche bis aufs Blut gereizt hatte. «Pikant», nennt Müller-Meinigen die Situation, «dass ausgerechnet dieser von der Bayerischen Volkspartei als reiner Gottseibeius verfluchte gottlose Mann ... von den Vertretern dieser Partei inständigst gebeten wurde, doch die Kandidatur ,als einzig Geeigneten anzunehmen.» Mit dem Tode bedroht, ohne wirkliche Macht, ohne Amtssitz, ohne Hauptstadt – nein, Johannes Hoffmann hatte sich wirklich nicht auf diesen Posten gedrängt.

Aber auch der Münchner Zentralrat fühlt sich in diesen Wochen nicht im Vollbesitz der Macht. SPD-Mann Ernst Niekisch sitzt dem Zentralrat vor und klagt: «Es ist wahrhaft sehr unangenehm, verantwortliche Regierung zu sein und als Trottel behandelt und gegängelt zu werden. Auch mir kocht mitunter die Wut auf.»

Angenehmer ist es, nicht zu regieren. Angenehmer ist es, die Freiheiten in dieser unregierten Stadt, in diesem unregierten Land zu nutzen. Es kommen in diesen Wochen Traumtänzer, Winter-sandalenträger, Prediger, Grashörer, Befreite und Befreier, Langhaarträger, Hypnotisierer und Hypnotisierte, Schwebende. Wer in diesen Tagen in diese leuchtende Stadt kommt, wird selbst er-

leuchtet. Gustav Regler erinnert sich später: «Ich kam mit wenig Gepäck und spärlichem Geld in München an, verwirrt, aber mit dem Gefühl, in einem ganz neuen, besseren Land angekommen zu sein.»

Der Dramatiker und Schriftsteller Friedrich Freksa aus Berlin, der wenige Jahre zuvor in seinem Roman «Phosphor» das Leben eines Spiessbürgers geschildert hatte, der durch einen Schlag auf den Kopf zu einem lockeren Lebemann und Schwerenöter geworden war, sah seinen Roman Wirklichkeit geworden, als er in der bayerischen Hauptstadt ankam: «Aber was war das für ein Treiben? War das noch München? Nein, das war eine südliche Stadt! Auf den Stufen sonnten sich zerlumpte Menschen. Frauen mit Kindern sassen auf den Sockeln der Gebäude. Rote, grüne und blaue Decken leuchteten, Lazzaronitum war eingezogen.»

Der Kriegsheld Wilhelm Schramm, der sich aufgrund seiner ausserordentlichen militärischen Leistungen seit einigen Monaten Wilhelm Ritter von Schramm nennen durfte, war ernsthaft erschüttert von der Verwandlung seiner Stadt in eine Karnevalsstadt der Weltenbeglückter: «Die radikalen Elemente aus aller Welt hatten sich hier gesammelt, Deserteure und viele sogenannte Künstler, internationale Literaten und jüdische Intellektuelle, die oft nicht einmal deutsch verstanden – kein Zweifel, dass jetzt das tausendjährige Reich irdischen Glücks beginnen musste. Von dieser neuen Menschheit und ihrem Reich, das alle Völker oder doch die Proletarier aller Länder umfassen werde, sprachen, ja predigten jetzt die grossen und kleinen Propheten an allen Strassenecken, die täglich Gemeinden um sich versammelten: Neander nannte sich einer von ihnen, der sich nicht scheute, Gott wieder anzurufen und Christus selbst als die wahren Kronzeugen und Schutzgötter der sozialistischen Revolution.»

Oskar Maria Graf ging, wenn er nicht gerade beim Holländer trank, unaufhörlich durch die Strassen dieser trunkenen Stadt und konnte es nicht fassen: «Es tauchten um jene Zeit massenhaft solche Sonderlinge auf. Einer trug einen langen Zopf und Strohhut, sehr enge, karierte Hosen und eine ebensolche Joppe. Er suchte die Menschenaufläufe und lispelte dann jedem ins Ohr: ‚Christus sind wir! Seid ruhig, ihr Menschenkinder! Hämmert nicht euer eigenes Kreuz!‘ Und ebenso hurtig verschwand er wieder. Ein anderer – sehr verwahrlost gekleidet, mit bezwickertem, bissigem Gesicht – sass meistens in den Cafés herum und rechnete. Auf lange, weisse Blätter malte er Tabellen, und wenn ihn wer ansprach, erklärte er ihm schnaufend, wenn jeder täglich nur neunzig Gramm Roggenbrot und zehn Gramm Fleisch ässe, wäre kein Elend mehr. Besonders wütend war er auf die Konditoreiwaren. Stand er vor einer solchen Auslage, dann schimpfte er drauflos: ‚Da, da, Herr Nachbar, da! ... Sehn Sie s nicht ein? ... Dieser Luxus ist unser Ruin ... Der Zuckerbäcker ist der grösste Verbrecher ... Gegen die muss man vorgehen .. .«

Graf schaute, hörte, notierte und staunte: «Christenmenschen predigten in Versammlungen, Nacktkulturanhänger verteilten ihre Kundgebungen, Individualisten und Bibelforscher, Leute, die den Anbruch des tausendjährigen Reiches verkündeten, und Käuze, die für Vielweiberei eintraten, eigentümliche Darwinisten und Rassentheoretiker, Theosophen und Spiritisten trieben ein harmloses Unwesen. Einmal nachts ging ich über den Stachus. Ein magerer Mensch schoss auf mich zu, steckte mir hastig einen Zettel zu und lief eilends in der trüben Dunkelheit weiter. Ich trat unter eine Laterne und besah den Wisch. Nichts weiter stand darauf als: ‚Der Jude spricht dazwischen! Deutsche besinnt euch!‘»

Währenddessen sind die verschiedenen Regierungen fleissig mit Resolutionen, Sozialisierungen, Gesetzesinitiativen und Selbstbestätigung beschäftigt. Schon am 28. Februar hatte der Anarchist Erich Mühsam, der auf keiner Demonstration, keiner Versammlung, bei keiner Debatte, Aussprache, Dichterlesung in diesen Monaten fehlt, auf dem Rätekongress die Ausrufung Bayerns zur sozialistischen Räterepublik beantragt, doch die Delegierten lehnten seinen Antrag mit 70 zu 234 Stimmen ab. Daraufhin hatten sich die Kommunisten Max Levien und August Hagemeyer vom Zentralrat getrennt und die kommunistische Zentrale in Berlin hatte den in Petersburg geborenen, in einem Internat in Wiesbaden erzogenen, seit 1905 an allen Brennpunkten der Revolution beteiligten Lyriker und Berufsrevolutionär Eugen Levine nach München geschickt. Es war klar, die Zeit des Vakuums, der Anarchie, sie würde nicht ewig währen.

Und Räte – das war das Zauberwort jener Tage, die magische Formel der Hoffnung auf eine bessere, gemeinschaftlich organisierte, täglich neu zu verhandelnde Welt. Und eben nicht nur als ein Nebenorgan einer parlamentarischen Demokratie. Nein, Räte als alleinige Regierungsmacht. Die Räterepublik. Gustav Regler schrieb im Rückblick: «Sie hatten einen mystischen Glauben in die ‚Räte‘, das hiess Unmittelbarkeit des Agierens, tägliches Besprechen mit der Masse, gleichzeitig Nähe zur Urgemeinschaft: eine verschwommene Vorstellung vom Ideal, das die Apostel zu Jesus trieb, eine unkontrollierte Begeisterung für das russische Experiment.»

Selbst die Villa am Herzogpark durchzieht eine Begeisterung für die neue Zeit. Wenigstens tageweise, probeweise. Zunächst mal im Tagebuch. «Für die ‚Räte‘», so schreibt Thomas Mann, «so-

fern sie sich die Mühsams vom Leibe halten, bin ich im Grunde auch. Den blossen Parlamentarismus kann ich nicht wollen. Es kommt ja gerade darauf an, «etwas Neues in politics zu erfindens und zwar etwas Deutsches.» Und als in diesen Tagen das scheinbar jeder Grundlage entbehrende Gerücht auftaucht, der Autor der «Betrachtungen eines Unpolitischen» sei Mitglied der Unabhängigen Sozialdemokraten geworden, notiert er fast geschmeichelt: «Meine Teilnahme wächst für das, was am Spartacismus, Kommunismus, Bolschewismus gesund, menschlich, national, anti-ententistisch, *anti-politisch* ist. Das Gerücht über meinen «Anschluss an die U.S.P.D.» ist nicht sinnlos.»

Nachdem am 21. März Béla Kun in Ungarn die Räterepublik ausgerufen hatte, gerät Thomas Mann endgültig in politische Fastnachtsstimmung. «Aufstand gegen den Rhetor-Bourgeois!» «Nationale Erhebung!», trommelt er ins Tagebuch und ist zu allem bereit. «Ich bin imstande auf die Strasse zu laufen und zu schreien: Nieder mit der westlichen Lügendemokratie! Hoch Deutschland und Russland! Hoch der Kommunismus!»

Die Ereignisse in Ungarn führten in der ganzen Stadt zu einer neuen Stimmung. Das Schwebende, Leichte des politischen Luftkurses war vorüber. Die Frage der wirklichen Macht wurde immer drängender. Sie lag ja immer noch frei herum. Wann sollte man ernst machen mit der eigenen, der bayerischen Räterepublik, wenn nicht jetzt? Doch die Linke belauert sich. Es gibt kein Vertrauen zwischen den Leuten der SPD, der USPD, den Anarchisten und den Kommunisten. Wer macht den ersten Schritt? Wer übernimmt die Führung? Wer hat den Mut zu scheitern?

Vielleicht ja doch der Feuerredner, der mit Thomas Mann vol-

ler Eifer seine Gedichte durchgegangen war, der seit dem 9. März Vorsitzender der USPD in München war und der sich seitdem wütenden Angriffen der Kommunisten ausgesetzt sah, die ihn für sein Plädoyer für eine gewaltlose Revolution verhöhnten. Ernst Toller.

«Wie macht man einen Eierkuchen, ohne Eier zu zerschlagen?» So war ein scharfer Angriff des KPD-Manns Max Levien in der «Münchner Roten Fahne» am 25. März überschrieben. Die Diktatur des Proletariats sei nur mit den Mitteln des Bürgerkriegs zu erreichen, schrieb der in Moskau geborene deutsche Kaufmannssohn Levien. Toller versuchte zunächst eine freundlich-klare Zurückweisung. Er nannte Leviens Angriff in einem Text unter der Überschrift «Soviel Lärm um einen Eierkuchen» eine «Literatenpolemik» und fügte hinzu, wenn Herr Levien Tollers knappe Zurückweisung nicht genüge, «mag er sich Ausführlicheres von den kommunistischen Massen sagen lassen, die nicht daran denken, eine neue Spaltung auch innerhalb der revolutionären Arbeiterschaft herbeizuführen».

Doch sowohl Max Levien als auch seine Parteigenossen waren für eine so leichtfertige Erledigung dieser zentralen Frage nicht zu haben. Er und die Redaktion der «Münchner Roten Fahne», die von Eugen Leviné verantwortet wurde, beharrten auf ihrem Standpunkt, dass die Gewaltfrage eine zentrale sei. Wer Gewalt ablehne, werde eine Revolution nicht erfolgreich durchführen können.

Aber auch Toller beharrte auf seiner Einstellung. Er sehe nun einmal «nicht in jedem Bourgeois einen Mörder, Plünderer und Räuber», sondern er plädiere dafür, das System «und seine bewussten Vertreter desto schärfer» zu bekämpfen und «dem Kampf des Hasses den Kampf der Liebe zur Seite» zu stellen.

Ehrlich konsterniert schrieb er: «Levien weist die Bruderhand, die wir den kommunistischen Massen zur gemeinsamen Arbeit hinstrecken, höhnisch zurück.» Und er beendete seinen Text der Enttäuschung, der am 29. März in der «Neuen Zeitung» erschien, so: «Wie unsinnig ist es, aus der Partei-Rmierung einen Grund zu hasserfülltem Angriff zu machen, wenn Inhalt, Wollen, Handeln der anderen Partei dem gleichen *Ziele* zustrebt! Die Parteien als Formen liegen alle im Sterben. Leben wird allein der Sozialismus, leben wird allein der revolutionäre Mensch.»

Ja, der junge Dichter Ernst Toller spürt Wind unter den Flügeln. Viel Wind. Er fegt ihn in diesen Tagen durch die revolutionäre Stadt. Er liebt diese Menschen, die Prediger, die Heilsbringer, all diese Menschen, die das Kriegsende weniger als Niederlage denn als Befreiung erlebt haben. Als Beginn von etwas Neuem, etwas nie Dagewesenem. Als hätten sie gehört, was er ihnen in seinem Theaterstück «Die Wandlung» zugerufen hatte: «Und ihr könntet doch Menschen sein, wenn ihr den Glauben an euch und den Menschen hättet, wenn ihr Erfüllte wäret im Geist.»

Und wie erfüllt mit Geist München jetzt ist. Wie bereit, die Menschen, die Stadt neu zu erfinden. Oder die Welt. «Den Weg! Den Weg! – Du Dichter weise», hatte er das Volk in seinem Stück flehen lassen. Nun, er ist bereit.

Jetzt will er aber erst mal nach Berlin. Zu einer Konferenz der Unabhängigen Sozialdemokraten. Er will vom guten Fortkommen hier unten in Bayern berichten, Euphorie verbreiten, um Unterstützung bitten für alles, was nun geschehen soll. Eigentlich wollte er mit dem Zug nach Berlin fahren, doch die letzte Sitzung im Zentralrat hat wieder einmal ewig gedauert. Gut, er wird fliegen, am nächsten Morgen, am 4. April. Es ist sein erster Flug.

Der Pilot wartet schon, es ist ein Kampfflieger, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse und dem goldenen Fliegerabzeichen. Der Himmel ist südlich blau, Toller sitzt hinter dem Piloten. Durch ein viereckiges Loch, durch das wenige Monate zuvor noch Bomben auf die Erde gefallen sind, blickt er nun auf den entschwindenden Grund hinab. Toller staunt wie ein Kind: «Die schwarzen Wälder, die grünen Wiesen, die braunen Berge und Schluchten werden flache, farbig abgezeichnete Quadrate aus einer Spielzeugschachtel, im Warenhaus gekauft, von Knabenhänden zusammengestellt. Wolkengebirge türmen sich, die Erde überflutet eine weisse weiche Nebeldecke, die mich anzieht mit unheimlicher Lockung, der Wunsch, zu fallen, zu versinken, verwirrt meine Sinne.»

Plötzlich sinkt das Flugzeug im Gleitflug hinab, schliesslich saust es senkrecht Richtung Erde und bohrt sich mit der Spitze in einen Acker. Der revolutionäre Dichter knallt mit dem Kopf gegen die Bordwand und bleibt betäubt liegen. Als er erwacht, erfährt er, dass sie gerade mal bis Vilshofen bei Passau gekommen sind. Der Pilot fliegt die nur leicht beschädigte Maschine mit Toller nach München zurück.

Am nächsten Morgen: neuer Flieger, neuer Pilot. Der zweite Flug in Tollers Leben. Er denkt an den Tag davor. Er schnallt sich fest.

Minuten später landen sie unsanft auf einem aufgeweichten Lehacker. Bauern, die den Absturz beobachtet haben, eilen aus allen Richtungen herbei. Sie kümmern sich nicht um die zwei Bruchpiloten. Sie haben Flaschen, Töpfe und Eimer dabei, um das Benzin aufzufangen, das aus dem Tank fliesst. Es ist «in dieser Zeit kostbarer als Gold, kostbarer als Menschen», schreibt Toller.

Der Dichter und der Pilot schleppen sich in ihren schweren Fliegeranzügen in ein Gasthaus in einem Dorf in der Nähe, legen sich auf die Bänke und schlafen, «vom Schreck erschöpft», sofort ein. Stundenlang schlafen sie.

Als Toller erwacht, sieht er an der Tür einen Gendarmen stehen. «Nix, Franzos», sagt der und macht dem Flugopfer klar, dass er den Raum nicht verlassen darf. Toller, erleichtert ob dieses Missverständnisses, klärt auf: «Ich bin kein Franzose.»

Zum Beweis reicht er dem Polizisten seine Revolutionspapiere. Der schaut sie an und seine Augen weiten sich, er zieht den Bruchpassagier nach draussen auf den Korridor und sagt:

«So, der Herr Toller sans. Des dürfen wir fei nöt den Bauern sagn. Die moana, Sie san a Franzos, wenn die wüssten, dass Sie einer von die Roten san, die tätén Eahna auf der Stell totschiagen.»

Was kann Dichter Toller, Münchens USPD-Vorsitzender, der so bereit ist, dem Volk den Weg zu weisen, da machen?

Er fährt mit der Kleinbahn zunächst nach Ingolstadt, von dort aus will er zurück nach München. Ob heute noch ein Zug verkehre zwischen hier und München, fragt er höflich den Bahnvorsteher. Ein Blitzdialog vom Land, wo die Revolution noch keine Wirklichkeit besitzt, entwickelt sich. Und Toller hat ihn in «Eine Jugend in Deutschland» aufgeschrieben:

« – *Des scho.*

– *Ich fahre mit.*

– *Des nöt.*

– *Warum?*

- *Nur der Landtagszug fährt, und der hält nicht.*
- *Der Zug muss halten.*
- *Und wenns der König von Bayern san, der Zug hält not.*
- *Der König von Bayern bin ich nicht.»*

Aber er ist USPD-Vorsitzender von München. Wieder zeigt er stolz und voller Hoffnung auf dessen Wirkung seinen Ausweis vor.

«Dös geht mi an Dreck o», lautet die Antwort des Bahnvorstehers.

«So», sagt Toller, steckt seine Hände in die Tasche, packt ein Taschentuch, so als ob er eine Waffe umkralle, und sieht den Bahnvorsteher scharf an: «Sie werden den Zug zum Halten bringen.»

Und dieser Kindertrick ist es, der das Wunder doch noch vollbringt. Sie gelten hier zwar als verachtenswerte Witzbolde, die Roten aus der Stadt, aber gefährlich könnten sie sein. Viel hat man gehört, von Meuchelmorden, Raubüberfällen, wilden Enteignungen. Sehr gut möglich also, dass die Hand in der Tasche vielleicht wirklich eine Waffe ist.

«Zu Befehl, Herr Toller.»

Zehn Minute später hält der Zug, Toller steigt ein, zurück nach München, aus der Konferenz in Berlin wird nichts. Aber König von Bayern – das könnte möglich sein.

Sonntag, 6. April 1919, zehn Uhr abends. Wittelsbacher Palais, Schlafzimmer der Königin. Endlich ist es so weit. Es sind alle da. Vertreter der sozialistischen Parteien, anarchistische Gruppen, Vertreter des Arbeiter- und Soldatenrats, Bauernrat. Nur die Kommunisten fehlen. Und die Kundschafter aus dem Norden Bayerns. Egal. Es geht jetzt los. In Würzburg, Augsburg, Fürth, Aschaffenburg, Lindau, Hof ist in diesen Stunden bereits die Rä-

terepublik ausgerufen worden. Es gibt jetzt eigentlich nichts mehr zu diskutieren. Der Palast ist bereit. Toller lässt die Blicke schweifen: «Wo früher Zofen und betresste Lakaien herumwedelten, stapfen jetzt die groben Stiefel von Arbeitern, Bauern und Soldaten, an den seidenen Vorhängen der Fenster des Schlafzimmers der Königin von Bayern lehnen Wachen, Kuriere, übernachtigte Sekretärinnen.»

Ernst Niekisch, als Vorsitzender des Zentralrats, eröffnet die Sitzung. Dann geht es los.

Auf diesen Moment hat Gustav Landauer lange gewartet. Landauer, der Umbildner der bayerischen Seelen, den Eisner im November zu sich nach München gerufen hatte, der dann aber bald schon den Ministerpräsidenten für seine kompromisslerische Haltung kritisiert und am Ende die Trauerrede auf seinen alten Freund und Kampfgefährten gehalten hatte. Es ist seine Stunde. Er hatte lange gezögert, lange auf diesen einen Moment gewartet. Als Ernst Toller ihn 1917 im bayerisch-schwäbischen Krumbach aufgesucht hatte, um ihn aufzufordern mitzumachen, jetzt, beim grossen Kampf gegen den Krieg, für einen neuen, einen guten Frieden, da hatte er dem jungen Feuerkopf entgegnet: «Ich habe mein Leben lang gearbeitet, dass diese Gesellschaft, die auf Lug und Trug, auf der Ausbeutung und Unterdrückung des Menschen ruht, zusammenbreche, jetzt weiss ich, der Zusammenbruch wird kommen, morgen oder in einem Jahr, ich habe das Recht und den Atem, mich für diese Zeit zu bewahren, wenn die Stunde es fordert, werde ich dasein und arbeiten.»

Jetzt war sie da. Es bestand kein Zweifel. Landauer hatte in den letzten Tagen, zusammen mit Erich Mühsam, in einem Restaurant, in das sie sich zurückgezogen hatten, die Proklamation

einer Räterepublik entworfen. «An das bayerische Volk» haben sie oben auf den Kopf des Papiers geschrieben und unterstrichen. Dann nur ein Satz in der nächsten Zeile: «Die Entscheidung ist gefallen.»

Landauer hält das Papier in der Hand. Er ist ein grosser Mann, er überragt die ganze Versammlung hier. Stolz, dünn, bärtig, aufrecht, wie ein gestreckter neuer Kurt Eisner sieht er aus. Er weiss genau, was zu tun ist. Er stellt den Antrag, die Anwesenden mögen sich zur konstituierenden Versammlung der Räterepublik Bayern erklären. «Die Revolution sei stets ein schöpferischer Akt, der mit einem unerwarteten Schritt beginnen müsse», erinnert sich Niekisch später an Landauers Worte. Dann wird wieder geredet und abgewogen, werden die immer gleichen Argumente getauscht.

Aber etwas ist anders in dieser Nacht. Im Laufe des Tages waren sämtliche Minister des Ministerrates unter der Leitung von Johannes Hoffmann zurückgetreten. An der Spitze des Staates war nun auch offiziell ein Vakuum entstanden. Und Landauer spricht so klar und entschlossen. Niemand stimmt gegen Landauers Antrag. Einzig Niekisch enthält sich der Stimme.

Nachdem alle noch eine Weile durcheinandergeredet haben, geht es schon an die Ämterverteilung einer zukünftigen Räterepublik. Nicht mehr «Minister» werden sie genannt, sondern «Volksbeauftragte». Es gilt zunächst den Aussenminister, also den «Volksbeauftragten für das Auswärtige», zu berufen. Erich Mühsam meldet sich, spricht kurz über sich selbst, verweist auf seine Popularität im Ausland, auf seine guten Beziehungen zu den Kommunisten, kurz, er kenne den am besten geeigneten Kandidaten für das Amt und schlage ihn hiermit vor: sich selbst.

Verlegenes Schweigen im Schlafzimmer der Königin. Niekisch schreibt: Mühsam «war ein sprudelnder, witziger Geist, ein guter Mensch, aber so ausgesprochen literarischer Bohemien, dass sich niemand ihn in einer würdigen Amtsposition vorstellen konnte».

Tja. Was tun? Einer muss was sagen. Sein Freund Landauer, der mit ihm ja noch vor wenigen Tagen die würdevolle Räte-Resolution erarbeitet hatte, unterbricht das Schweigen. Er, Erich, wisse, wie sehr er, Gustav, ihm zugetan sei, und er sei ganz gewiss für alles Mögliche geeignet und einsetzbar. Allein, für diesen wichtigen Posten fehle ihm «die Erfahrung, die Beherrschung des Apparats, die Sicherheit des diplomatischen Verhandeln». Es tue ihm leid, er müsse sich gegen ihn und seine Kandidatur wenden. Da ergreift auch Toller das Wort. Er stimme Landauer zu. Mühsam sei nicht der Richtige für dieses Amt. Stattdessen wird ein Mann namens Franz Lipp für das hohe Amt vorgeschlagen. Niekisch wird später behaupten, es sei Toller gewesen, der diesen Herrn ins Spiel gebracht habe. Toller bestreitet das heftig.

Gut, also ein Herr Lipp. Niemand kennt ihn, niemand weiss, was er kann. Ernst Toller beschreibt ihn so: «Er hat kein Gesicht, nur einen Vollbart, trägt keinen Anzug, nur einen Gehrock, die beiden Requisiten scheinen die Gründe seiner Eignung zu sein. Ein Arbeiter, bei dem ich mich nach Dr. Lipp erkundige, sagte, er kenne den Papst persönlich.»

Gut, das muss reichen. Weitere Ämter sind zu vergeben. Niekisch, nach wie vor Chef des Zentralrats und Leiter dieser Versammlung, staunt: «Das Verkehrswesen wurde einem offenkundigen Landstreicher, Georg Paulukun, zugedacht.» Das Innere geht an einen Herrn, der sich durch seine nie endenden Redebei-

träge auszeichnete. Landwirtschaft «übernahm Kübler, ein fanatischer Bauernbündler», für das Heerwesen entschied man sich freudig für einen Mann namens Reichert, «ein ehemaliger Kellner von unverkennbarer Verschlagenheit», schreibt Ernst Niekisch.

So geht es munter weiter, in dieser Nacht des bayerischen Traumtänzerkabinetts im Schlafzimmer der Königin. Es scheint: Alle können heute Volksbeauftragte werden, ausser Erich Mühsam.

Irgendwann wird Eugen Leviné gemeldet. Endlich! Der Kommunist! Was soll das auch werden – eine Räterepublik ohne die organisierten Parteikommunisten? Es war ja klar, dass sie in dieser Nacht der Macht schliesslich noch dazustossen würden.

Doch Leviné hat anderes zu verkünden. Er kommt herein mit seiner Schiebermütze, die grossen Augen unter tief gesenkten Lidern, schwarzer Anzug, kühl und entschlossen. Niemand müsse überrascht sein von seinem Auftritt. Er habe es seit seiner Ankunft in München immer wieder wiederholt, geschrieben, gesprochen, scharf und eindeutig: Revolution bedeutet Gewalt. Revolution bedeutet Umsturz der ganzen Gesellschaft. Revolution kennt keine Kompromisse, kein Abwägen, keine Schonung von irgendwem. Gerade erst heute, am 6. April, hätten es alle in der «Roten Fahne» lesen können, in der er die letzte Versammlung, die gerade noch missglückte Ausrufung der bayerischen Räterepublik, beschrieben hat: «Diese Gesellschaft will die Räterepublik gründen? Ja, diese Gesellschaft will es, glaubt es zu wollen, oder gibt sich den Anschein, zu wollen. Wir fassen uns an den Kopf. Träumen wir? Ist es ein Spuk? Es wäre ja lächerlich, grotesk, komisch, wenn es nicht um so verflucht ernste Dinge ginge.»

Leviné erklärt, die Räterepublik, wenn sie jetzt hier wirklich ausgerufen werden sollte, sei eine «Scheinräterepublik», die den edlen Namen lächerlich mache. Sie, die Kommunisten, seien jedenfalls nicht dabei und er rate dringend davon ab, hier irgendetwas auszurufen. Und weg war er.

Stille im Schlafzimmer.

Wie soll das gehen – eine Räterepublik ohne die Kommunisten? Gegen den Widerstand der Kommunisten gar? Das war doch wirklich ausgeschlossen. Aber was tun? Leviné zurückrufen? Ihn noch mal bitten? Alles abrechnen? Wieder nach Hause gehen, ohne neue Republik?

Niekisch bittet die Versammelten, zu erwägen, ob die neue Sachlage nun eine neue Entschlusslage gebracht habe. Die einzelnen Parteien und Gruppierungen ziehen sich zurück und beraten sich. Bei den Sozialdemokraten zum Beispiel herrscht inzwischen komplette Lustlosigkeit gegenüber dem Projekt. Aber das zu sagen, traut sich keiner.

Dann kommen wieder alle zusammen. Keine Gruppierung sieht einen Grund, irgendetwas am Plan zur neuen Regierung zu ändern. Keiner will zugeben, dass man abhängig ist von den Kommunisten. Sind eben keine Kommunisten dabei. Auch gut. Umso ungestörter und ruhiger würde man regieren können.

Heimlich verzagt, öffentlich unbeirrt geht es weiter. Es gibt noch ein paar Volkskommissariate zu verteilen. Als Nächstes: Finanzen. Zack, schiesst eine Hand nach oben. Sie gehört dem Kaufmann und Finanztheoretiker Silvio Gesell, auch er mit riesigem Bart, dunklen Augenringen. Auch er hat, ähnlich wie Landauer, viele, viele Jahre auf diesen Moment gewartet. Er weiss, wie die Finanzwelt zu reformieren ist. Er weiss, wie der Zins zu besiegen ist. Er weiss, wie man es schafft, dass das Geld ständig

in Bewegung bleibt, zirkuliert, arbeitet für die Arbeiter, nicht für Kapitalisten, die es horten. Denn mit ihm, mit seiner Theorie, die er «Freigeld-Theorie» nennt, wird der Zins für alle Zeit aus dieser Welt verschwinden. Er kann gar nicht glauben, dass seine Weltformel so lange quasi unbeachtet geblieben ist. Gleich nach der Russischen Revolution hatte er einen Brief an den Genossen Lenin geschrieben. «Liebwerter Genosse! ... Eine Revolution, die dem Volke Entbehrungen bringt, ist des Misserfolges sicher», hatte er geschrieben. «Nun würde das von uns geschaffene Freigeld ganz ausserordentlich anspornend auf die Arbeit wirken, indem es den Tausch der Produkte unter allen Umständen sichert und dadurch erst jedem den vollen Ertrag der persönlichen Arbeit gewährleistet ... Das Freigeld würde diese Arbeit ganz automatisch in die richtigen Bahnen lenken.» Und, so fügte er hinzu, da die Zeit fürs Theoretisieren gerade nicht die geeignete sei, schlage er vor, eine geeignete Person auf eigene Kosten nach Petersburg zu schicken, um dem Genossen Lenin das System in persönlichem Vortrag vorzustellen und «die nötigen Anweisungen und Ausführung der Reform» zu geben. Leider kam der Brief ungeöffnet zu Gesell zurück.

Nun also hier in Bayern. Gesell war Unternehmer in Argentinien gewesen, Bauer in der Schweiz, er hatte genossenschaftlich in der vegetarischen Paradiessiedlung Eden, nördlich von Berlin, gelebt. Seit dreissig Jahren, so erklärt er, sei er keine Nacht zu Bett gegangen, ohne Angst zu haben, dass er sterben könnte, ohne dass sein Schatz, sein Zinsgeheimnis, von der Welt gehoben worden wäre. Seine Theorie ist ganz leicht. Geld, wie Gesell es sich wünscht, verliert binnen kürzester Zeit an Wert. Das führt zu schnellem Geldausgeben, zur Ankurbelung der Wirtschaft, zur

Verhinderung von Kapitalanhäufung. Ende der Zinsknechtschaft. Geld wird einer wöchentlichen Steuer unterworfen und mit einem Stempel markiert. Ungestempeltes Geld wird von den Staatskassen zurückgewiesen.

Ausserdem wird er einführen: Grundrenten für Mütter. Für die Übergangszeit eine Vermögenssteuer für Vermögen über 10'000 Mark, je nach Vermögen gestaffelt. Vermögenswerte über 300'000 Mark werden eingezogen. Privateigentum an Boden wird ganz abgeschafft. Langfristig auch international. «Der Menschheit gehört die Erde!», erklärt er. «Sie muss als unveräusserliches Eigentum der Menschen erklärt werden. Die Natur-schätze, die Kohlenflöze, die Kalibergwerke gehören nicht einzelnen Nationen. Es gibt keine englische Kohle, kein deutsches Kali, kein rumänisches Petrol.» Die Schätze der Erde gehören «restlos allen Menschen».

Vor allem aber und zuallererst muss das Geldhamstern aufhören. Und zwar sofort. Der Geldhamster sei das gefährlichste Tier überhaupt, ist Silvio Gesell überzeugt. Geld muss fließen, strömen, in Ware verwandelt werden, in Glück. Sofort. Und er wird das Geld dazu zwingen, sich schnell aufzulösen, so schnell, wie Silvio Gesell es will. Er kann es in herrlichen Bildern beschreiben. Seine Theorie ist keine Theorie. Seine Theorie ist reine Praxis: «Bildlich gesprochen soll das Geld wie die Kartoffeln faulen, wie Guano die Luft verpesten, wie Dynamit explodieren, wie ein Pferd gefüttert, wie Maschinen behandelt werden. Es soll wie Baumwolle Platz beanspruchen, wie Ziegelsteine wiegen, wie Schwefelsäure ätzen, wie Glas zerbrechen.»

Explodieren! Zerbrechen! Ätzen! Silvio Gesell wird Volksbeauftragter für Finanzen.

Schliesslich ist noch das Amt des Volksbeauftragten für Erzie-

hung und Unterricht zu vergeben. Landauers Lebensamt. Die Seelen umbilden! Eisner hatte sich diesen Auftrag ja nicht ausgedacht. Es war Gustav Landauers Lebensziel, die Seelen der Menschen von Grund auf neu zu bilden. Neues Denken. Neues Herz. In den Schulen damit beginnen. An den Universitäten das Werk fortführen. Den Plan dazu, seinen Regierungsplan, hat er lange schon parat. All seine Texte über die Literatur, die er geschrieben hatte, über Goethe, Hölderlin, Walt Whitman, Leo Tolstoi, seine Vorträge über Shakespeare, sie waren ja alle im Grunde geistige Vorarbeiten zur Tat. Transformation der Idee in Wirklichkeit.

Gustav Landauer hat alles in den Werken seiner Meister gefunden. In der Vergangenheit, für die Gegenwart. «Nach nichts beehrte Goethe so wie nach Verwirklichung ... Dass die grössten seiner Werke eine so bezwingende Kraft haben und uns im wirklichen Sinn des Wortes so bewegen, kommt daher, dass er den Verwirklichungsdrang, den er so gern in erschütterte Menschenherzen gegossen hätte, in seine Dichtungen laden musste.»

Es ist nun an ihm, an Landauer, den Geist aus diesen grossen Menschheitswerken in die Wirklichkeit zu entlassen. Goethes Werk zu vollenden. Johann Wolfgang von Goethe, so wie Gustav Landauer ihn las, hatte diese Nacht, diese Republik, die nun anbrechen sollte, immer vor Augen gehabt. «Es ist an der Zeit!», hatte Landauer gern aus Goethes «Märchen» zitiert. «Wir sind zur glücklichen Stunde zusammen, jeder verrichte *sein* Amt, jeder tue *seine* Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen.»

Und Gustav Landauer war hier in diesem Saal auch einer der wenigen, der herzlich froh über die Absage der Kommunisten ist.

Seine Schrift «Aufruf zum Sozialismus», die in diesen Tagen alle lasen, die auch Thomas Mann mit grossem Interesse las, war ja vor allem auch eine Kampfschrift gegen den dogmatischen Marxismus und eine Feuerrede für den lebendigen, fliessenden, sich sofort verwirklichenden Sozialismus. Er hatte geschrieben: «Was der Nationalbourgeois aus dem deutschen Studenten gemacht hat, haben die Marxisten aus weiten Schichten des Proletariats gemacht: feigherzige Leutchen ohne Jugend, ohne Wildheit, ohne Wagemut, ohne Lust am Versuchen, ohne Sektierertum, ohne Ketzerei, ohne Originalität und Absonderung. All das aber brauchen wir, wir brauchen Versuche, wir brauchen den Zug der tausend nach Sizilien, wir brauchen diese wunderköstlichen Garibaldinaturen, und wir brauchen Fehlschläge über Fehlschläge und die zähe Natur, die sich nicht, die sich durch nichts abschrecken lässt, die festhält und aushält und immer noch einmal ansetzt, bis es gelingt, bis wir durch sind, bis wir unüberwindlich sind.»

Und es war jetzt so weit. Ein Leben lang gedacht, gelesen, ge- deutet und geplant. Es war Verwirklichungsnacht. Bei Leo Tolstoi hatte er diese drei Fragen und Antworten gefunden. Grundgesetze des Lebens. «Welche Zeit ist die wichtigste? Welcher Mensch? Welche Seele? Zeit – der Augenblick; Mensch – der, mit dem mans gerade zu tun hat; Seele – Rettung der eigenen Seele, Liebeswerk also.»

Landauer ist bereit für das Amt des Volksbeauftragten für Erziehung und Unterricht. Und jetzt, wo die Kommunisten draussen sind, ist seine Ernennung ja auch nur Formsache. Doch da meldet sich einer, einer vom Bauernbund. Er habe Bedenken, sagt er. Schwere Bedenken. Landauer sei Jude, sei Literat, sei kein Bayer. Er wisse nicht, ob er diesen Mann dem katholischen Landvolk da

draussen vermitteln könne. Man mache die ganze neue Regierung unnötig angreifbar, wenn man einen wie ihn, Landauer, mit so einem wichtigen Amt betraue. Er denke an Eisner, dem er so ähnlich sieht, dem er so ähnlich ist, der denen auf dem Land auch eine so wesensfremde Erscheinung war.

Die Bedenken scheinen einige zu überzeugen. Landauer stutzt. Kann das jetzt sein? Ist das jetzt wirklich möglich? Jude sein? Nicht-Bayer sein? Das sind in dieser Stunde wirklich echte Argumente gegen ihn?

Da ergreift Erich Mühsam das Wort. Der Freund, den Landauer gerade erst um das Aussenamt gebracht hatte. Ja, Landauer habe ihn selbst abgelehnt. Er aber wolle für Landauer zeugen. Die Argumente des Bauernbundes, ruft Mühsam jetzt, seien Einwände einer verflissenen, vorrevolutionären Zeit. Eine Revolution rechtfertige neue Methoden, neue Gesichtspunkte, neue Männer. Wer an landfremden Literaten und Juden Anstoss nehme, sei ein Reaktionär. Damit endet Mühsam und Gustav Landauer wird Volksbeauftragter.

Mit grossem Schwung geht es nun an die Proklamation seiner Republik. Eigentlich steht der Text ja schon. Die Mühsam-Landauer-Resolution aus dem Restaurant. Noch während der Arbeit an den endgültigen Formulierungen gehen Telegramme an alle Bezirksamter des Landes, in denen die Umbildung Bayerns zur Räterepublik angekündigt und ausserdem, auf Landauers persönlichen Wunsch, zum festlichen Läuten der Kirchturmglöcken aufgefordert wird. Die Telegramme tragen alle die Unterschrift des Vorsitzenden des Zentralrats Ernst Niekisch. Der wird später behaupten, sie nie daruntergesetzt zu haben. Ihm wird das alles etwas unheimlich hier. Das ist kein Gedicht mehr. Das ist jetzt Politik. Das ist Wirklichkeit.

Irgendeiner bedrängt Landauer, auch ja das Wort Klassenkampf in der Proklamation nicht zu vergessen. Da braust er auf: «Vier Jahre!», ruft er. «Vier Jahre hindurch befand sich das deutsche Volk im Bluttausch. Sollen wir diesen Bluttausch fortsetzen? Kommt es nicht darauf an, wieder nüchtern, wieder menschlich zu werden?» Landauer ist wie im Rausch. Man lässt ihn arbeiten.

Währenddessen arbeitet Toller auch an einer Kampfschrift. Er schreibt die Bedingungen auf, die seine Partei, die USPD, in den Verhandlungen der Nacht formuliert, um sie am nächsten Tag veröffentlichen zu können, mit dem Zusatz, dass die Bedingungen angenommen worden seien. Es sind darin eigentlich alle Forderungen enthalten, die die Kommunistische Partei an eine Räterepublik stellen würde. Toller will sich und die neue Regierung damit von Anfang an gegen den Vorwurf von kommunistischer Seite schützen, man habe in dieser Nacht nur eine Scheinräterepublik gegründet. Forderungen unter anderem nach einer «Diktatur des klassenbewussten Proletariats», der «Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht auch für die Bourgeoisie», einem «Bündnis mit den Räterepubliken Russland und Ungarn» und auch dem «Asylrecht für die politischen Flüchtlinge aller Länder, also Nichtausführung der Haftbefehle». Und Toller fügt hinzu: «Wir nehmen, da unsere kommunistischen Bedingungen angenommen wurden, angesichts der ungeheuren Verantwortung an der Regierung teil.»

Endlich sind alle Erklärungen und Proklamationen fertig. «An das Volk in Baiern!», steht über der offiziellen Proklamation. «Die Entscheidung ist gefallen. Baiern ist Räterepublik.» Landauer hatte auf das ‚i‘ anstelle des ‚y‘ bestanden. Sodass jeder sofort sieht: Es ist ein neues Land.

Und auch ein Nationalfeiertag wurde auf Landauers Anregung beschlossen, «zum Zeichen der freudigen Hoffnung auf eine glückliche Zukunft für die ganze Menschheit» wird am ersten Tag der neuen Republik nicht gearbeitet. Es ist der 7. April. Es ist Gustav Landauers Geburtstag. Die ganze Stadt soll feiern.

Dann ist endlich Abstimmung. Nein-Stimmen gibt es keine. Nur Ernst Niekisch enthält sich. Die Räterepublik Baiern wird ausgerufen. Ernst Niekisch tritt als Präsident des Zentralrats zurück, später wird Ernst Toller zu seinem Nachfolger ernannt. Damit ist Toller nun Regierungschef.

Das Ziel, der Traum, die Utopie – Wirklichkeit geworden.

Ein neuer Tag. Ein neues Land.

Ernst Niekisch schreibt: «Es war morgens 6 Uhr geworden, ehe die Verhandlungen am Ende angelangt waren. Müde ging ich von der Sitzung ins Hotel. Ich stand unter dem Eindruck, eine politische Grotteske miterlebt zu haben. Jetzt, im grauen Lichte des anbrechenden Tages, verloren die komisch-lächerlichen Züge der Ereignisse der verflossenen Nacht alle versöhnlich-heitere Färbung; sie erschienen mit schrill verletzender Nacktheit als das, was sie waren: als politische Tatsachen, die nicht ohne schwere Folgen bleiben konnten.»

Ernst Toller schreibt: «Als ich das Wittelsbacher Palais verlasse, dämmert der Morgen. Die Revolution hat gesiegt. Hat die Revolution gesiegt? Diese Räterepublik ist ein tollkühner Handstreich verzweifelter Arbeitermassen, die verlorene deutsche Revolution zu retten.

Was wird sie schaffen, wie wird sie enden?

Vor der kleinen Pension, in der ich wohne, wartet einer unserer Sektionsführer.

- *Jetzt haben wir die Macht.*
– *Haben wir sie?, sage ich. Der Genosse stutzt, sieht mich nachdenklich an, ich verabschiede mich rasch.»*

Auch in der Villa am Herzogpark hatte man am vergangenen Tag geahnt, dass es zur Ausrufung der Räterepublik kommen würde. Thomas Mann war doch etwas beunruhigt gewesen. Er hatte seinem Freund Ernst Bertram einen Zettel geschrieben, er möge doch zu ihm kommen. Die Kinder hatten den Zettel zu dem Freund getragen und er, der Gute, war auch gleich gekommen.

Thomas Mann legte sich auf die Chaiselongue. Und Bertram las ihm einen kaum bekannten Text Adalbert Stifters mit dem Titel «Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842» vor. «Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiss, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit des Inhaltes.» So beginnt der Text Stifters. Und Thomas Mann, der in der Nacht des 7. November den Blick der Heimgehenden in Richtung Himmel gelenkt, auf «die Schönheit des feuchten Sternenhimmels» hingewiesen und erklärt hatte, das Ewige stimme quietistisch, hört dem Freund aufmerksam zu.

Es ist die Geschichte eines Weltuntergangs. Es ist nur die Sonne, die fehlt, aber plötzlich ist es, als fehle alles: «Die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau – erschütternd war dieses allmähliche Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vorgestellt, nur ohne Abendröte; wie geisterhaft aber ein Abendwerden ohne Abendröte sei, hatten wir uns nicht vorgestellt», liest Ernst Bertram dem guten

Freund vor. Er liest über den einen Moment totaler Finsternis, ein einstimmiges ‚Ah‘ kommt aus aller Munde «und dann Totenstille, es war der Moment, da Gott redete und die Menschen horchten».

Bertram liest und liest, er liest von «todesstillen Majestät», von dem Moment, in dem die Menschen spüren, dass Gott gerade jetzt anwesend sein muss, von dem Moment, in dem die Menschen das Erlebte wieder in Worte fassen wollen, so wie sie immer alles in Worte fassen, das Glück, das Unglück mit Worten bannen wollen, aber genau in diesem Moment, kurz vor dem ersten Wort, da ist es auch schon wieder vorbei. Die Finsternis ist vorbei, das Weltenende. Die alte Welt, die sie kannten, von all den Jahren zuvor, ist wieder da, aber sie ist neu, verwandelt, sie haben sie untergehen sehen, verschwinden, für einen unheimlichen Moment. Sie haben die Verwandlung erlebt und sind nun selbst Verwandelte. Ernst Bertram liest dem Freund auf der Chaiselongue weiter vor: «Wir sahen uns in die Augen – siegreich kam Strahl an Strahl, und wie schmal, wie winzig schmal auch nur noch erst der leuchtende Zirkel war, es schien, als sei uns ein Ozean von Licht geschenkt worden – man kann es nicht sagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche siegende Erleichterung in die Herzen kam: wir schüttelten uns die Hände, wir sagten, dass wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, dass wir das miteinander gesehen haben.»

Nach der gemeinsamen Lektüre reden die Freunde über Beängstigendes in der Natur, dann über Politisches und Literarisches. Bis es schliesslich Nacht geworden ist. Sie nehmen ein spätes Abendbrot und Thomas Mann notiert: «Wir assen gebakene Fische, Gänseschmalz, Orangen und Zuckerwerk. Angeneh-

mer Abend, unter dem Damoklesschwert der Kommune und Ent-eignung.»

Am nächsten Morgen erwacht das Land als Räterepublik. Es ist mild und regnerisch. Die Redaktion der «Münchner Neuesten Nachrichten» ist von den neuen Machthabern besetzt worden. Auf der ersten Seite prangt die Proklamation Landauers. Auch auf Plakaten in der ganzen Stadt ist sie zu lesen. Es ist ruhig in München, ein regnerischer neuer Feiertag. Landauers 49. Geburtstag.

Gleich am Morgen schickt dieser voll Stolz ein Telegramm an seine beiden Töchter, die bei Verwandten ausserhalb der Stadt untergekommen sind, Landauers Frau war im letzten Jahr gestorben: «An meinem Geburtstag wird Räterepublik ausgerufen heute ist Nationalfeiertag ich bin Volksbeauftragter für Volksaufklärung, früher Kultusminister. Innige Wünsche Euer Vater.»

An einen Freund schickt er eine Ansichtskarte, mit einem Porträt von sich selber, und schreibt auch ihm, dass sein Geburtstag Nationalfeiertag sei, schildert seine neuen Aufgabengebiete und fügt, schwankend zwischen Melancholie und Hoffnung, hinzu: «Lässt man mir ein paar Wochen Zeit, so hoffe ich, etwas zu leisten; aber leicht möglich, dass es nur ein paar Tage sind, und dann war es ein Traum.»

Aber jetzt wird erst mal das Palais der Wittelsbacher bezogen. Was sind denn geeignete Räume hier? Die neuen Volksbeauftragten und ihre Freunde und Genossen irren umher. Journalisten, auch viele aus dem Ausland, sind gekommen, um sich über die Lage zu informieren. Ein Amerikaner aus Chicago, Ben Hecht, ist gerade mit dem Flugzeug aus Berlin gekommen, in dem er, wie er berichtet, einen Bolschewisten mit einer Million Goldmark im Koffer und einige Anti-Bolchewisten mitgenommen hat, die

nun hier in München ihre jeweilige Bewegung unterstützen wollen.

Hecht kommt aus dem Lachen und Staunen gar nicht mehr heraus in diesem märchenhaften Land der sogenannten Revolutionen. Seine Berichte sind voller Hohn und Unglaube, aber auch einiger Sympathie über das, was er hier in München sieht. Vielleicht erfindet er auch manches. Vielleicht erscheint ihm alles ohnehin so unreal, dass er glaubt, wenn er noch etwas hinzuerfindet, merkt das sowieso kein Mensch.

Jedenfalls ist dieser Ben Hecht dabei, als Ernst Toller sich einen Dienstsitz sucht. Zumindest schreibt er darüber. Ein Freund, der Dichter Rudi Heise aus Frankfurt, habe Toller bei der Suche beraten, berichtet Hecht. Dieser Rudi trägt einen Karabiner und ein Bajonett, ein halbes Dutzend Handgranaten baumeln an seinem Gürtel, und er erklärt dem amerikanischen Reporter, dass sich in dem Fläschchen, das er hier bei sich trage, reines Nitroglyzerin befinde. Damit könne er den ganzen Palast in die Luft jagen. Übrigens sei er Führer des Komitees für öffentliche Sicherheit. Als Ben Hecht ihn fragt, welche Aufgaben dieses Amt umfasse, erklärt er stolz: «Wir kümmern uns um Verräter, Feiglinge und Saboteure. Wir liquidieren sie.»

Es scheint, auch seriöse amerikanische Reporter lassen sich von der dichterischen Revolution anstecken. Jedenfalls ist von einem Frankfurter Dichter namens Rudi Heise in den Annalen der deutschen Literatur sonst nichts vermerkt.

Ben Hecht sucht jedenfalls jetzt mit dem ausgedachten Bombendichter und Ernst Toller ein angemessenes Büro. Sie besichtigen einen Saal. «Zu gross», flüstert Rudi. «Den Arbeitern würde solches Protzen nicht gefallen.»

Weiter geht es im Palast: «Toller, seit Mittag Diktator von

Bayern, blieb an einer Türöffnung stehen. ‚Das wird gehens sagte er. Wir betraten ein geräumiges Badezimmer. In einer Ecke stand eine übergrosse Zinkwanne. Der Boden war mit abgenutztem Linoleum bedeckt. ‚Das werden wir als Hauptquartier benutzens sagte Toller. ‚Legt ein paar Bohlen über die Badewanne und bringt einen grossen Tisch und ein paar Stühle herein.‘ Die neue Regierung stimmte zu. Sie würden sich ihre eigenen Stübchen im Palast suchen, doch dieses Badezimmer würde das Hauptquartier von Herrn Toller, Bayerns neuem Diktator, sein.›

Ernst Toller schildert seine ersten Momente als Bayerns Regierungschef etwas anders. Vor allem und zuallererst erfuhr er, was es bedeutete, in dieser Zeit einem Kabinett vorzustehen. In dieser Zeit nach dem grossen, unendlich verlustreichen, verlorenen Krieg. In der Zeit des Hungers, der Armut, der grossen Niedergeschlagenheit und zugleich der allergrössten Hoffnungen. Er erfuhr, was es bedeutete, nun der Hoffnungsträger zu sein. Der Traumverwirklicher für all die Träumer, die auf ihn setzten. Auf ihn und seine neue Regierung. Das hatten sie davon, dass sie immer vom Heil sprachen und von Liebe und von der grossen Einigkeit und der Erfüllung der Wünsche. Der Palast war binnen kürzester Zeit voller Menschen, die von der neuen Regierung und am besten von ihm, ihrem Toller, der sie mit seinen Reden zum Weinen gebracht hatte, nun die Lösung ihrer Probleme, die Erfüllung ihrer Träume verlangten.

München, Hauptstadt des Südens, Stadt der Glückssucher, Heilssucher und Utopisten. Und alle, so schien es Toller, hatten sich nun in seinem neuen Palast eingefunden, um sich ihre eigene kleine private Utopie von ihrem Zauberkönig verwirklichen zu lassen.

«In den Vorzimmern des Zentralrats drängen sich die Menschen, jeder glaubt, die Räterepublik sei geschaffen, um seine privaten Wünsche zu erfüllen. Eine Frau möchte sofort getraut werden, bisher hatte sie Schwierigkeiten, es fehlten notwendige Papiere, die Räterepublik soll ihr Lebensglück retten. Ein Mann will, dass man seinen Hauswirt zwingt, ihm die Miete zu erlassen. Eine Partei revolutionärer Bürger hat sich gebildet, sie fordert die Verhaftung aller persönlichen Feinde, früherer Kegelbrüder und Vereinskollegen.

Verkannte Lebensreformer bieten ihre Programme zur Sanierung der Menschheit an, ihr seit Jahrzehnten befehltes Lebenswerk bürgt dafür, dass jetzt endlich die Erde in ein Paradies verwandelt werde. Sie wollen die Welt aus einem Punkt kurieren, lässt man die Prämisse gelten, ist ihre Logik unangreifbar. Die einen sehen die Wurzel des Übels im Genuss gekochter Speisen, die anderen in der Goldwährung, die dritten im Tragen unporöser Unterwäsche, die vierten in der Maschinenarbeit, die fünften im Fehlen einer gesetzlich vorgeschriebenen Einheitssprache und Einheitskurzschrift, die sechsten machen Warenhäuser und sexuelle Aufklärung verantwortlich. Sie erinnern alle an jenen schwäbischen Schuster, der in einer umfangreichen Broschüre zwingend bewies, dass die Menschheit nur darum moralisch krank sei, weil sie ihre elementaren Bedürfnisse in geschlossenen Räumen verrichte und künstliches Papier benütze. Wenn sie, dozierte er, diese Minuten in Wäldern verbrächten und mit natürlichem Moos sich behülften, würden auch ihre seelischen Giftstoffe im Kosmos verdunsten, körperlich und seelisch gereinigt, als gute Menschen, kehrten sie zur Arbeit zurück, ihr soziales Gefühl wäre gekräftigt, der Egoismus verschwände, die wahre Menschenliebe erwache,

und das Reich Gottes auf Erden, das langverheissene, bräuche an.»

So weit Tollers Bericht über das Traumzimmer der Räterepublik. Aber jetzt: Fantasten raus! Arbeit rein! Toller muss regieren. Er hat schliesslich seine eigenen Vorhaben und die seiner Kampfgenossen umzusetzen. Und zwar schnell. Landauer hat ja recht. «Leicht möglich, dass es nur ein paar Tage sind, und dann war es ein Traum.» Auch Toller weiss das nur zu genau. Die Gegner waren schliesslich überall, links, rechts, in der Mitte, auf der Strasse. Ja, er fühlte sich von den Arbeitermassen getragen, er wusste, dass er für das Gute stand. Aber er war auch verzagt. Er ahnte längst, dass er das Falsche getan hatte. Dass das Unterfangen, gegen den Widerstand der Kommunisten eine kommunistische Republik zu gründen, natürlich scheitern musste. Aber er sass jetzt nun einmal hier in seinem Palast. Und jetzt wurde eben auch regiert. Dafür hatte er doch gekämpft und geschrieben und geredet, all die Monate hindurch.

Aber schon gegen Mittag des ersten Regierungstages erreichen das Wittelsbacher Palais Nachrichten, dass sich an der Universität eine bewaffnete Gruppe von Studenten und Soldaten versammelt habe, um zum Palast zu marschieren. Sofort bricht Panik aus. Stenotypistinnen verlassen in Panik das Haus, Funktionäre laufen schreckensbleich umher. Ernst Niekisch, der zurückgetretene Zentralratschef, der zu einer ordentlichen Amtsübergabe in den Regierungssitz gekommen ist, staunt immerhin, wie tapfer sich seine Nachfolger schlagen: «Überraschend gut hielten sich Landauer und Mühsam. Im Verein mit etlichen Arbeitern holten sie aus Schränken Maschinengewehre, Handgranaten und andere Waffen hervor und machten alles gefechtsbereit. Sie waren entschlossen, den Angriff abzuschlagen oder sich bis zum Alleräus-

sersten zu verteidigen. Ich ging durch die Räume, sprach allen Mut zu und versicherte, es werde nicht so schlimm kommen, wie es ausschaue.»

Es kam dann noch viel weniger schlimm. Es hatten sich überhaupt keine Studenten und Soldaten versammelt, oder zumindest keine, die den Palast stürmen wollten. Es war einfach nur eines von tausend Gerüchten, die in diesen Tagen durch die Stadt schwirrten. Und jedes wurde von irgendjemand geglaubt.

Dagegen half zunächst mal öffentliches Reden, präsent sein in der Stadt, in den Bierkellern, den Versammlungsräumen. Ernst Toller war sofort und schon am ersten Tag seiner Regentschaft unterwegs, gleich am Nachmittag im Hofbräuhaus, wo sich die Münchner Betriebsräte, Arbeiterausschüsse und der Münchner Arbeiterrat versammelt hatten. Toller musste erklären, beschwichtigen, begeistern, alles zugleich. Und die Arbeiter einen, über die absurden Streitigkeiten ihrer Führer hinweg. Nur so würden er und seine Republik eine Chance haben. Toller, der Feuerredner: «Schwere Arbeit und die Not des Alltags haben uns zu Brüdern gemacht. Es kommt nun darauf an, Schulter an Schulter gegen die Kapitalistenklasse vorzugehen. Wir haben keine Zeit zu verlieren.

Setzt euch über alle Führer hinweg, wenn sie gegen die Einigkeit des gesamten Proletariats sind. Nicht die Eitelkeit der Führer, sondern die Not des Proletariats zu befriedigen ist unsere Aufgabe.»

Toller warnt, Toller lobt, Toller leidet mit, Toller euphorisiert. Er verspricht, den Überfluss an Wohnraum, Nahrung, Kleidern, den die Reichen besäßen, den Arbeitern zukommen lassen zu wollen. Er erklärt, dass ständig neue Nachrichten aus der Provinz kämen, dass die Brüder dort mit ihnen seien. Dass der Westen

Europas ebenfalls bald mit ihnen marschiere. Dass ihr Leiden im Krieg nicht umsonst gewesen sei. Dass jetzt ihre Weltsekunde da sei und es auf Einigkeit im Kampf gegen die Kapitalisten ankomme. Er warnt vor Menschen, die sie, die Arbeiter, zu Grausamkeiten auffordern. Bayern sei deswegen im proletarischen Kampf so erfolgreich vorneweg gegangen, weil man alle Gewalt bislang vermieden habe. «Proletarierblut muss uns allezeit heilig sein.»

Er biegt die Wahrheit kämpferisch zurecht. Er muss wissen, für wen er diesen Kampf auf sich genommen hat. Er braucht jetzt das Gefühl der Einigkeit, der Euphorie. Gegen die da draussen, die alles madig machen, gegen die Neider, die Kleinredner, die Spötter, die Gegner aus allen Richtungen.

Alles, was er fordert, alles, was er verspricht und ankündigt, wird an diesem Nachmittag im Hofbräuhaus einstimmig angenommen. Die Arbeiter hier sind stolz auf ihre Republik und ihren neuen euphorischen und euphorisierenden Volkskönig.

Vielleicht auch, weil sie spüren, in welcher Bedrängnis er und seine Regierung sind. Die Regierung des Ministerpräsidenten Hoffmann ist inzwischen nach Bamberg geflohen und lässt sich dort vom neu gebildeten Freikorps Epp beschützen. Sie haben Protagonisten der Räterepublik in Franken verhaftet und sie beherrschen Nordbayern. Und irgendwann, wenn sie sich stark genug fühlen und genug Freikorps-Kämpfer zusammenhaben, werden sie Richtung Süden marschieren, in ihre verlorene Hauptstadt, das ist gewiss.

Gleichzeitig agitieren überall die Kommunisten gegen Toller und seine Räte. Sie rufen die Arbeiter zu Demonstrationen auf,

sie schicken Redner in die Kasernen, um zu verkünden, diese Rätereublik verdiene es nicht, dass Soldaten sie verteidigen.

Es hilft alles nichts. Jetzt heisst es tapfer sein und geradeaus schauen. Toller schreibt Verordnungen, Flugblätter, Genehmigungen. Ein Aufruf gegen antisemitische Hetze warnt vor «einer Organisation reaktionärer Verschwörer, die die Massen zu Judenpogromen hinreissen wollen, um den Freikorps Preussens den Weg nach Baiern zu öffnen», dann unterzeichnet er eine «Verordnung über Beschlagnahme und Rationierung der Wohnräume». Vielleicht hat er selbst nicht gedacht, dass er sich nun statt mit der Wandlung des Menschen mit der Umwandlung von Räumen beschäftigen muss, aber so ist es eben jetzt. Punkt 4: «In den Gemeinden mit Wohnungsnot werden die Wohnungen rationiert. Die Zuteilung erfolgt in der Weise, dass für jeden Einzelhaushalt grundsätzlich nur 1 Zimmer nebst Küche, für jede Familie eine Mindestzahl von Schlafräumen nebst einem Wohnraum freigegeben wird. Die Zahl der Schlafräume richtet sich nach ihrer Grösse, sowie nach der Kopfzahl der Familie, dem Alter und Geschlecht ihrer Mitglieder.» Zehn Punkte hat allein diese Verordnung, 100'000,- Mark Strafe oder bis zu einem Jahr Gefängnis werden angedroht, «Umgehungen sind schwerer zu ahnden, als unmittelbare Zuwiderhandlung, gez. Toller».

Praktischere und unmittelbarer ins Leben eingreifende Texte hatte der Dichter Ernst Toller noch nicht geschrieben. So ging es weiter. Verordnung auf Verordnung. Eine über die allgemeine Sonntagsruhe, in der er bestimmte, dass diese ab sofort auch für die Presse gelte, «Lebensmittelgeschäfte bleiben von dieser Anordnung ausgenommen». Dann wird die Presse sozialisiert, der 8-Stunden-Tag verbindlich eingeführt, der Bergbau sozialisiert,

er verordnet, dass nur noch 100 Mark am Tag bei den Banken abgehoben werden dürfen, Juwelen und andere Wertgegenstände dürfen nicht mehr aus den Schliessfächern entnommen werden (was bei Thomas Manns Schwiegermutter Hedwig Pringsheim, die Juwelen im Wert von 300'000 Mark auf der Bank hat, zu einiger Panik führt und beim Schwiegersohn zu heimlichem Spott, der Juwelen werde sie wohl «verlustig gehen»). Und Toller verordnete weiter. Gleich nach der Banken- und Schliessfächerverordnung fügt er eine Entwarnung für die «Arbeiter und kleinen Leute» hinzu, dass diese Massnahmen natürlich keineswegs sie betreffen und sie sich überhaupt keine Sorgen machen sollen: «Es gehen Gerüchte, dass die Sparguthaben der Arbeiter und kleinen Leute an Sparkassen, Konsumvereinen und Banken gefährdet seien. Glaubt solchen erlogenen Gerüchten nicht. Die getroffenen Massnahmen richten sich gegen die Grosskapitalisten, die versuchen, Geld ins Ausland zu schaffen.» Es folgt eine Verordnung gegen Mietwucher und eine über die «Zuteilung von Atelierräumen», in der verfügt wird, dass vorhandene Atelierräume «nur solchen Personen zugewiesen werden, welche im Hauptberuf Künstler, Architekten, Photographen oder sonstige Werktätige sind, die zur Ausübung ihrer Tätigkeit unbedingt eines Atelier- raumes bedürfen». Klientelpolitik. Toller war nicht nur der Regierungschef der Arbeiter, sondern auch der Künstler.

Aber vor allem galt es ja, das grosse Ganze im Blick zu behalten. Toller verordnet die Freilassung aller Kriegsgefangenen, verkündet die Einrichtung eines Revolutionstribunals, fordert auf zur Entwaffnung der Bourgeoisie und beschliesst die Lohnzahlung am neuen Nationalfeiertag.

Natürlich ahnt Toller, dass ihm nicht viel Zeit bleiben würde. Natürlich weiss er, dass er einem Traum-Kabinetts vorsteht. Alles kann sich schon morgen in Luft auflösen, in Luft und Blut. Aber er will durch Arbeit überzeugen, durch gute Taten und Feuerreden.

Eines der ersten Telegramme der neuen Regierung geht an Lenin, der sogleich antwortet, aber auch einige Bedingungen nennt, die die neue Regierung zu erfüllen habe, um als echte Räteregierung ernst genommen zu werden.

Der so unverhofft in sein Amt berufene Volksbeauftragte für äussere Angelegenheiten Dr. Franz Lipp tut gleich in seinen ersten Amtsmomenten alles dafür, dass die neue Regierung international *nicht* ernst genommen wird. Er kennt wohl wirklich den Papst persönlich. Jedenfalls schickt er ihm fleissig Telegramme. Gleich das erste geht in den Vatikanstaat: «Ich mache es mir zur heiligen Pflicht, die Sicherheit Ihrer verehrlichen Person und des gesamten Instituts der Nuntiatur in München zu garantieren. Glauben Sie an meine Ergebenheit.»

Auch der amerikanische Reporter Hecht staunt über Dr. Lipp. Er berichtet, Lipp habe alle Telefonverbindungen in seinem Dienstzimmer gekappt. Er habe eine Klingelphobie, das Läuten eines Telefons bewirke bei ihm eine Art Epilepsie, so Hecht.

Aber er telegraphiert ja ohnehin lieber, als zu telefonieren. Nach einiger Zeit melden sich die Kontrollbeamten des Telegraphenamtes bei Toller mit der Frage, ob sie das wirklich alles weiterschicken sollen, was der Aussenbeauftragte da so in die Welt telegraphieren lasse. Ihnen liegt ein weiteres Telegramm an den Papst vor, in dem Dr. Lipp sich beklagt, dass der exilierte Regierungschef Hoffmann den Abortschlüssel seines Ministeriums nach Bam-

berg mitgenommen habe und dass der Republik durch «die haarigen Gorillahände Noskes» Gefahr drohe. Das Telegramm schliesst mit dem Satz: «Wir wollen den Frieden für immer.»

Toller seufzt: «Zweifellos, Lipp ist wahnsinnig geworden. Wir beschliessen, ihn sofort in eine Heilanstalt zu überführen. Um Aufsehen in der Öffentlichkeit zu vermeiden, muss er freiwillig seinen Rücktritt erklären.»

Aber wo ist er? Im Aussenministerium stehen überall rote Nelken auf den Tischen der Sekretärinnen. Lipp hat sie ihnen am Morgen zum Dienstantritt geschenkt. Er selbst ist fort. Wo ist er? Neue Depeschen schreiben?

Endlich stöbert man ihn auf und schickt ihn zu Toller, damit dieser seinen bärtigen, schreibfreudigen Aussenminister zum freiwilligen Rücktritt überredet. Lipp tritt ein und sprudelt auch schon los, ob Toller dieses Paddelruder im Palast gesehen habe, das Paddelruder des Königs, und ob er wisse, dass er das immer mit in seine riesige Badewanne genommen habe, zum Baden und Paddeln, und dass er überhaupt mehr gebadet als regiert habe.

Schön, ja, danke für die Informationen. Wichtiger sei, ob er, Lipp, dieses Telegramm hier aufgegeben habe. Lipp liest es aufmerksam durch, oh ja, er habe es sogar mit eigener Hand geschrieben.

Gut. Er müsse leider zurücktreten. Der Text sei schon vorbereitet, wenn er bitte hier seine Unterschrift daruntersetze.

«Lipp erhebt sich, zupft an seinem grauen Gehrock, zieht ein Kämmchen aus der Tasche, frisiert mit eleganter Geste seinen Henri-Quatre-Bart, steckt sein Kämmchen wieder in die Tasche, ergreift die Feder, stützt sich einen Moment auf den Schreibtisch

und sagt mit trauriger Stimme: ‚Was tue ich nicht für die Revolution!« so der Bericht Ernst Tollers.

Lipp unterschreibt und geht.

Weiter geht es so:

«Nachmittags sitzt er wieder im Ministerium, beschenkt die Sekretärinnen und redigiert Telegramme. Samariter entführen ihn von seiner Arbeitsstätte.»

Auch die anderen Volksbeauftragten sind emsig. Silvio Gesell organisiert sein Finanzministerium in aller Eile um. Es gilt jetzt schnell, das Freigeld einzuführen. Natürlich kommt es augenblicklich zu Gerüchten in der Stadt, das Geld der Sparer werde eingezogen oder verliere nunmehr binnen Wochenfrist allen Wert.

Weil kein Gerücht so rasend schnell zu Panik in der Bevölkerung führt, gliedert Gesell seinem Ministerium eine Abteilung für Volksaufklärung hinzu. Abteilung zur Volksberuhigung könnte man sie auch nennen. «Es darf nicht das Geringste geschehen, was nicht das ganze Volk klar übersehen kann», heisst es schon am ersten Tag aus dieser neuen Abteilung, «denn nur so ist es zu vermeiden, dass bei jeder öffentlichen Beunruhigung grosse Scharen aufgeregter Menschen sich vor die Schalter der Banken drängen, um dort – Geldpapier zu holen.»

Silvio Gesell will sich mit ganzer Kraft dieser grossen Aufgabe widmen. Aber in einem Finanzministerium gibt es sofort eine riesige Flut an Verpflichtungen für den neuen Chef. Einem Ministerialbeamten, der ihm bald schon eine erste Unterschriftenmappe zur Bearbeitung vorlegt, fordert Gesell auf, «diesen Krimskrams selber zu erledigen».

Gesell formuliert unterdessen die Grundsätze seiner Amtsführung und sein zentrales Projekt: «Da die absolute Währung nur mit Freigeld dauernd durchzuführen ist, da ausserdem das Frei-

geld die ganze Volkswirtschaft auf das Kräftigste belebt, da endlich unter der dauernden Wirkung des Freigelds der Zinsfuß automatisch sinkt und die Löhne entsprechend steigen, kann allein das Freigeld für die Räterepublik in Betracht kommen.»

Auch Gesell telegraphiert an wichtige Stellen. Er schickt an das Reichsbankdirektorium diese Information und Frage: «Ich will mit durchgreifenden Mitteln die Währung sanieren, verlasse die Wege der systemlosen Papiergeldwirtschaft, gehe zur absoluten Währung über und bitte um Bekanntgabe Ihrer Stellungnahme.»

Darauf muss Gesell nicht lange warten. Reichsbankpräsident Rudolf Havenstein braucht nur vier Worte für seine Antwort: «Ich warne vor Experimenten!» Gut. Dann also ohne Reichsbank.

Sein Kabinettskollege Gustav Landauer ist ebenso eifrig wie vollkommen rastlos in diesen Tagen. Er sucht ständig die anderen Regierungsstellen auf und Ben Hecht beschreibt seine Begegnungen auf den Gängen so: «Wenn er durch den Palast stolzierte, rief er fortwährend aus: ‚Hier kommt Landauer!‘»

Hecht interviewt ihn jeden Tag, er ist fasziniert von Landauers Eigenwilligkeit. «Er neigte dazu, während seiner Rede innezuhalten und seinen Namen mit einem unvermuteten Schrei auszurufen. Die Interviews bestanden hauptsächlich aus Diskussionen über Walt Whitman.» Der Eckpfeiler seines Erziehungsprogramms sei, dass jedes Kind im Alter von zehn Jahren Walt Whitman auswendig lerne, so Hecht.

Landauer liebt Whitman. Er liebt seine Verse, seine Politik mit ganzem Herzen. «Whitman hat», so hatte Landauer das früher beschrieben, «von seinem Volk das Gefühl, dass es ein neuer Be-

ginn ist, frische, aus Völkermischung entstandene Barbaren, die einen Abschnitt in die Geschichte bringen.»

Es war ja auch sein Traum, hier in Baiern als «Landfremder», wie es üblich geworden war ihn zu nennen, zusammen mit all den anderen «Landfremden» und den Bayern einen neuen Abschnitt der Geschichte zu beginnen. Alles, so scheint es, hat er bei Whitman gelernt, auch dass «alle grosse Kunst dem Volke vorleuchten muss», eine Sonne, der wir nur folgen müssen. Liebe ist die Botschaft, keine abstrakte, allgemeine Menschenliebe, sondern konkrete, echte, heutige Liebe. «Whitman war diese kosmische Liebe und dieser Überschwang des Gefühls zu eigen; und nur aus diesem Chaos und Abgrund der Innigkeit kann, so ist sein Glaube, sein neues Volk erstehen», so Gustav Landauer, der liebende Leser.

Er hat seinen Bildungs- und Kulturplan natürlich längst ausgearbeitet. Er hatte alles vorbedacht, stets vage hoffend, dass dieser Moment wirklich kommen würde. Und jetzt als «Hier kommt Landauer!» – sein Programm. Zum Beispiel: sofortige Trennung von Kirche und Staat. Für die Architektur heisst es: «Die neue Ära der Menschheitsgeschichte hat in den Monumenten und öffentlichen Gebäuden, die von jetzt ab errichtet werden, ihren Ausdruck zu finden.» Staatsaufträge. Malerei und Plastik sind der Architektur einzugliedern.

Ausserdem: «Neubau von Museen», «Staatsankäufe», «Nationaltheater. Freier Eintritt», «Kontrolle des Spielplans und der Spielart durch eine Akademie». Schule: «Einheitsschule 7.-13. Lebensjahr. Betonung von Zeichnen und Turnen», «Keine Schulbank. Neue Lehrbücher». Dann: «Nach der Einheitsschule entweder praktische Betätigung mit Fortbildungsschule oder Le-

bensgemeinschaft vom 13.-15. Jahre (Schüler – Lehrer – Meister) oder Mittelschule.»

In einer zusätzlichen Erläuterung fügt Landauer hinzu: «Häusliche Schulaufgaben sind eine Prämie für die Faulheit der Lehrer. Sie sind in jedem Unterrichtsfach zu entbehren, auch beim Erlernen fremder Sprachen.» Ausserdem gilt: «Die Kinder sollen sich auch während des Unterrichts frei und ungezwungen bewegen. Es schadet gar nichts, wenn sie sich einmal eine Zeitlang nicht am Unterricht beteiligen, sich anders beschäftigen. Überflüssig ist es wohl, ausdrücklich zu sagen, dass in unserem System für den Rohrstock, für den im Jahr 1919 (!) Gothas Lehrer demonstrieren, kein Platz ist.»

Genau wie Rainer Maria Rilke, der Anfang des Jahres geschrieben hatte: «Nur bei den Kindern beginnt Zukunft, und wann war ein Welt-Moment so aufs Beginnen gestellt?», will Gustav Landauer die neue Welt vor allem mit den neuen, kleinen Menschen schaffen. Und in der Schule damit beginnen.

Wie sein Kollege Silvio Gesell will er sich bei der Umgestaltung der Welt unter gar keinen Umständen von irgendeiner Bürokratie aufhalten lassen. Er schreibt an seine Mitarbeiter, die offenbar Arbeitsproben, Vorschläge, Dringlichkeiten auf Landauers Dienstschreibtisch gestapelt hatten: «Ich bitte Sie, zu verstehen, dass ich mich damit in der jetzigen Situation nicht abgeben will und kann. Es geht jetzt um die völlige Umgestaltung aller dem Geiste dienenden Einrichtungen des Gemeinwesens. Diener des Vergangenen und Wesenlosen, der ermattenden Geschäftigkeit, die sich im Kreise dreht und nichts vorwärtsbringt, kann ich nicht sein.»

Ja, die Einheitlichkeit des Geschäftsbetriebes werde nun

manchmal zu kurz kommen, aber «Buntheit ist kein Fehler für den, dem nicht juristisches und legislatives Denken das Höchste ist».

«Kompetenzschwierigkeiten», so schreibt Landauer an seine verdatterten Mitarbeiter, «gehen mich nichts an.» Er wolle für seine neuen Initiativen auch nichts von irgendwelchen parlamentarischen Gesetzgebungen wissen. «Darum sind wir in einer Revolution, ihr sind wir es schuldig, da die Menschheit von Zeit zu Zeit einen Ruck braucht, revolutionär zu handeln.»

Und er liefert eine kurze Definition dessen, was die neue Republik ist und was sie bedeutet: «Unter Räterepublik ist nichts anderes zu verstehen, als dass das, was im Geiste lebt und nach Verwirklichung drängt, nach irgendwelcher Möglichkeit durchgeführt wird.»

Wer bei diesem grossen Projekt mitmachen will, mit ganzer Kraft, freudig und entschlossen, der solle ihm das mitteilen. Jeder Einzelne. «Eine Gesamterklärung werde ich nicht annehmen.» Macht! Alle! Mit!

Einer von Landauers wichtigsten Mitarbeitern war der Revolutionär Ret Marut, der während des Kriegs die pazifistische Kampfschrift «Der Ziegelbrenner» herausgegeben und auch alle Beiträge darin selbst geschrieben hatte. Marut war ein Unsichtbarer. Er liess sich nicht in der Öffentlichkeit sehen. In späteren Jahren wird er unter dem Namen B. Traven äusserst erfolgreiche, klassenkämpferische Abenteuerromane aus aller Welt schreiben und als unerkanntes Phantom im Exil in Mexiko leben. Jetzt, hier, als Revolutionär in Bayern ist es mit dem Unsichtbarbleiben nicht so einfach. Als er Ende 1918 bei einem Vorleseabend im Kunstsaal der Buchhandlung Steinicke aus dem «Ziegelbrenner» gelesen

und dabei ganz im Dunkeln gesessen hatte, der Text vor ihm durch einen dünnen Lichtkegel erleuchtet, war der Abend gesprengt worden. Marut beschrieb das Ende so: «Es wurde Licht gemacht und nun versuchten die ‚Herren‘ den Vortragenden mit Gewalt vom Podium zu werfen.» Der panisch um seine Anonymität bemühte Marut behauptete später (und auch im Programm hatte er das ankündigen lassen), es habe an diesem Abend nur ein Schauspieler gelesen. In der nächsten Nummer seiner Ein-Mann-Zeitschrift fügte er seinem Bericht über den gestürzten Abend einen emphatischen Aufruf unter der Überschrift «Die Welt-Revolution beginnt» hinzu. «Hailoh, Ihr Menschen!», begann er. «Hailoh!» Marut erklärte, dass er keiner Partei angehöre, auch keiner Partei je angehören könne, denn er sei ein freier Mensch und bleibe es und das sei doch das edelste Ziel auf Erden: «Mensch sein zu dürfen! ... Ich will frei sein! Ich will froh sein können! Ich will mich aller Schönheiten dieser Welt erfreuen! Ich will glücklich sein! Aber meine Freiheit ist nur dann gesichert, wenn alle anderen Menschen um mich frei sind.» Das schrieb er im Heft, das Ende Januar erschienen war, und schloss mit dem Feuerruf: «Bewegung. Gesellen! Nicht einschlafen! Die Revolution hat erst begonnen.»

Jetzt, in der Räterepublik, ist der unsichtbare Gegner der bürgerlichen Presse ganz in seinem Element. Dafür nimmt er sogar am 8. April ganz unanonym an einer Sitzung des Zentralwirtschaftsamtes teil und legt noch am selben Tag auf einer Sitzung von Pressevertretern einen «Sozialisierungsplan für die Presse» vor. Er schlägt vor, auf die Sozialisierung aller Zeitungen sollten das «gesamte Druck- und Verlagswesen, die Korrespondenz- und Nachrichtenbüros, Papierfabriken, Schriftgiessereien, Theater, Kinos» folgen.

Die bisherigen Eigentümer seien entschädigungslos zu enteignen. Und er fügt hinzu: «Notwendige Zeitungen und Zeitschriften müssen aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden. Über die Notwendigkeit entscheidet das Volk.» Eine öffentlich-rechtliche Staatspresse, die ausserdem für die angemessene Entlohnung von Schriftstellern und Journalisten zu sorgen hat: «Die Zeitungen haben sofort alle Schriftsteller und Gelehrte aufzufordern, politische, wissenschaftliche und technische Aufsätze den Zeitungen einzusenden. Die Arbeiten müssen von der Zeitung, in der sie aufgenommen werden, anständig bezahlt werden.»

Ja, auch Marut hatte lange gewartet, auf diese bayerische Glückssekunde. Auch er hatte wie viele andere linke Revolutionäre jener Zeit immer wieder gegen die Lügenpresse der Kriegszeit polemisiert, die bürgerliche Kapitalistenpresse, die zur Besitzstandswahrung der Kapitalisten die Wahrheit verbiege. Der Hass auf die bürgerlichen Zeitungen war grenzenlos.

Und der beinahe unsichtbare Buchstabenkämpfer Marut war der grösste Feind dieser bürgerlichen Presse. Denn Marut schrieb sich beinahe heiser: «Proletarier! Die Presse ist überreif für die Sozialisierung, sie muss befreit werden vom Unternehmer, der Profite machen will. Die Presse muss so frei von Unternehmergewinnen werden wie die Schule. An der Tätigkeit, Wissen und Aufklärung zu verbreiten im Volke, soll kein Kapitalist Geld verdienen. Die Presse soll ein Kulturträger sein und kein Geschäft. Sie soll der Menschheit dienen und nicht der Lüge und Verhetzung. Wahrheitskünderin soll sie sein in den Händen ehrenhafter Geistesarbeiter. Revolutionäre Proletarier, schafft euch diese Presse!»

Ein anderer Zeitungsarbeiter hatte die Ausrufung der Räterepublik verschlafen. Oskar Maria Graf hatte mal wieder beim Holländer draussen in Nymphenburg bis tief in die Nacht gefeiert. Vor der Villa hatten sie schon vor ein paar Tagen auf Graf's Vorschlag ein Schild mit der Aufschrift «Neutrale Räterepublik» angebracht, damit sie alle mit dem Millionär auch in Zukunft unbehelligt trinken können.

Nun aber, am Morgen des 8. April, schreit dessen Geliebte Marietta «Graf. Graffffl» durchs Haus. Der Maler Davringhausen verstärkt den Ruf: «Oskar Maria! Rasch, rasch! Komm!»

Ja, ja, ist ja gut. Er kommt ja schon. Bitte nicht so laut. Bitte nicht so früh. Graf braucht Zeit. Auf dem Frühstückstisch liegt schon eine Ausgabe der «Münchner Neuesten Nachrichten». Mit der Räte-Proklamation auf der Titelseite. «Räterepublik ist», sagt Marietta knapp, Graf überfliegt die Seite und ruft: «Da muss ich sofort hinein!»

Und Graf eilt los, Davringhausen kommt mit. Strassenbahnen fahren keine. Also eilen sie über die Felder, der Himmel wunderbar frühlingsblau, der Regen hatte aufgehört.

Schweissgebadet kommen sie im Landtag an. Dort schwirren die Gerüchte. Konterrevolutionäre Truppen seien im Anmarsch. Angst. Panik. Hühnerhaufen. Die beiden gehen weiter in den Saal des Künstlerrats, der vollgestopft ist mit den revolutionären Künstlern der Stunde: Alfred Wolfenstein, Georg Kaiser, die Graf-Freunde Schorsch Schimpf, Ado von Achenbach, Bruno Taut. Ado von Achenbach, «ein beschäftigungsloser, spintisierender, literarischer Adelige aus Berlin», zieht Graf mit sich. Er sei jetzt Zensor beim «Bayerischen Kurier». Das könne er nicht allein. Graf müsse ihm helfen. Er sei der ideale Mann.

Graf lässt sich mitziehen. Achenbach ist euphorisch und hat einen riesigen Artikel, von ihm selbst geschrieben, dabei. «Das muss heute in die Zeitung», ruft er, als sie beim «Kurier» ankommen, «das setzen wir als Spitzenartikel in die heutige Nummer.» Graf langweilt sich sofort, fragt sich, ob es nicht vielleicht noch interessantere, brisantere Aufgaben geben könnte in der neuen Republik.

Da kommt ein Redakteur herein, begleitet von einem Pfarrer, beide mit rotem Kopf, erhitzt, aufgebracht. Sie hätten den Artikel gelesen, also das ginge nicht, der Text verletze ihre religiösen Gefühle und die der Leser auch. Der Text könne nicht erscheinen. Achenbach entgegnet, es sei ihm ganz gleich, was sie da zu zetern haben, das sei vom Zentralrat alles so angeordnet und sie hätten sich zu fügen. Er selbst, Achenbach, übernehme die Verantwortung.

Aber die beiden lassen sich nicht beruhigen. Das ginge gegen die Religionsfreiheit. Sie reden, klagen, beharren darauf, dass der Text nicht erscheinen dürfe. Schliesslich verlangen sie, mit dem Volksbeauftragten für Erziehung und Unterricht, mit Landauer, zu verhandeln: «Wenn die Verhandlungen nichts ergeben, treten wir zurück und überlassen Ihnen alles.»

Achenbach lächelt und zögert etwas. Graf springt auf, völlig aufgebracht: «Was?! Was ist das?! Ja, Himmelherrgottsakrament, Kruzifix, was bilden Sie sich denn da ein!», schreit er. Und dann schwillt seine Rede zu einer wahren Predigt wider den falschen Katholizismus, wider die Bigotterie, die Staatskirche, den Krieg an. Graf ist ausser sich: «Im Krieg haben Sie den ganzen Schwindel drucken müssen, den Ihnen Ludendorff befohlen hat», schreit er. «Im Krieg haben Sie gepredigt, es müssen Menschen umgebracht werden um Gottes willen! Im Krieg haben Sie jede Lüge

gedruckt und geschwindelt! Und jetzt auf einmal kommen Sie mit Ihrem Glauben daher! Sie sind Katholiken? ... Ich bin auch einer! Aber so was Verrottetes und Verlogenes hab' ich noch nie gesehen! Sie sind ja die grössten Pharisäer! ... Das gibt's ganz einfach nicht! Der Artikel wird gedruckt, und zu Landauer wird nicht gegangen! Verhandlungen gibt es nicht! Regierung ist Regierung!»

Die Herren vom «Bayerischen Kurier» sind entsetzt, wenden sich an Achenbach, das sei ja Gotteslästerung von diesem Wilden. Er müsse doch da was tun. Graf wütet immer schriller. Sie sollen still sein, sonst lasse er sie verhaften. «Ruf an, dass man sie sofort festnimmt!», befiehlt Graf dem Zensor Achenbach. Doch der ruft nicht an.

Zeit vergeht. Alle sind stumm. Graf schaut zum Fenster hinaus. Die Stimmung ist angespannt. Da fangen die zwei Katholiken wieder damit an, dass sie jetzt bitte endlich zu Landauer wollen. Und Achenbach sagt, gut, in Ordnung.

Graf steht auf. Er kann es nicht glauben. «Du bist der grösste Trottel, den es gibt», sagt er zu Achenbach und geht.

Oskar Maria Graf läuft durch die Stadt, die Hauptstadt der Räterepublik. Schweigend. Fassungslos. Er sieht den Kommunisten Max Levien, wie er auf dem Sockel des Schillerdenkmals am Maximilianplatz mit napoleonischer Geste eine Rede hält, Todesurteile, Öffnung der Banksafes, grosse, grosse Worte. Graf muss lachen. Eine Wörterrevolution. Ein Witz.

Er geht nach Hause. Schreibt einen Brief an sein schwarzes Fräulein, beginnt immer und immer wieder von vorn. Welt-schmerz, Sehnsucht, Bedrückung. Ein Mann taumelt in der Revolution, die er sich erträumt hatte und die nun irgendwie so unwirklich, so läppisch, so falsch war. «Ich weiss nicht, was ich bin und wohin ich gehöre», schreibt er. «Aber es kommt mir doch

manchmal vor, als wenn die anderen auch nicht recht viel anders wären als ich.» Es sei komisch, wenn er die Zeitungen aus Norddeutschland lese, wo immer vom Bürgerkrieg in München geschrieben werde, von «gewissenlosen Hetzern», die mit einer «fanatisierten Minderheit einen unerhörten Terror» treiben, das sei doch alles Unfug. «In Wirklichkeit ist bloss in allen eine ewige Ungeduld nach Frieden», schreibt er. Und: «Ich weiss nicht, was das für ein fürchterlich schleimiges Höllenwerkzeug ist, die Presse!»

Hier jedenfalls sei kein Bürgerkrieg, «und die meisten Leute, die hier führen, sind eigentlich sehr ängstlich. Sie haben zweierlei Angst, einmal fürchten sie sich vor den Massen und reden sich immer wieder in einen grösseren Radikalismus hinein, und dann fürchten sie sich wieder vor der eigenen Courage. Passiert ist noch keinem Menschen was hier.»

Wenn er durch die Strassen der Stadt gehe, fühle er sich wie in Schilda. Menschen aus dem Kaiserreich Utopia, die versuchten, Sonnenlicht in Eimer zu schaufeln, um eine dunkle Welt hell erstrahlen zu lassen. Aber sie strahlt nicht. Die Sonne leuchtet, wo sie will.

«Es ist drollig, aber es ist menschlich. Es ist so menschlich, dass jeder Mensch davor den Respekt verloren hat. Und das wird diese Revolution vernichten helfen, denn die Unteroffiziere sind nicht auszurotten.»

Aber er, er weiss jetzt, wo er hingehört. Er geht wieder die Feldwege entlang, hinaus aus der Stadt, hinein ins Trinkerparadies nach Nymphenburg. Ob er Minister geworden sei, fragt ihn dort der Holländer höhnisch. Oskar Maria Graf antwortet: «Ich? ... Ich bleib Hofnarr bei dir.»

Hofnarr in einer närrischen Stadt.

Dabei war Graf immer der böseste Spötter gewesen, wenn es gegen die seltsamen Heiligen ging, die München in diesen Tagen beherbergte. Wie den armen Gusto Gräser, der dem Ruf der heiteren Stadt der Möglichkeiten gefolgt und aus der Schweiz herübergekommen war. Dieser Gusto Gräser war eines Tages bei Graf's Freund Schorsch eingezogen und zog nicht mehr aus. Er gab an, sich ausschliesslich mit frischem Quellwasser zu waschen, leider gab's in München keine Quelle. So blieb er ungewaschen – und stank wie eine Ziege, wie Graf vermerkte. Er war ein reiner Apostel der Unschuld. «Er war Vollblutvegetarier, hatte lange, wallende Christushaare, einen ebensolchen Voll- und Schnurrbart, trug eine Art Toga aus Sackleinwand auf dem Leib, die mit Holzstäbchen zusammengehalten war.» Er predigte Texte chinesischer Philosophen, Passagen aus Nietzsches Zarathustra und einige selbst geschriebene Aphorismen, die er in einem Lederbeutelchen, auf viereckige Blätter geschrieben, mit sich trug und ab und zu verteilte oder verkaufte.

Als Graf seinen Freund Schorsch in diesen Tagen besuchte, glotzte er den Apostel, der das ganze Atelier in heilloser Unordnung versetzt hatte, feindlich an.

«Mein Freund zog sich an, um mit mir zu gehen. Er knöpfte sich die Weste ein.

«Knöpfe ... Das ist ... a-ah ... das ist sinnwidrig ... sehr sinnwidrig», murmelte der Apostel.

„Komm“, sagte Schorsch und ging mit mir.

«Mensch, was hast du denn da für ein Ungeziefer bei dir?» fragte ich ihn auf der Treppe.

«Ich bring ihn nicht mehr los», war die Antwort.

«Was? ... Schmeiss ihn doch einfach hinaush rief ich.» Aber Schorsch schmeisst ihn nicht raus. Am nächsten Abend gehen

sie zu einer Versammlung, auf der Gusto Gräser reden soll.

Und er redet.

«Der Saal war ziemlich voll. Geraucht soll nicht werden. Wir rauchten. Es ging auch bereits laut zu. Vorne sassen schwärmerische Mädchen mit Gretchenfrisur, alte Jungfern, Wandervogel, idealistische Sonderlinge und dergleichen.» Und Spartakisten. Und Volk.

Es wird grauenvoll. Gräser predigt vom Geist der Gewaltlosigkeit. «Ach was, Geist! Schnaps brauchen wir!», kräht Graf. Einer schreit «Ziegenbock!». Gräser macht segnende Handbewegungen. Er preist die Natur. «Grasfressen und faulenzten ist sinnwidrig!», ruft Graf. Ein anderer «Nieder mit der Natur! Es lebe die Technik!»

Gräser predigt weiter. Die Menge höhnt und lacht und tobt. «Wir sind keine Menschen mehr!», ruft Gräser. «Nein, Viecher!», brüllt Graf. Ein Spartakist erobert die Bühne. Hält die übliche Propagandarede. Die Zuhörer amüsieren sich prächtig.

Nach der Veranstaltung kehrte Gusto Gräser zum Schorsch zurück. Schorsch's Freunde verspotteten ihn, grob, gemein und verletzend. Er sei doch nur für die Natur. Also: «Morgen bitte Lager nehmen im Englischen Garten», befahl Graf ihm.

Zwei Tage später ging er dann wirklich. Man sah ihn weiterhin tagsüber durch die Strassen Münchens ziehen, meist verfolgt von einer Horde grölender Kinder. Es hiess, er habe Unterkunft in einem Ziegenstall gefunden.

Doch Gusto Gräser ist gerade dabei, eine Art Weltstar zu werden. Er weiss es nur noch nicht. Und auch nicht unter seinem eigenen Namen Gusto Gräser, sondern in literarischer Verkleidung, als einer, der die Menschen auf dem Weg nach innen führt, zu ei-

nem neuen Gott, zu sich selbst. Es ist der Name «Demian», unter dem er berühmt werden wird. Eine Erzählung unter diesem Namen ist soeben in der Zeitschrift «Neue Rundschau» des S. Fischer Verlages als Vorabdruck erschienen. Im Februar der erste Teil, in der April-Nummer der zweite. Geschrieben hatte die Erzählung ein gewisser Emil Sinclair, niemand kannte ihn, weder der Verleger Samuel Fischer noch der Lektor Oskar Loerke wussten, wer der junge Debütant war. Dieser Emil Sinclair schreibt die Geschichte seiner Wandlung, aus der Orientierungslosigkeit der alten Vorkriegszeit in ein neues Leben, ein neues Licht. Er folgt einem sonderbaren Freund und Führer, zusammen mit dessen Mutter schliessen die drei einen Bund. Der sonderbare Freund Max Demian ist ein weiser, unschuldiger Prediger. «Hundert und mehr Jahre lang», erklärt er seinem staunenden Freund Sinclair, «hat Europa bloss noch studiert und Fabriken gebaut! Sie wissen genau, wieviel Gramm Pulver man braucht, um einen Menschen zu töten, aber sie wissen nicht, wie man zu Gott betet, sie wissen nicht einmal, wie man eine Stunde lang vergnügt sein kann.»

So und so ähnlich sind Max Demians Ansprachen an den sehnsüchtig Lauschenden. «Was die Natur mit dem Menschen will, steht in den Einzelnen geschrieben, in dir und mir. Es stand in Jesus, es stand in Nietzsche. Für diese allein wichtigen Strömungen – die natürlich jeden Tag anders aussehen können, wird Raum sein, wenn die heutigen Gemeinschaften zusammenbrechen.»

Max Demian sieht den kommenden Krieg voraus, den Rausch, der die Menschen zusammenschweissen wird. «Es wird vielleicht ein grosser Krieg werden, ein sehr grosser Krieg. Aber auch das

ist bloss der Anfang. Das Neue beginnt, und das Neue wird für die, die am Alten hängen, entsetzlich sein.»

Etwas Neues, etwas nie Dagewesenes kämpft sich frei, in den Schlachten Europas, so sieht es dieser wunderliche Prophet. «Es kämpfte sich ein Riesenvogel aus dem Ei, und das Ei war die Welt, und die Welt musste in Trümmer gehen.» Um neu zu werden, ganz und gar neu. «In der Tiefe war etwas im Werden. Etwas wie eine neue Menschlichkeit.»

Das Buch wird in Deutschland und Europa ein fantastischer Erfolg werden, der Autor wird als Führer der Jugend gefeiert. Als Thomas Mann die Erzählung einige Wochen später liest, ist er begeistert, fragt sich, wie sich alle fragen, wer nur dieser Emil Sinclair sein könne, und stellt erstaunt fest, dass es geradezu ein geschwisterliches Buch zu dem von ihm wieder begonnenen «Zauberberg» sei. Auch hier bricht der Weltkrieg «als Lösung» am Ende in das Romangeschehen ein.

Dieser Emil Sinclair wird für diesen Text noch im selben Jahr den Fontane-Preis für das beste deutsche Erstlingswerk erhalten. Und erst im nächsten Jahr muss der Autor ihn wieder zurückgeben. Denn er ist kein Debütant. Und er heisst auch nicht Sinclair. Der Autor ist Hermann Hesse, damals 41 Jahre alt, und er war mit Büchern wie «Unterm Rad» und «Peter Camenzind» längst eine Berühmtheit in der Welt der Literatur.

Früh schon war er Gusto Gräser begegnet. 1907 war er dem Wandernden auf den Monte Verità im Tessin gefolgt. In einer Holzhütte wohnend, verbrachte er mehrere Wochen in der Nähe des Freundes, lebte selbst für einige Zeit als Einsiedler in den Felsen bei der Höhle von Arcegno, nackt, fastend und meditierend.

Doch Hesse kehrte in sein bürgerliches Leben zurück, ver-

spottete Gräser bald schon in seiner höhnischen Erzählung «Doktor Knölges Ende» als einen in den Bäumen hängenden Gorilla.

Im Krieg kam es zu einer neuen Annäherung. Hesse wurde zu Gräsers «dichterischem Verkünder». Seine Reformsiedlung auf dem Monte Verità wurde für Hermann Hesse zu einer «Trauminsel der Erfüllung», Beispiel und Vorbild «einer anderen Art zu leben».

Doch als der Krieg zu Ende war, das Ei also in Trümmern lag und allen voran München sich bereit zu machen schien für eine neue Menschlichkeit, gingen die beiden Männer unterschiedliche Wege. Anfang 1919 schrieb Gusto Gräser an Hermann Hesse in Bern: «Der BAUM des Lebens keimt und kommt ja doch nur von Selber. – Er gründet ein und grünnet auf, wenn die Eisblöcke der Verstandes- und Gegenstandswirtschaft Ihm nicht mehr beklemmend im Wege stehn. – Drum Tauwind ins Winterland! TAO-wind in die hirnfrostig verfrorene Welt.» Er war unterwegs in die neue Wärme, zur neuen Menschlichkeit und schönen Gemeinschaft, die er in München für sich und die Menschen erhoffte.

Und er hoffte wohl, vielleicht war er auch sicher, dass auch der Freund ihm nach Deutschland, nach München folgen würde. Viele in Deutschland dachten so. Hermann Hesse, der schwäbische Kriegsgegner in der Schweiz – wohin sollte er denn, wenn nicht nach München?

Doch da täuschen sich alle. Hesse hat seinen Demian nach Deutschland geschickt. Er selbst flieht in die andere Richtung. Viele Menschen, so schreibt er in seinen Briefen, trügen ihm in diesen Tagen politische Ämter an in Deutschland. Mitmachen, Hermann Hesse! Aber Hesse will nicht. Er will frei sein. Gerade hat er sich von Frau und Kind getrennt. Er will zurück zu den

«drei Tröstungen meiner Jugendjahre: literarische Arbeit, Alkohol und im Hintergrund der tröstliche Gedanken an den Selbstmord». Oh ja, in Gedanken ist er radikal: «Ich wäre reif zum Spartakisten, wenn ich da nicht moralische Hemmungen hätte: ich halte zwar Selbstmord aus Verzweiflung für erlaubt, nicht aber Totschlag an anderen.»

Er zieht fort in seinen eigenen Süden. Ins Tessin. Es ist die Hesse-Revolution. Der Weg in die Einsamkeit. Fern von allem. «Wenn ich diese gesegnete Gegend am Südfüß der Alpen wieder sehe, dann ist mir immer zumute, als kehre ich aus einer Verbannung heim, als sei ich endlich wieder auf der richtigen Seite der Berge.» Hier ist alles «weder neu noch alt, alles ist, als sei es nicht erarbeitet, erklügelt und der Natur abgelistet, sondern entstanden wie Fels, Baum und Moos».

Er kann nur aus der Einsamkeit heraus wirken, schreibt Hesse an seine Freunde, die ihn in die Revolution der Welt hineindrängen. «Ich kann niemand überzeugen, ich kann gegen niemand mich mündlich behaupten, ich höre auf, ein Charakter und etwas wert zu sein, wenn ich an der Oberfläche sitze und der beständigen direkten Einwirkung von Menschen und Strömungen ausgesetzt bin.»

Hermann Hesse hatte Anfang des Jahres noch einen anderen Text nach Deutschland geschickt, in dem er noch viel direkter und kämpferischer als im *Demian* seine literarische, einsame Weltpolitik erläutert. «Zarathustras Wiederkehr» heisst der Text, auch dieser ist nicht unter Hesses Namen, sondern anonym erschienen. Hesse ruft zur Einkehr auf, dazu, Dinge geschehen lassen. Er fürchtet in neuen Revolutionen neue Gewalt, in neuen Weltverbesserungsideen nur wieder neues Unheil, neues Leid.

«Und darum eilet ihr zu neuen Taten, lauft auf die Gassen, stürmet und schreiet, wählt Räte und ladet wieder die Gewehre. Und dies alles, weil ihr ewig auf der Flucht vor dem Leiden seid! Auf der Flucht vor euch selbst, vor eurer Seele!»

Auch Hermann Hesse predigt also in diesen Tagen. Er predigt von seiner Einsamkeitskanzel aus, auch und gerade gegen jene, die sich für Weltverbesserer halten. «Die Welt ist nicht da, um verbessert zu werden», schreibt er in der Zarathustra-Schrift. «Auch ihr seid nicht da, um verbessert zu werden. Ihr seid aber da, um ihr selbst zu sein. Ihr seid da, damit die Welt um diesen Klang, um diesen Ton, um diesen Schatten reicher sei. Sei du selbst, so ist die Welt reich und schön!»

Er schreibt über sich selbst. Über einen Menschen, der für den Augenblick zu sich gefünden hat. «Wenn jemals die Welt durch Menschen verbessert, durch Menschen reicher geworden, lebendiger, froher, gefährlicher, lustiger geworden ist, so ist sie es nicht durch Verbesserer geworden, sondern durch jene wahrhaft Selbstsüchtigen, zu welchen ich auch euch so gerne zählen möchte. Jene ernstlich und wahrhaft Selbstsüchtigen, welche kein Ziel kennen, welche keine Zwecke haben, denen es genügt, zu leben und sie selbst zu sein.»

Der sonderbare langhaarige Freund mit den Sandalen und den Texten im Ledersäckchen, der Hesse so vieles vorgelebt und vorgebetet hatte, hat einen anderen Plan. Er redet, sammelt Menschen um sich, lässt sich verhöhnen in der Stadt der Träumer und der Weltverbesserer. Die Liebe wollen beide auf ihre Weise in die Welt tragen.

In der Rezension eines Bandes der Briefe, die die Dichter Eduard Mörike und Theodor Storm gewechselt hatten, hat Hermann Hesse in diesen Wochen noch einmal genau beschrieben, was die

Aufgabe des Dichters und der Dichtung sei, in diesem Frühjahr 1919 und eigentlich immer: «Das Einzige, was wir von Dichtern lernen können», schreibt er: «Die Liebe. Die Welt und das Leben zu lieben, auch unter Qualen zu lieben, jedem Sonnenstrahl dankbar offenstehen und auch im Leid das Lächeln nicht ganz zu verlieren – diese Lehre jeder echten Dichtung veraltet nie und ist heute notwendiger und dankenswerter als je.»

Die Dichter unten in München haben gerade andere Sorgen. Wie bewahren sie diese grosse Chance, die ihnen gegeben wurde? Wie werden sie all den Ansprüchen gerecht? Wie widerstehen sie den Anfechtungen von überall? Ernst Toller, der neue König von Bayern, hat dieses Zepter der Macht in die Hand gedrückt bekommen und jetzt fuchtelt er damit herum, als wäre es ein Zauberstab. Aber es zaubert nicht. Nichts geht von allein. Niemand ist dankbar. Niemand ist jetzt mal kurz für einen Augenblick zufrieden. Oder gibt all den ungeübten Dichternpolitikern etwas Zeit, um sich umzuschauen im Palast der Macht. Zeit, etwas auszuprobieren. Zeit, die Menschen zu überzeugen.

Schon zwei Tage nachdem Toller die Regierungsgewalt zugefallen war, weiss er bereits: «Diese Räterepublik war ein Fehler.»

Sie wird nicht zu halten sein. Sie wird zu nichts Gutem führen. Sie wird nicht gut enden. Sie kann nicht gut enden. Sie wird von rechts und links bekämpft, in Nordbayern sammeln sich die Freikorps, in München bekriegen sich die linken Gruppierungen, und gleichzeitig bestürmen ihn all die Menschen, die an ihn glauben, mit ihren Hoffnungen, die er nicht erfüllen kann. Es ist ein Albtraum.

Die neue Welt – eben noch ein herrlich weisses Papier, auf das

wir alle endlich frei schreiben, malen, planen, entwerfen können. Bald schon ein vollgekritzeltes Blatt mit Panik, Hass, Vorwürfen, Hohn, Gewalt.

Schon am Abend des 9. April stürmt ein Sektionsführer in Tollers Zimmer. Aufgelöst erklärt er dem Regierungschef, dass er noch heute Abend im Mathäserkeller gestürzt werden soll, von den Kommunisten. Toller kann es nicht glauben. Was soll das jetzt? Vor zwei Tagen erklärten die Kommunisten, Bayern sei noch nicht bereit für die Räterepublik, deswegen machen sie nicht mit, stürzen alles ins Chaos – und jetzt stürzen sie uns? Warum?

Ernst Toller geht hinüber in den Bierkeller, den er so gut kennt. Eugen Leviné redet. Er höhnt wieder über die Scheinräterepublik, die Unfähigkeit der Regierung, ihre Laschheit, ihre Schwäche. Toller meldet sich zu Wort. Er erhält es nicht. Er redet trotzdem. Mit seinem schönen Pathos, gemischt mit Unglauben und Wut. Wenn sie also jetzt bereit seien, mitzumachen, dann bitte: Dort drüben ist der Palast. Kommt mit, macht mit! Ihr seid willkommen. Lasst es uns gemeinsam versuchen.

Er warnt davor, die jetzige Regierung zu stürzen, die Bauern würden einer allein von Kommunisten geführten Regierung nicht folgen, die Versorgungslage der Stadt werde nach kürzester Zeit katastrophal sein.

Das sei kein Problem, entgegnet Leviné, man werde es wie in Russland machen und die Bauern mit Strafexpeditionen zwingen, Korn und Milch zu liefern. Toller sagt, das habe ja selbst in Russland nicht geklappt und ob sie wirklich auf die Dörfer ziehen und sich um jeden Liter Milch eine Schlacht liefern wollen.

Leviné ist das egal. Die Versammlung wählt eine neue Regierung. Sozialdemokraten sind auch dabei, das war vor zwei Tagen

auch noch ein Tabu, ein Gesandter wird ins Wittelsbacher Palais geschickt, um auch den anderen Regierungsmitgliedern mitzuteilen, dass sie übrigens abgesetzt seien und bitte nicht weiterregieren sollten. Die neu ernannte Regierung verlässt den Saal.

Toller muss bleiben. Toller ist verhaftet.

«Kuriere kommen und gehen, Komitees organisieren sich, Vollmachten werden geschrieben und gestempelt, den Stempel des neuen Rats hatte man vorsorglich schon mitgebracht.

An den Tischen sitzen die Menschen, schläfrige Kellner bringen Bier und Wurst. Leiser werden die Stimmen, müder die Gesten, die Luft hängt schwer und rauchig über den Köpfen», wird Toller später die Situation beschreiben.

Dann, nachts um zwei, kommt Bewegung in den Keller. Schutztruppen der Räterepublik stürmen herein. «Wir kommen dich befreien», rufen sie. Die schläfrige Menge im Saal weiss nicht, ob der Angriff ihnen oder Toller gilt. Es wird turbulent. «Hände hoch! Verlasst sofort den Saal!», ruft der Anführer. «Nach dreimaligem Trommelwirbel wird geschossen!»

Schon erklingt der erste Trommelwirbel. Einige springen aus den Fenstern. Die meisten bleiben. «Schiess, wenn ihr Courage habt!», rufen sie.

Toller ist ausser sich. «Sind Sie wahnsinnig? Widerrufen Sie sofort den Befehl!», fährt er den Führer an. Der weigert sich. «Dann werde ich es tun», sagt Toller und richtet sich an die Soldaten. Der Anführer hält ihm ein Gewehr unter die Nase, unternimmt aber nichts. Die Truppen ziehen ab.

Wer ist jetzt die Regierung? Wer der Chef? Wer kämpft gegen wen? Wer hört auf Toller? Wer auf Leviné? Ernst Toller eilt zum Stadtkommandanten, dort erfährt er, dass die Arbeiter von den

Kommunisten aufgefordert worden sind, die Kasernen zu stürmen und die Soldaten zu entwaffnen. Die Kasernen sind in Alarmbereitschaft. Toller fürchtet ein Blutbad.

Morgens um sechs verlässt er die Stadtkommandantur, deprimiert, furchtsam. Er sieht die Strassenbahnen fahren, sie sind dem Aufruf der Kommunisten zum Streik nicht gefolgt. Ein Hoffnungszeichen. Toller geht in die Fabriken, zu Maffei, zu Krupp, lässt Betriebsversammlungen einberufen, redet beschwichtigend auf die Arbeiter ein. Die Versammlungen lehnen den Marsch auf die Kasernen ab. Auch in den anderen Fabriken beschliesst man, den Kommunisten nicht zu folgen.

Stundenregierungen, Scheinregierungen, plötzliche Nebenregierungen. Die Macht fliesst in diesen Tagen herrenlos durch die Stadt. Mal greift einer zu. Ein anderer lässt sie davongleiten. Viele greifen in die Luft. Viele schauen nur zu. Viele lachen. Feiern. Trinken. Hoffen. Haben Angst. Jeder seine eigene Räterepublik, wie jene festliche Gemeinschaft in der Künstlervilla in Nymphenburg.

Eine Stadt schwankt. Zwischen der Euphorie eines nie für möglich gehaltenen Neuanfangs und der Angst davor.

Der leise Dichter am Rande, der seit Anfang des Jahres fast nicht mehr aus dem Haus geht, der sein Schreibpult in die Mitte des Zimmers geräumt hat, beschlossen hat, sein Leben zu ändern und die Aussenwelt, wenn es nicht Frauen sind, wieder aus seinem Leben zu verbannen, Rainer Maria Rilke, betrachtet dieses Schwanken da draussen, nach wie vor mit grosser Sympathie und mit der Weisheit dessen, der in den Büchern lebt und in der Liebe.

Vor ein paar Wochen hat er an Eva Marie Freifrau Heyl zu Herrnsheim geschrieben: «Was mich angeht, so überwiegt in mir,

bei aller Sorge, eine weite, über dieses Allerdingendste hinaus gewendete Zuversicht, ein Gefühl, das ich der Erscheinung des Krieges gegenüber nie gekannt habe. Erst jetzt sind ja eigentlich Ideale deutlich geworden, die menschlichsten und hinreissendsten, und es darf uns nicht beirren, dass die Menge so schwerkörperig und unbeholfen und ratlos für sie einsteht; sie weiss es nicht besser. Und es darf uns, auf der anderen Seite, auch wieder nicht irre machen, dass die, die den Glauben an die Reife dieser Menge noch nicht aufbringen mögen, mit allen veralteten Widerständen sich zu sichern versuchen; ströme nicht zwischen den Parteien der stete Lügenfluss der Presse, aus dem die trügendsten Dunstmassen fortwährend aufsteigen, vielleicht wäre eine Verständigung verhältnismässig absehbar.

Der Krieg konnte nichts anderes als ein Ende sein; er war ein Äusserstes, seiner innersten Un-Natur nach, ein Abbrechen der Menschheit an sich selbst. Es konnte nur ein neuer Anfang des Daseins nach ihm einsetzen, – in diesem Anfang sind wir jetzt, und es ist ja die erste Bedingung der Zukunft, dass er nicht leicht sein kann: wie sollte ers?

Ein schwerer, schwerer Anfang. Nichts Neues für mich: ich habe mich, seit ich denken kann, als Anfänger gefühlt.»

So schreibt der Dichter in der Mitte seines Zimmers. Aber er schaut nur, schaut mit Sympathie den anderen Anfängern da unten auf der Strasse zu.

Vor allem ihm, dem jungen Lockenmann, an der Spitze jener Regierung, die zurzeit die wirklichste ist. Ernst Toller, der sehr genau weiss, dass auch er ein Anfänger ist, der grösste Anfänger von allen. Der längst weiss, dass es falsch war, sich so naiv in dieses grosse Beginnen zu stürzen. Und der nun nicht mehr hinauskommt. Es ist ja fast ein Fluch, dass er so gut, so überzeugend

reden kann, dass ihm die Herzen zufliegen, wenn er spricht. Dass die Menschen ihm glauben und vertrauen, sobald sie ihn sehen, ihn hören. Und jetzt wagt er es nicht, ihnen die Wahrheit zu sagen. Später wird er schreiben: «Nichts belastet den politisch Handelnden schuldvoller als Verschweigen, er muss die Wahrheit sagen, sei sie noch so drückend, nur die Wahrheit steigert die Kraft, den Willen, die Vernunft.»

Doch Toller schweigt und kämpft und verteidigt sich und die Räterepublik. Zum Regieren, zum Nutzen der Möglichkeiten, für die er angetreten ist und die doch jetzt so frei verfügbar wie nie vor ihm liegen, bleibt ihm keine Zeit.

Die Einzigen in der Regierung, die sich zielstrebig bemühen, ihre Konzepte in der Wirklichkeit zu installieren, sind Silvio Gesell und Gustav Landauer. Die zwei, die gleich als Erstes ihre Mitarbeiter darüber informiert hatten, dass sie ab sofort von Papierkram, kleinlichen Bedenken, bürokratischem Unsinn, alltäglichen Nichtigkeiten verschont werden wollen, schreiten mit ihren Projekten eilig voran. Der eine mit der Revolutionierung der Hochschulen und der Schulen, der andere mit der Einführung des faulenden Geldes. Sie schreiben Telegramme, halten Reden, entwerfen Verordnungen, Lehrpläne, Anweisungen an die Banken, an die Universitäten. «Ein paar Wochen» hatte sich Landauer gewünscht. Er ahnt, dass es weniger werden könnten. Er ahnt, dass der Traum ein Traum bleiben könnte.

Und dann natürlich Erich Mühsam. Der Mann ohne Regierungsamt, der sich aber um Kontakt zu den Regierungen in Ungarn und in Russland kümmern sollte und der auf der Strasse und im Palast wie ein Berserker kämpfte: dichtend, schreibend, redend für die gemeinsame Sache.

Er ist der Erste, der öffentlich und gegenüber den Kommunisten zugibt, dass es ein Fehler war, die Räterepublik ohne die Kommunisten auszurufen. Kleinlaut bittet er den KPD-Mann Eugen Leviné, doch noch mitzuarbeiten. Im Stil eines offiziellen Depeschendienstes berichtet Mühsam: «Genosse Levine nahm die Gelegenheit wahr, mir die Genugtuung zu geben, dass er die Ehrlichkeit meiner Handlungsweise in allen Punkten zugab. Auf meine Bitten, die Obstruktion aufzugeben und einzugreifen, gab er bestimmte ablehnende Antwort mit der Begründung, dass er sich nun von der Hoffnungslosigkeit dieser Regierungstätigkeit durch eigenen Augenschein überzeugt habe. Auf den Einwand: ‚Wir können die Karre doch nicht im Dreck stecken lassen, meinte er lakonisch: «Dann ziehen Sie sie wieder heraus.›»

Und Mühsam bilanziert das diplomatische Gespräch unter unterschiedlichen Linken: «Ein Ausgleich der Gegensätze kam nicht zustande, doch schloss die Unterredung mit einem Händedruck, der alle persönlichen Differenzen zwischen uns aufhob und mir die Hoffnung gab, auch noch zu einer Übereinstimmung im Handeln zu gelangen.»

In seiner Verzweiflung wendet sich Erich Mühsam auch an den Genossen Lenin in Moskau. Er berichtet von den ungeheuren Schwierigkeiten des Regierens, von der bayerischen KPD, die «mit Hochdruck gegen uns» arbeite, und er klagt: «Die Aufgabe, die notwendigen revolutionären Beschlüsse zu vertreten und durchzusetzen, ruhte fast allein auf meinen Schultern.»

Er rückt sich selbst in ein kommunistenfreundliches Licht, in der Hoffnung, Lenin dadurch zu einem Machtwort gegenüber der bayerischen KPD zu ermuntern. Doch Lenin lässt sich Zeit. Erst am 27. April sendet er einen Funkspruch nach München: «Wir

danken für Ihren Gruss und begrüßen unsererseits von ganzem Herzen die Räterepublik in Bayern. Wir bitten Sie sehr, möglichst oft und möglichst konkret mitzuteilen, welche Massnahmen Sie zum Kampf gegen die bürgerlichen Henker Scheidemann und Co. durchgeführt haben.» Es folgen zahlreiche revolutionäre Tipps, Wünsche, Forderungen. Und zum Abschluss ein freundliches: «Die besten Grüsse und Wünsche für den Erfolg. Lenin». Das Telegramm wird die Räteregierung nicht mehr erreichen.

Doch in den frühen Apriltagen ist Erich Mühsam auf dem Höhepunkt seiner Emsigkeit. Ein famoses Opfer für den heiteren Übertreibungsreporter Ben Hecht aus Chicago, immer auf der Suche nach skurrilem Stoff über die bayerische Opernrevolution, den er an seine vergnügungsfreudigen Leser nach Hause schicken konnte. Er dachte es sich so:

«Der verrückteste aus der Gruppe war Mühsam. Diktator Toller machte sich Sorgen um ihn.

„Wir haben diskutiert, ob wir ihn einsperren sollens sagte Toller, „zu seinem eigenen Nutzen. Ich habe mich dagegen entschieden – vorerst.“

Mühsam war in Ungnade gefallen, weil er auf den Strassen Ärger verursacht hatte. Er hatte einen kleinen Lastwagen zu seinem eigenen Bedarf abkommandiert. Damit unternahm er Rundreisen durch Münchens Strassen. Wann immer er eine Menschenmenge sah, hielt er seinen Wagen an, stellte sich auf den Sitz und begann mit einer Ansprache. Für gewöhnlich setzte er eine Rezipitation seines berühmten revolutionären Gedichtes ‚Die Sonne der Freiheit‘ an den Anfang.

Tausende von Arbeitern bummelten noch durch die Strassen, als ob ein Picknick und keine Revolution stattfände. Sie fassten eine Abneigung gegenüber ihrem lyrischen Sprecher. Sobald er ein Gedicht zu rezitieren anfang, hoben sie an zu schreien und schwenkten ihre Gewehre. Verschiedene Male hatten sie seinen Lastwagen gestürmt und ihn von seiner Bühne heruntergerissen. Einmal hatte eine Schiesserei eingesetzt, und er hatte um sein Leben rennen müssen.»

Ganz so war es nicht. Es gab auch gar kein Gedicht von Mühsam, das «Die Sonne der Freiheit» heisst. Aber Mühsam hatte schon etwas von einem reinen Tor. Der Glaube an das Gute im Menschen, an die Kraft der Literatur, an die Ideale des Anarchismus trieben ihn an. Deshalb hatte Ben Hecht recht, als er nach Chicago kabelte: «Mühsams Sorgen konnten seiner guten Laune nichts anhaben. Die Menschen waren frei. Die Sonne der Freiheit schien auf sie. Gerechtigkeit war in die Welt gekommen. Mühsam wandelte in Utopia, und sein Herz floss über.»

Und dass er überall und ständig seine Gedichte vortrug, stimmte natürlich auch. Er dichtete auch ständig Neues. Gerade hatte er seine Räte-Marseillaise geschrieben. Natürlich musste die den Leuten auf der Strasse sofort zu Gehör gebracht werden, wofür sonst hatte er es geschrieben?

*«Wie lange, Volker, wollt ihr säumen?
Der Tag steigt auf, es sinkt die Nacht.
Wollt ewig ihr von Freiheit träumen,
da schon die Freiheit selbst erwacht?
Vernehmt die Rufe aus dem Osten!
Vereinigt euch zu Kampf und Tat!*

*Die Stunde der Befreiung naht!
Lasst nicht den Stahl des Willens rosten!
Auf Volker, in den Kampf
Zeigt euch der Brüder wert!
Die Freiheit ist das Feldgeschrei,
die Räte sind das Schwert.»*

Dann kam die Nacht zum Palmsonntag. Ernst Toller hatte am Abend einen Anruf von jemandem erhalten, der seinen Namen nicht hatte nennen wollte, der nur gesagt hatte: «Ich will Sie warnen, ein Putsch gegen die Räteregierung bereitet sich vor.»

Toller schwankt. Es steht ja eigentlich ständig irgendein Putsch bevor. Andererseits: Er weiss, dass erste Truppen der Bamberger Exilregierung um Johannes Hoffmann vor den Toren Münchens stehen. Er ahnt, dass die Bamberger ihn bei einem erfolgreichen Putsch nicht nur kurz verhaften und dann wieder laufen lassen werden. Aus diesem vagen Gefühl heraus nimmt Toller die Warnung des Anrufers ernst. Er verbringt die Nacht vom 12. auf den 13. April 1919 bei einem Freund.

Erich Mühsam hatte keiner gewarnt. Auch die anderen Volksbeauftragten nicht. Erich Mühsam wird in der Nacht um vier Uhr von Angehörigen der sogenannten Republikanischen Schutztruppe, die der Räteregierung noch kurz zuvor unbedingte Treue geschworen hatten, aus dem Bett heraus verhaftet und zum Hauptbahnhof gebracht.

Es ist wirklich geschehen. Teile der Schutztruppen sind übergelaufen, es heisst, die Bamberger haben ihnen 300 Mark pro Mann versprochen. Sie sind ins Wittelsbacher Palais eingedrungen, haben die dort noch anwesenden Volksbeauftragten verhaf-

tet, andere, wie Mühsam, aus ihren Betten geholt. Dreizehn Mitglieder des Zentralrats, darunter auch Silvio Gesell und der eifrige Wohnungskommissar Waldler, werden zum Hauptbahnhof gebracht, den die Putschisten ebenfalls unter ihre Kontrolle gebracht haben, um sich von dort aus die Verbindung mit der Exilregierung in Bamberg und anderen Konterrevolutionären im Land zu sichern.

Noch in der Nacht werden rund um den Bahnhof Plakate geklebt, auf denen der Zentralrat für abgesetzt erklärt und zur Unterstützung der Regierung Hoffmann aufgerufen wird. Unterzeichnet sind die Plakate mit «Garnison München», Kommandant der Truppen am Hauptbahnhof ist der Sozialdemokrat Aschenbrenner. Am Morgen patrouillieren Truppen der Putschisten durch die Stadt. Die Münchner SPD steht geschlossen hinter ihnen.

Der Traum ist aus. Nicht einmal eine Woche nachdem die Dichter an die Macht kamen, hat die Wirklichkeit die Regierungsgewalt über Palast und Bahnhof und Strassen zurückgewonnen. So sieht es aus.

Die Stadt, die Bürger, sind nun jedenfalls endgültig verwirrt. Taumelstadt. Wer regiert? Wer kämpft gegen wen? Wie geht es weiter? Ist das alles ein grosser Spass? Oder im Gegenteil: der Ende jeden Spasses für immer? Es gibt ja immer nur Gerüchte. Keine verlässlichen Zeitungen, nur Plakate und Flugblätter und Geflüster.

Der erzkonservative Josef Hofmiller, der Kurt Eisner in die Berge entführen wollte, um ihn aus dem Weg zu räumen, hat natürlich auch gleich am Morgen von den neuen Entwicklungen gehört und er notiert: «Es seien Plakate angeklebt ‚von der gesamten Garnison Münchens‘, dass sie sich hinter die Regierung Hoffmann stelle. Das ist sehr hübsch seitens dieser kostümierten Strol-

che, die noch vor einer Woche den Schutz der Regierung und des Landtags mit grossem Pathos abgelehnt haben; damals stellten sie sich hinter die Räteregierung. Sollte die Bamberger Regierung ihre Löhnung um 50 Pfennig für den Tag erhöht haben?»

Auch die Gegner der Räte nehmen also die Gegner der Gegner nicht wirklich ernst. In der Villa am Herzogpark wächst allerdings bei dem Mann, der in diesen Tagen den angefangenen «Zauberberg» wieder hervorgeholt hat, der Hass. Hass auf die, die aus Fiktionen Wirklichkeit werden lassen. Er kämpft um die Fiktionalität der Fiktionen, um die wirkliche Freiheit der Kunst. Thomas Mann schreibt an diesem Palmsonntag, dem 13. April, sein Schlusswort an die Dichterrepublik in sein Tagebuch:

«Den vorläufigen Sturz der Räte-Regierung begrüsse ich. Den Glauben, dass sie wiederkommt, dass ,es' unaufhaltsam ist, trifft man überall, u. ich teile ihn in hohem Grade. Aber zwischen Theorie und Praxis ist hier ein grosser Unterschied, und ich hasse die verantwortungslosen Verwirklichter, die den Geist kompromittieren, wie die Burschen, die für diesmal abgewirtschaftet haben. Ich hätte nichts dagegen, wenn man sie als Schädlinge erschösse, was man aber zu thun sich hüten wird.»

Abwarten. Noch ist München eine Bühne. Eine Bühne, auf der sich Ernst Toller also in die Wohnung eines Freundes gerettet hat. Als er aufwacht, klingelt das Telefon. Der Freund geht ran und wiederholt laut alles, was ihm der Anrufer mitteilt, damit Toller sofort alles mithören kann: «Putsch gegen die Räterepublik gelungen ... Truppen der Regierung Hoffmann haben den Bahnhof eingenommen ... alle Mitglieder des Zentralrats sind verhaftet ...

Mühsam ... Hagemeister ... Wadler ... nur Toller und Leviné werden noch gesucht, wir sind ihnen schon auf der Spur.»

Es wird also eng. Schon klingelt es an der Tür. Der Freund versteckt Toller in einer kleinen Kammer hinter dem Bücherschrank. Sie haben Pech: Der Mann, der geklingelt hat, ist ein Leutnant der Armee. Sie haben Glück, er sucht keine Sozialisten, sondern eine Frau. Er kommt gerade aus der Türkei, von der Monarchie will er nichts mehr wissen, seit er gehört hat, dass Wilhelm nach Holland geflohen ist. Ah, gut.

Toller kommt aus seiner Kammer und fragt den Leutnant, ob er ihm seine Uniform leihen könne, damit er sicher auf die Strasse könne, ohne sofort verhaftet zu werden. Der Leutnant strahlt: «Mit Vergnügen ... ich schenke sie Ihnen mit sämtlichen Orden und Ehrenzeichen. Ich verlange nur einen Gegendienst. Wenn Sie die Macht wiedergewinnen, schenken Sie mir ein Flugzeug, ich will zu den Eskimos fliegen und eine Eskimofrau heiraten und das verdammte Europa vergessen.»

Gut, abgemacht.

Toller schlüpft in die Uniform, verwandelt sich in einen Putschisten, geht auf die Strasse, wird begrüßt von anderen Soldaten, grüsst zurück und macht sich auf den Weg zum Bahnhof. Wie sieht es dort wohl unterdessen aus?

Es wird gekämpft. Arbeiter und Teile der Schutztruppe wollen sich ihre neue Republik nicht einfach so von ein paar übergelauften Hundertschaften wegnehmen lassen. Auf, zum Bahnhof! schallt es durch die Strassen. Und die Arbeiter sammeln sich.

Oskar Maria Graf läuft mit seinen Freunden aus Nymphenburg Richtung Bahnhof. Schon aus der Ferne hören sie Schüsse, Kanonendonner, Maschinengewehrsalven. Was ist da los? Wer

gegen wen? «Putsch! Barrikaden!», keucht ihnen Oberzensor Achenbach entgegen. Flugzeuge sind in der Luft. Flugblätter werden abgeworfen. Die Menschen balgen sich um die Blätter. «Zentralrat abgesetzt!», steht da. «Landfremde Agitatoren, die nur eine eigennützige Politik verfolgen!», steht da. Soldaten richten ihre Gewehre in die Luft, feuern auf die Flugzeuge, ohrenbetäubender Lärm, Hass, Rufe: «Schneppenhorst-Lügen!» «Mehrheitssozialistische Verräterei!»

Immer mehr Menschen sammeln sich, Bewaffnete stürmen weiter Richtung Bahnhof. «Nie - der! Nie - der! Nie - der!», schreien sie. Maschinengewehre knattern. Graf sieht den Kommunisten Josef Sontheimer an sich vorbeistürmen, zwei Maschinengewehre umgehängt. «Vorwärts! Auf! Sturm!», brüllt er, alle stürzen ihm hinterher, Getroffene fallen um, Boden und Häuser zittern von den Detonationen, die Menge, in der Graf steckt, drängt weiter in den krachenden Bahnhof.

Eine wüste, wütende Masse. Es geht wie von selbst. Ein Gefühl hat sich verselbstständigt. Es reisst alle mit.

Graf schreibt: «Keine Waffe! Einfach so wie ein Fleischklumpen sich wegschiessen lassen, tobte immerfort durch meinen wirren Kopf, und mit zusammengebissenen Zähnen, mit festverkrampften Fäusten liess ich mich weiterdrängen. Auf einmal schrie ich mit aller Wut in die Ohren der Um-mich-Gestauten: ‚Ja, Herrgottsakrament, was ist’s denn eigentlich! Gegen wen geht’s denn eigentlich?!‘ Derart bellte ich, dass die an mich gepressten Körper erschreckt erzitterten. Ich war nahe daran, einfach irgendwen anzupacken und ihn in Stücke zu zerreißen, bloss aus dem blindwütigen Drang heraus, nicht ganz und gar umsonst niedergeknallt zu werden. Nebenher lief immer der Gedanke:

Dumm! Saudumm! Immer kommst du ins Gedräng', und nie hast du einen Zweck.

Seitdem kann ich mir ungefähr vorstellen, auf welche Art ein Feigling zu einem Helden wird.

„Gegen die Bamberger! Gegen Hoffmann, Rindvieh!“ kam es zurück, und deutlich empfand ich eine Erleichterung. „Na also! Dann ist's ja gut! Nur los! Nichts wie los!“ gab ich Antwort. Das Schiessen hatte ziemlich aufgehört, schallend schrie es durch die hohen Hallen: „Sieg! Sieg! Hoch die Räterepublik!“

Und der Sieg ist wirklich da. Die Arbeiter, die Kommunisten, die Unabhängigen, die Proletarier – ein gemischter Haufen Wut hat den Angriff zurückgeschlagen. Zu spät allerdings für Mühsam und die anderen Mitglieder des Zentralrats, die unter starker militärischer Begleitung in einem Extrazug hinaus aus der Stadt in Richtung Norden gefahren und ins Zuchthaus in Ebrach verbracht wurden.

Ernst Toller hatte auch nicht an den Kämpfen teilgenommen. Noch währenddessen hatten sich die Betriebsräte versammelt, die glaubten, dass sämtliche Mitglieder des Zentralrats verhaftet worden seien, und wählten eine neue Regierung, einen neuen Zentralrat, nun unter Führung der Kommunisten.

Ja, die Kommunisten waren jetzt bereit. Max Levien, Eugen Leviné und die anderen. Sie sehen: Was die Vernunft nicht zusammenschmieden konnte, hat nun die gescheiterte Konterrevolution zusammengeschmiedet. Sie sehen oder sie wollen sehen, dass das Proletariat nun endlich einig ist. Sie sehen, dass die verachtete Scheinräterepublik nicht überlebensfähig ist. Dass es nun an der Zeit ist, von der Schein- zu einer echten, einer kommuni-

stisch geführten Räterepublik zu kommen. Schluss mit der «Phrasenpolitik des Jünglings Toller», so hatte Leviné schon vor Tagen getönt. Wir stehen in echten Kämpfen. Da können wir uns romantische, friedliebende Schöngeister an der Spitze nicht mehr leisten. Zeit für uns. Zeit für Taten, statt Worte. Zeit für die Kommunisten.

Ernst Toller eilt nach dem Sieg am Bahnhof zur Stadtkommandantur, wo der neue Rat tagt, um sich einen Überblick über die neuen Machtverhältnisse zu verschaffen. Wieder wird er sogleich verhaftet. «Jetzt haben wir den König von Südbayern», höhnt Max Levien. Toller wehrt sich, es geht hin und her, schliesslich wird er doch wieder entlassen. Er soll sogar wieder in die Regierungsmannschaft aufgenommen werden. Eugen Levinés Frau Rosa fragt ihren Mann, was mit Toller sei. Leviné antwortet: «Man kann doch nicht einen Mann abschütteln, der ‚für das Proletariat sterben will‘.»

Nein, Toller lässt sich nicht abschütteln. Es ist seine Republik. Es sind seine Leute, die an ihn glauben. Ob Schein- oder Sein-Räterepublik. Er bleibt dabei. Am Abend geht er erschöpft zurück in seine Pension.

Das dicke Hausmädchen kreischt, als sie ihn sieht. Als sei er ein Gespenst, ein Toter auf Besuch. Und tatsächlich: «Wir hielten Sie für tot», ruft sie. Dass die Pension den ganzen Tag voller Soldaten gewesen sei, um ihn abzufangen. Bis klar gewesen sei, dass ihre Kameraden am Bahnhof eine Niederlage erlitten haben, dass der Putsch niedergeschlagen worden war. Da seien sie auf und davon gelaufen, mit Tollers Krawatten im Gepäck. «Nicht eine haben sie dagelassen», ruft das Hausmädchen dem heimgekehrten Dichter zu.

Und jetzt? Wird es jetzt zum grossen Gemeinschaftswerk

kommen? Die «Scheinrepublikaner», die noch in Freiheit sind, geben offizielle Erklärungen ab. Toller verkündet: «Arbeiter! Euer Werk ist in Gefahr! Schützt die Revolution mit Euren Leibern, Eurem Willen und Eurem Herzen! Es lebe die bayrische Räterepublik! Es lebe die Weltrevolution! München, den 14. April 1919, Ernst Toller.» Ernst Niekisch gelobt diplomatisch, «den bestehenden fünfzehngliedrigen Ausschuss als den augenblicklich rechtmässigen Zentralrat anzuerkennen». Und Gustav Landauer, der der Verhaftung nur entkommen war, weil er in der Nacht zuvor das Hotel gewechselt hatte, lässt erklären: «Durch das tatkräftige Eingreifen des Proletariats in München ist die Räterepublik vor dem frechen Putschversuch der Gegenrevolution gerettet worden. Die Umgestaltung, die sich anschloss, erkenne ich an und begrüsse ich. Der alte Zentralrat existiert nicht mehr; dem Aktionsausschuss stelle ich meine Kraft, wo immer man mich braucht, zur Verfügung. Gustav Landauer.»

«Wo immer man mich braucht.» Landauer wusste längst, dass ihn jetzt niemand mehr brauchen würde. Er war Anti-Kommunist. Er hasste Leviné und seinen Dogmatismus, seine Bereitschaft zu Gewalt und Härte. Und Leviné und die Kommunisten verachteten Landauer und bekämpften ihn als einen Gegner. Landauer hoffte gegen alle Vernunft trotzdem auf einen Ruf. Auf einen erneuten überraschenden Wechsel der Windrichtung. Es waren doch nur Sekunden gewesen, die er zur Verwirklichung seiner Pläne gehabt hatte. Nur sechs Tage. Trotz aller Entschlossenheit – «Hier kommt Landauer!» –, trotz aller Schnelligkeit und obwohl alle Pläne bereitgelegen hatten, in seinem Kopf, in seinen Büchern. Es war zu wenig Zeit. Sie mussten ihn einfach rufen und Weiterarbeiten lassen.

Er zog zur Witwe Kurt Eisners in ihre alte gemeinsame Wohnung. Und wartete.

Zwei Tage später, am 16. April, ist ihm endgültig klar, dass er nicht mehr warten muss. Die neue Räterepublik ist nicht mehr seine Republik. Sie würde ihn nicht rufen. Und er ist auch nicht mehr bereit. Er schreibt ihr einen Abschiedsbrief:

«Ich habe mich um der Sache der Befreiung und des schönen Menschenlebens der Räterepublik weiter zur Verfügung gestellt... Sie haben meine Dienste bisher nicht in Anspruch genommen. Inzwischen habe ich Sie am Werke gesehen, habe Ihre Aufklärung, Ihre Art, den Kampf zu führen, kennengelernt. Ich habe gesehen, wie im Gegensatz zu dem, was Sie ‚Scheinräterepublik‘ nennen, Ihre Wirklichkeit aussieht. Ich verstehe unter dem Kampf, der Zustände schaffen will, die jedem Menschen gestatten, an den Gütern der Erde und der Kultur teilzunehmen, etwas anderes als Sie. Der Sozialismus, der sich verwirklicht, macht sofort alle schöpferischen Kräfte lebendig: in Ihrem Werke aber sehe ich, dass Sie auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete, ich beklage, es sehen zu müssen, sich nicht darauf verstehen. Es liegt mir fern, das schwere Werk der Verteidigung, das Sie führen, im Geringsten zu stören. Aber ich beklage aufs Schmerzlichste, dass es nur noch zum geringen Teil mein Werk, das Werk der Wärme und des Aufschwungs, der Kultur und der Wiedergeburt ist, das jetzt verbreitet wird.»

Ja, das Werk der Wärme ist vorbei. Es geht jetzt um Härte und Verteidigung und Kampf. Zwanzig Mann sind bei der Schlacht um den Hauptbahnhof ums Leben gekommen. Der Aufbau einer Roten Armee wird jetzt mit grosser Entschlossenheit vorangetrieben. Die Bürger werden erneut aufgefordert, ihre Waffen abzuge-

ben. Doch jetzt tragen die Plakate, die das fordern, den Zusatz: «Wer binnen zwölf Stunden seine Waffe nicht abgeliefert, wird erschossen.»

Die neuen Machthaber tun alles dafür, um Bevölkerung und Gegnern klarzumachen, dass hier jetzt keine menschenfreundlichen Traumtänzer mehr an der Regierung sind. Sondern Revolutionsprofis, viele aus Russland, geschult, entschlossen, erfahren, hart.

Es sind aber nicht nur die neuen Machthaber, die die Atmosphäre in der Stadt binnen kürzester Zeit in eine Mischung aus Panik und Entschlossenheit, Kampfbereitschaft und Wunsch zur Flucht verwandelt hat. Denn die Schlinge um die Stadt zieht sich langsam zu. Wie viele Konterrevolutionäre sind da draussen? Man weiss es natürlich nicht genau. Die Regierung Hoffmann hat am Tag des Bahnhofsputsches angekündigt, nun um Waffenhilfe aus Berlin zu bitten. Gustav Noske, der erste sozialdemokratische Minister für militärische Angelegenheiten, hat nur darauf gewartet und sofort zugesagt. 20'000 Mann sind unterwegs aus Berlin, dazu kommen vielleicht 22'000 Mann Freikorpsoldaten und Volkswehr sowie 3'700 Kämpfer, die aus Württemberg herübergekommen sind. Die Rote Armee Münchens kann auf maximal 15'000 Mann zählen.

Ausserdem wird die Nahrungsversorgung langsam knapp. Die Bauern liefern fast nichts mehr und die Belagerer lassen das wenige auch möglichst nicht durch. Die neue Regierung beginnt mit der Beschlagnahme von Lebensmitteln in Hotels und Gaststätten. Es wird zum Generalstreik aufgerufen. Das Erscheinen aller Zeitungen wird verboten. Schliesslich wird auch noch der Post-, Te-

legrafen- und Telefonverkehr vollkommen eingestellt. München ist abgeschnitten von der Welt. Der Stadt der Träumer geht die Luft aus.

Ernst Toller taumelt im Netz der Konsequenzen seines frühen Enthusiasmus: «Ich hätte die Möglichkeiten blutiger Folgen vorher bedenken müssen und kein Amt annehmen dürfen.

Wer heute auf der Ebene der Politik, im Miteinander ökonomischer und menschlicher Interessen, kämpfen will, muss klar wissen, dass Gesetz und Folgen seines Kampfes von anderen Mächten bestimmt werden als seinen guten Absichten, dass ihm oft Art der Wehr und Gegenwehr aufgezwungen werden, die er als tragisch empfinden muss, an denen er, im tiefen Sinn des Wortes, verbluten kann.»

Es ist der Abend des 15. April, Eugen Leviné hält eine Rede vor Betriebsräten, Toller hört zu, als plötzlich die Stadt von Sturmglockenläuten erbebt. Kein sanftes, einladendes Läuten. Nein, Sturmglocken, laut, schnell, dauerhaft. Was hat das zu bedeuten? Wer hat den Auftrag dazu erteilt?

Toller eilt los. Sieben Arbeiter begleiten ihn. Wo kommt das Läuten her? Sonderbar, er kennt die Stadt, kennt die Kirchen, ihre Glocken, aber das laute Läuten scheint von überall zu kommen.

Sie laufen gebückt durch die Theatinerstrasse. Sind die Freikorps schon in der Stadt? Das Läuten hat aufgehört. Die Stille ist fast noch unheimlicher. Sie pirschen zur Frauenkirche durch die fast menschenleeren Strassen. Sie reißen den Küster der Frauenkirche aus dem Schlaf. Der zittert, seine Frau betet für sein Leben. Toller beruhigt, niemand wolle hier Küster erschliessen, ob er geläutet habe, wolle er wissen, und warum.

Nein, hat er nicht. Von der Paulskirche könnte es vielleicht gekommen sein.

Also schleicht der Trupp weiter über den menschenleeren Marienplatz zum Bahnhof, wo die Roten lagern. Die bestätigen es: Ja, von der Paulskirche, die sei besetzt. An einem Pfeiler steht ein verlassenes Maschinengewehr, sie nehmen es mit Richtung Paulskirche.

Fünzig Schritte vor der Kirche stellen sie das Gewehr ab, einer der Männer schießt auf den Kirchturm. Ein Fenster öffnet sich, empört ruft jemand: «Des is ja noch schöner, jetzt schiassens gar mitten in da Nacht.»

Der kleine Trupp stürmt zur Kirche, die vom Feind besetzt sein soll. Alles still. Sie klingeln höflich den Küster heraus. – Wo sind die Weissen? – Keine da. – Wer ihm den Befehl zum Läuten gegeben hat? – «Des wenn i wüsst.» – Ach, er hat es doch mit den Weissen! Das ist doch klar! – «Was mit die Weissen? Woher soll i jeden damischen Spartakisten kenna? Die Sektion Sendling hat den Befehl zum Läuten gebn.»

Also weiter nach Sendling. Dort, im Sektionslokal der Kommunisten, sagt man ihnen, der Befehl sei von der Stadtkommandantur gekommen. Die Freikorps seien auf dem Weg nach München. Es sei ein Warnläuten gewesen.

Wo sind die Freikorps jetzt? Keiner weiss es.

Toller und sein Trupp ziehen weiter Richtung Allach. In einem Gasthof auf der Nymphenburger Strasse treffen sie auf drei Soldaten vom Reiter-Regiment. Die haben genug von Kämpfen, sie schimpfen aufs Bier und geben Toller und den Seinen gern die Pferde für ihren Weg.

Schliesslich trifft Toller bei Karlsfeld eine Gruppe Arbeiter und Soldaten, die sich spontan zusammengefunden haben und die Truppen, die den Ring um München enger ziehen wollten, zurückgeschlagen haben.

Jetzt ist der Feind ausser Sicht. Der Zusammenhalt zerfällt. Sie brauchen einen, der sie zusammenhält und vorantreibt, einen mit einer Strategie, die Konterrevolutionäre aus Dachau zu vertreiben. Sie sagen: Toller soll das machen. Toller lacht. Was soll er machen? Die Führung übernehmen von einem Geschütz? Nein, vom ganzen Trupp, von diesem sich formierenden Teil der Roten Armee.

Guter Witz. Toller ist Pazifist, hat ein Theaterstück über seine Wandlung geschrieben, er hat noch nie irgendeinen Truppenteil geführt. Und jetzt, in der Nacht, die Rote Armee von Bayern? Warum?

«Oana muass sein Kohlrabi herhalten, sonst gibt s an Saustall, und wennst nix vastehst, wirst es lerna, die Hauptsach is, dich kennen wir.»

Gut. Toller ist gerührt. Toller macht s.

Er fährt nach München zurück, er braucht Geländekarten. Im Kriegsministerium gibt es keine Geländekarten mehr. Reaktionale Offiziere haben die vorsorglich mitgenommen, glaubt Toller.

Rudolf Egelhofer, der neue Stadtkommandant und Oberbefehlshaber der Roten Armee, gibt seinem neuen Heerführer den Befehl, Dachau mit Artillerie zu bombardieren und dann zu stürmen. Nicht zu verhandeln.

Toller fährt zurück an die Front. Er zögert. Die Dachauer Bauern sind auf seiner Seite. Das weiss er. Er stellt den Konterrevolutionären ein Ultimatum: Rückzug der Truppen bis hinter die Donau, Freilassung der Mitglieder des Zentralrats, Ende der Versorgungsblockade um München. Unterhändler werden hin- und hergeschickt. Schliesslich heisst es: Die Bamberger Regierung gibt nach, akzeptiert die Bedingungen, allerdings wolle man sich nur bis Pfaffenhofen zurückziehen.

Dann plötzlich krachen wieder Schüsse. Haben die Bamberger den Waffenstillstand schon gebrochen? Nein, es sind die eigenen Truppen, die geschossen haben. Wer hat den Befehl dazu gegeben?

Angreifen, während verhandelt wird? Gelten denn gar keine Regeln mehr in diesem Krieg? Das ist doch Wahnsinn. Toller beschliesst, selbst Richtung Dachau zu fahren, um den Vorfall zu klären.

Auf halbem Weg setzt wieder Gewehrfeuer ein. Wieder sind es die eigenen Truppen, die vorrücken. Was soll Toller machen? Er lässt den Vormarsch geschehen. Zieht sich selbst wieder nach Karlsfeld zurück, um Reserven zu mobilisieren und mit ihnen nach Dachau zu ziehen.

Auch viele Dachauer Arbeiter sind auf der Seite der Angreifer. Die Arbeiter und Arbeiterinnen der Dachauer Munitionsfabrik greifen sofort ins Kampfgeschehen ein. «Am entschlossensten sind die Frauen», schreibt Toller. Sie entwaffnen die Truppen der Exilregierung, treiben sie vor sich her und prügeln sie aus Dachau hinaus. Der Kommandant der Bamberger rettet sich auf einer Lokomotive. Die Schlacht ist gewonnen.

Der pazifistische Lyriker und Dramatiker staunt: «Ich, der Sieger von Dachau?» Er hatte ja gar nichts getan. Er war nur mitgestürzt. Von den Ereignissen, der Front der Werktätigen mitgerissen.

Sie haben Gefangene gemacht, unter anderem auch Offiziere der Konterrevolution. Stadtkommandant Egelhofer schickt sofort ein Telegramm aus München. Die Offiziere seien vor ein Standgericht zu stellen und zu erschiessen. Toller zerreisst den Befehl, gleich nachdem er ihn erhält. Die Offiziere sollen sich von der Menschlichkeit und Brüderlichkeit der Kommunisten überzeugen. Sie sollen sehen,

dass all die Gerüchte, die sich im Land verbreiten, von den meuchelmordenden, brutalen, skrupellosen Kommunisten nicht wahr sind. Dass sie Brüder sind.

Toller lässt die Offiziere ziehen. Wenige Tage später werden sie wieder gegen die Roten kämpfen.

Doch Toller will sich nicht beirren lassen: «Mögen die Gesetze des Bürgerkriegs noch so brutal sein, ich weiss, die Konterrevolution hat in Berlin rote Gefangene ohne Schonung gemordet, wir kämpfen für eine gerechtere Welt, wir fordern Menschlichkeit, wir müssen menschlich sein.»

Er will alles anders machen. Und er will sofort damit anfangen. Jetzt, als Sieger von Dachau, ist dafür doch ein guter Zeitpunkt. Wann denn sonst?

«Autorität und blinder Gehorsam regierten das kaiserliche Heer, auf Freiwilligkeit und Einsicht soll die rote Armee sich gründen, wir dürfen den alten, verhassten Militarismus nicht übernehmen, der rote Soldat darf keine Maschine sein, er hat erkannt, dass er für seine Sache ficht, sein revolutionärer Wille wird die notwendige Ordnung schaffen.»

Doch diesen Kampf kann Ernst Toller nicht gewinnen. Den Kampf gegen den deutschen Untertanengeist. Den Kampf gegen die Übermacht militärischer Wirklichkeit.

Er weiss es selbst: «Ach, der deutsche Arbeiter war zu lange an Gehorsam gewöhnt, er will gehorchen, Brutalität hält er für Stärke, autoritäre Herrengeste für Führertum, Ausschaltung eigener Verantwortlichkeit für Disziplin, vermisst er die gewohnten Ideale, glaubt er, das Chaos breche an.»

Die Münchner Machthaber toben, als sie von Tollers Ungehorsam hören. Was ist das für ein Heerführer, der die Befehle der obersten Heeresleitung missachtet? Wohin soll diese Weichher-

zigkeit führen? Es gibt in den nächsten Tagen zahlreiche scharfe Dispute zwischen Leviné und Toller in München. Leviné ist fassungslos über so viel Naivität, Debattierfreude, Widerspruchslust und Weisungstaubheit. Toller sagt, er handele eben, wie es die Situation und sein Herz befehle. Ausserdem werde er gerade wieder ins Feld gerufen. Er habe jetzt für diese scharfen Kämpfe untereinander einfach keine Zeit. Seine Soldaten warten auf ihn.

Draussen bei Dachau wird am Abend die Tür seiner Unterkunft aufgerissen. Männer schleppen ein völlig verstörtes, junges Mädchen auf einer Bahre heran, Kleider zerrissen, ängstlich, japsend. Im Massenquartier habe man sie gefunden. «Mehr als zwanzig Rotgardisten sind drübergegangen», erklärt einer. Toller befiehlt, das Mädchen ins Lazarett zu bringen, er begleitet sie. Unterwegs lässt er sich von den Männern berichten, was geschehen ist. Es ist die Geschichte einer Entfesselung im Krieg, die Geschichte eines Männerrausches, hier in diesem kleinen Kampfabschnitt, in dem Ernst Toller die Verantwortung trägt.

Er erinnert sich. An den grossen Krieg, aus dem er irgendwie entkommen war. An das Entsetzen. Das «Nie wieder!» von damals. Er sieht das Mädchen, er schaut genau hin. Später wird er schreiben: «Hier sehe ich den Krieg, nackt und brutal, ein Stahlbad hat ihn Wilhelm II. genannt, die deutschen Professoren sagen von ihm, er wecke die moralischen und sittlichen Kräfte des Volkes, bitte, meine Herren, überzeugen Sie sich, aber sagen Sie nicht, die Geschichte beweise die Verworfenheit der Roten, Ihre Helden, wenn Sie ehrlich sind, könnten Ihnen von tausend gleichen Episoden des ‚grossen‘ Krieges berichten.»

Auf dem Weg zum Lazarett begegnet Toller einem weiteren Mädchen in ähnlichem Zustand wie das, das sie gerade zu den

Ärzten bringen. Es herrscht Chaos, rohe Heiterkeit und Schrecken. Eben noch der Held von Dachau, steckt Ernst Toller mitten im Bürgerkrieg, machtlos im Durcheinander. Etwa tausend der zweitausend Mann starken Truppe, die Dachau eingenommen hat, haben sich zu einem spontanen Urlaub in Richtung München verabschiedet. Die verbliebenen Männer hören nicht auf, auf den Sieg zu trinken. Toller verbietet den Gasthöfen in der Nähe den Alkoholausschank.

Dann erreichen ihn neue unsinnige Befehle aus München. Rückzug der Truppen aus Dachau, man wolle einen Ring um München ziehen.

Die Befehlstelegramme aus München erinnern Toller an die wirren Botschaften des verrückten Aussenministers Dr. Lipp. Er eilt zurück in die Stadt, lässt sich von Leviné die unsinnigen Pläne erläutern, wendet sich an die Betriebsräte, die ihm treu ergeben sind. Dann eilt er wieder hinaus zu seinem Trupp, den letzten Niederlagen entgegen. Es ist nicht mehr weit.

Gegenschuss

Es ist Ostersonntag, ein milder, blauer Frühlingstag. 20. April, eine Woche nach dem Palmsonntagsputsch am Bahnhof. Gespannte Stille hegt über der Stadt. Wird wirklich der Kommunismus dauerhaft regieren? Und wenn ja, welcher Kommunismus? Der von Toller? Der von Leviné? Der von Thomas Mann, den er, freudig auf die Strasse laufend, als Feind der Entente hochleben lassen würde? Der volkstümliche Bauernkommunismus von Oskar Maria Graf? Oder werden die Konterrevolutionäre gewinnen? Sie ziehen den Ring um München langsam enger. Werden sie die Stadt einnehmen und befreien? Befreien wofür? Wohin? In welche Freiheit? In welche neue Ordnung?

Eine Stadt zwischen den Welten.

Zwischen Ludwigstrasse und Schellingstrasse ist es am Ostersonntag schwarz von Menschen. Gottesdienstbesucher verteilen sich auf den Gehwegen. Da jagt ein rot bewimpeltes Militärauto heran, die Menge drängt ängstlich auseinander. In zerbeulte Uniformen gehüllte junge Männer, Gewehre geschultert, kauern johlend auf der Ladefläche. Menschenjagen, nur aus Spass. Der junge Reporter Victor Klemperer aus Leipzig beobachtet die Szene. Er kennt das schon: «Kein Tag, an dem dieses gewissenlose Jagen, das eine blossе Gaudi ist, nicht seine Opfer fordert. So stirbt man für die Freiheit!»

Eine sonderbare Mischung aus Sorglosigkeit und Panik überall. Frühling, Aufbruch und Endzeitstimmung zugleich. Es zer-

reisst die Stadt – und die Menschen gehen spazieren. Im Englischen Garten sind die Hungernden und die Abenteurer auf Fasanaenjagd. In dieser explosiven Stimmung kann auch dabei alles passieren. Klemperer schreibt: «Aber wenn Mair Franz im Englischen Garten Fasanen schießt, glaubt Huber Xaver am Feilitzschplatz, die Weissen machten einen Putsch, und schießt auch, und schon läutet der Posten auf der nahen Erlöserkirche Sturm, und nun knattert es eine Viertelstunde lang in der ganzen Umgegend. Das ist ja sehr vergnüglich.» Er kenne Kleinkinder, schreibt Klemperer, deren erste gesprochene Laute «knatta, knatta, knatta» seien, die sie den permanenten Maschinengewehren auf den Strassen abgelauscht hatten.

Es ist komisch und grauenvoll zugleich. Was macht das mit den Kindern, die diese Geräusche am Anfang ihres Lebens mehr als alles andere beeindruckt?

Klaus Mann, lesewütiges, frühreifendes Kind am Beginn der Pubertät, der Eisner zum tragischen Helden seines frühen Theaterstücks gewählt hatte, hat später viel darüber nachgedacht und geschrieben: über die erschütternde Wirkung, die es für ihn und für seine Generation hatte, in dieser Zeit in München aufgewachsen zu sein. Völlig egal, ob man sich dafür interessierte, ob es einen im Inneren angehen sollte. Man hatte keine Wahl. Es ging jeden an:

«Trotzdem warne ich davor, den Einfluss zu *unterschätzen*, den die politischen Läufe auf einen empfänglichen Jungen gehabt haben müssen, der im Jahre 1919 zwölf- und dreizehnjährig war. So ahnungslos er war, in bezug auf das, *was* sich zutrug: *dass* etwas sich zutrug, spürte er ohne Frage ... Wie ein Tier das Nahen eines Erdbebens wittert, spürte er, *dass*, während er auf dieser

Schulbank sass, eine Wirtschaftsordnung und eine moralische Wertskala drauf und dran waren, zum Teufel zu gehen. Die Wirtschaftsordnung interessierte ihn damals weniger. Die Krise aber der europäischen Moral machte er sich früher bewusst, als es einer «normalen Entwicklung» zuträglich sein konnte.»

Eine Kindheit in einer Stadt zwischen den Fronten. Eine tausendjährige Dynastie war aus der Stadt geflohen, ein nicht zu verlierender Krieg verloren, Wolkenmenschen, Dichter hatten die Macht übernommen, und ständig wurde vor der eigenen Haustür geschossen und man wusste nicht mal, gegen wen. Es ist klar, schreibt Klaus Mann später, «dass es seinen Schatten notwendig werfen muss auf die Begriffe, die er sich später über Wert und Bestand menschlicher Ideen und heiliger Güter bildet. Wenn man ständig, bewusst oder unbewusst, auf die ‚Katastrophe‘ wartet, (...) wird man irre an Werten, die also, wie es scheint, nicht mehr stark genug sind, das Nahen dieser Katastrophe aufzuhalten.»

Jetzt, zu Ostern, kniet der kleine Klaus Mann stundenlang in der Diele und schreibt eine Streitschrift gegen die Religion. Wahrscheinlich möchte er gern gesehen werden beim Schreiben. Schliesslich ist sein Text ein Aufschrei. Ein Protest. Er beginnt so: «Ich glaube nicht. Seitdem ich nicht mehr an den Klapperstorch, an den Nikolaus glaube, glaube ich nicht mehr an die Religion.» Und er zitiert Martin Luther, der auf die Frage, woran er die Güte Gottes erkennen, sich selbst die Antwort gab: «Daran, wie er die Welt regiert.» Darüber kann der Zwölfjährige nur lachen. Er schreibt: «Seht diesen Krieg! Seht dieses Massenelend! Seht diese Kreaturen in den grossen Städten! Seht diesen Sieg der Starken, der überall triumphiert – und dann sagt: Gott regiert die Welt gütig!»

Um ihn herum herrscht an diesem Ostersonntag festliche Unruhe. Die Geburt des sechsten Mann-Kindes ist seit Tagen überfällig. Katia leidet. Jeden Augenblick kann es mit der Geburt losgehen. Aber es geht nicht los. In der Nacht hatte es wieder starkes Schiessen gegeben, dazu Glockengeläut. Ein neuer Angriff? Überfälle?

Die vier grossen Kinder machen sich bei dem herrlichen Wetter auf zum Aumeister, einem Biergarten im Englischen Garten, um Tomatensuppe zu essen. Katias Mutter kommt zu Besuch. Sie berichtet, eine Dame in der Stadt habe ihr mit felsenfester Überzeugung versichert, «bis Dienstag werde alles anders sein». Es gibt immer noch keine Zeitungen, keine Post. Man ist abgeschnitten von der Welt. «Unter der Räte-Regierung besteht vollkommene Sonntagsruhe», notiert Thomas Mann.

Er setzt sich an seinen Schreibtisch. Holt das gute Papier hervor, an das er sich seit der Arbeit an den «Betrachtungen eines Unpolitischen» gewöhnt hat. Und beginnt zu schreiben. Eine Geschichte aus uralten Zeiten, schon «ganz mit historischem Edelrost überzogen», schreibt der Erzähler, der sich selbst «den rauden Beschwörer des Imperfekts» nennt. Zeitlich liege sie eigentlich noch gar nicht so weit zurück, schreibt er, doch ihre «hochgradige Verflossenheit» rühre daher, «dass sie vor einer gewissen, Leben und Bewusstsein tief zerklüftenden Wende und Grenze spielt... Sie spielt, oder, um den Präsens geflissentlich zu vermeiden, sie spielte und hat gespielt vormals, ehemals, in den alten Tagen, der Welt vor dem grossen Kriege, mit dessen Beginn so vieles begann, was zu beginnen wohl kaum schon aufgehört hat.»

Damals, vormals, ehemals hatte Thomas Mann mit dem Schreiben dieser Geschichte schon einmal begonnen.

Doch dann kam der Krieg, von dem er, schon als er ausbrach, wusste, dass er «als Lösung» am Ende in sein Romangeschehen hineinbrechen würde. Doch dafür musste der Krieg erst einmal enden.

Nun war er zu Ende. So ganz und gar anders, als er hätte enden sollen, und die Geschichte, der Roman, beginnt aufs Neue.

Thomas Mann unterstreicht den Satz, den er an diesem Oster-sonntag in sein Tagebuch schreibt. Er ist ihm selbst schon im Moment des Niederschreibens historisch: «Ich begann nach 4jähriger Unterbrechung wieder am ‚Zauberberg‘ zu schreiben.» Er schreibt eine neue Einleitung, gibt dem Romanhelden einen Grossvater hinzu, um ihn tief im Imperfekt der Geschichte zu verankern. Im «Ur-ur-ur» der Geschichte.

Es ist die Geschichte von Hans Castorp, diesem blassen deutschen Helden, der ins Sanatorium Berghof in Davos fährt, um seinen lungenkranken Vetter Joachim Ziemssen zu besuchen. Die Welt dort oben, die kranke Vorkriegswelt, wird ihn gefangennehmen. Sieben Jahre wird er dort oben verweilen, wohl weil er krank ist, vor allem aber, weil er krankheitsbereit ist. Nicht widerstandsfähig genug gegen die Kräfte, die ihn hinab in dieses Märchenreich der Verliebten und der Gelangweilten ziehen. Hinab in das Totenreich, hinauf auf die Berge. Der Ingenieur Hans Castorp, der hier oben seine Lebenspflichten vergisst, sich ganz aus der Welt der bürgerlichen Tüchtigkeit verabschiedet und es vermeidet, rechtzeitig die Zeitungen zu lesen, ist der deutsche Vorkriegsträumer par excellence. Die Menschen auf dem Zauberberg, sie sind die europäische Gesellschaft, die sich so lange in Müsiggang gefallen und sich in dem Gefühl ewiger Sicherheit behaglich eingerichtet hat, bis schliesslich die Langeweile, der Überdruß an der Wiederkehr des Immergeichen, an zu viel Ge-

wissheiten jene «grosse Gereiztheit» zur Folge hat, die schliesslich direkt in den Weltkrieg führt.

Aber dieser Hans Castorp ist auch der Held aus dem München der Revolutionstage. Ein taumelnder Held zwischen den Mächten seiner Zeit. Zwischen dem demokratischen Fortschrittsenhüsten Lodovico Settembrini, dem mittelalterlichen Terrorkommunisten Leo Naphta und der kirgisisch-schönen Clawdia Chauhat. Das sind die magnetischen Felder, in die Castorp gerät. Die drei Mächte, die um seine Seele ringen: Der Westen. Der Osten. Die Liebe. Oder auch: Die Demokratie. Der Kommunismus. Die Antipolitik. Oder noch anders gesagt: Aufklärung. Terror. Untergang.

Hans Castorp findet alles «hörensvert». Er wankt von einem Pol zum nächsten. Ein Held wie sein Erfinder, der an einem Tag den Kommunismus hochleben lässt und am nächsten alle Kommunisten erschiessen lassen möchte. Es wird mehr als sechshundert Seiten und mehr als drei Jahre dauern, bis Hans Castorp den dunklen Mächten entsagt, bis er erkennt, dass die Liebe zum Abgrund, die Sympathie mit dem Tode und die Pflichtvergessenheit ins Unheil führen. Politisch und persönlich. Die Liebe zur Antidemokratie, zu deutscher Romantik ist und bleibt tief in Hans Castorp verankert. Aber in grösster Todesnähe, als er sich im Wirbelschnee verirrt und beinahe stirbt, beschliesst er, sich für immer an diese Lebensverpflichtung zu halten: «Ich will dem Tode die Treue halten in meinem Herzen, doch mich hell erinnern, dass Treue zum Tode und Gewesenen nur Bosheit und finstere Wollust und Menschenfeindschaft ist, bestimmt sie unser Denken und Regieren.» Und es folgt der einzige kursiv gesetzte Satz des ganzen Buches: «Der Mensch soll um der Güte und Lie-

be willen dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken.»

Jetzt, an diesem herrlichen Ostersonntag in München, hätte Thomas Mann diesen Satz noch nicht schreiben können. Er ahnte noch nicht, in welche Richtung sich sein schwankender Held bewegen würde. Wohin er selbst, wohin München, Bayern, wohin Deutschland sich bewegen würde. Alles war möglich.

Neunzehn Jahre später wird Thomas Mann einen Text über einen Bruder schreiben. Über einen Künstler wie er selbst. Einen erfolglosen Künstler, der sich ganz der dunklen Seite hingeeben hatte und in die Politik gegangen war. Am Ende dieses Textes heisst es voller Hoffnung: «Deutlicher und glücklicher als bisher wird Künstlertum sich in Zukunft als einen helleren Zauber erkennen und manifestieren: als ein beflügelt-hermetisch-mondverwandtes Mittlertum zwischen Geist und Leben.»

Der Text aus dem Jahr 1938, in dem Thomas Mann diese Sätze schreibt, trägt die Überschrift «Bruder Hitler». Es ist das Bekenntnis einer peinlichen Verwandtschaft. Der Schriftsteller erkennt sich selbst in dem Mann wieder, der seit fünf Jahren als Diktator über Deutschland herrscht. So vieles erkennt er in ihm wieder, was er an sich selber kennt: «Die Unersättlichkeit des Kompensations- und Selbstverherrlichungstriebes ist da, die Ruhelosigkeit, das Nie-sich-Genüge-Tun, das Vergessen der Erfolge, ihr rasches Sich-Abnutzen für das Selbstbewusstsein, die Leere und Langeweile, das Nichtigkeitsgefühl, sobald nichts anzustellen und die Welt nicht in Atem zu halten ist, der schlaflose Zwang zum Immer-wieder-sich-neu-beweisen-Müssen ...»

Dieser Bruder feiert am Ostersonntag 1919 seinen dreissigsten

Geburtstag. Er feiert ihn mit roter Armbinde. Alle Soldaten in München tragen in diesen Tagen diese Binde. Einige Zeit zuvor hat sein Leben eine Wendung genommen. Zwischen Mitte Februar und Anfang April – wir wissen es nicht genau – wurde er zum ersten Mal in seinem Leben für ein Amt gewählt. Noch kein sehr wichtiges Amt. Aber in seiner Kompanie doch immerhin das wichtigste, für das man gewählt werden konnte. Adolf Hitler wurde Vertrauensmann der 2. Demobilisierungs-Kompanie. Eine Position, mit der er die Räteregierung unterstützen und erhalten sollte. Er hatte die Aufgabe, für reibungslose Abläufe in seinem Regiment zu sorgen, und er fungierte als Mittelsmann zwischen seinem Regiment und den Revolutionären.

Wir wissen auch nicht genau, welcher politischen Bewegung er nahestand. Viele haben später berichtet, er sei ein Anhänger der Mehrheitssozialdemokraten gewesen. Erhard Auer etwa, der Gegenspieler Kurt Eisners, hat das 1923 so beschrieben. Und Hitler selbst hat noch in den Vierzigerjahren voller Respekt über Auer gesprochen. Auf jeden Fall hat er damals nicht offen gegen die Räteregierung opponiert, denn sonst hätten ihn seine Kameraden, die bei den Wahlen zum Landtag zu neunzig Prozent links gewählt hatten, in diesen politisch aufgeheizten Zeiten kaum zu ihrem Vertrauensmann gewählt.

Der Historiker Thomas Weber schreibt über den Adolf Hitler dieser Tage: «Die eigentliche Bedeutung der Tatsache, dass Adolf Hitler im Winter und Frühjahr 1919 ein Rädchen im Getriebe des Sozialismus war, liegt jedoch nicht im Politischen, sondern darin, dass sich seine Persönlichkeit aufgrund von Zweckdenken und Opportunismus plötzlich radikal veränderte. Fast über Nacht verwandelte sich Hitler vom ungeschickten, doch

wohlgelittenen Einzelgänger, in dem niemand Führungsqualitäten vermutet hatte, zum künftigen Anführer.»

Ein Anführer, der sich aber aus den Kämpfen der Tage wohlweislich heraushielt. Auch am Palmsonntag, als die erste Räteregierung schon gestürzt worden war und die Truppen der Exilregierung am Bahnhof verzweifelt um den endgültigen Sieg kämpften und stundenlang ausharrten, in der Hoffnung, von den Münchner Soldaten entscheidende Unterstützung zu erhalten, hatte Hitlers Kompanie keinen Finger gerührt, für keine Seite. Und als Levinés kommunistische Räteregierung an die Macht kam, verlangten die neuen Machthaber neue Wahlen in den Kompanien Münchens, um sich der «rückhaltlosen» Unterstützung der Vertreter der Kompanien zu versichern. Diesmal hiess das Amt, um das man sich bewerben konnte, «Bataillonsrat», der Gewählte wurde zum Vertreter seiner Kompanie im Soldatenrat des Bataillons. Rückhaltlose Unterstützung? Adolf Hitler stellte sich erneut zur Wahl. Diesmal wurde er nur als zweiter Mann seiner Kompanie gewählt. Aber immerhin 19 Stimmen entfielen auf ihn, 39 auf den Sieger. Hitler war ordnungsgemäss zum Ersatzbataillonsrat seiner Einheit gewählt worden.

Gleichzeitig wird es in diesen Tagen noch einsamer um ihn. Sein Lebensfreund, sein leiser Zwilling Ernst Schmidt, hat in diesen Tagen das Bataillon verlassen. Er hat genug von der Ersatzfamilie. Hitlers wichtigster Mensch lässt ihn zurück. Dafür hat er jetzt das Amt. Eine erste Verantwortung. Das erste Mal ein kleiner Führer.

Und eine völlig ungewisse Zukunft.

Der Mann, der in einer späteren Zeit – unendlich weit scheint sie entfernt – einmal sein Stellvertreter sein wird, ist in diesen Tagen auch in München. Rudolf Hess wohnt nur ein paar Hundert Meter von Hitlers Kaserne entfernt. Er ist 24 Jahre alt und vor al-

lem damit beschäftigt, in Briefen seine besorgten Eltern über die Lage in der Rätestadt zu beruhigen. Schon nach der Ausrufung der ersten Räteregierung hatte er ihnen geschrieben: «Da wieder mal eine Räterepublik ausgerufen ist, feiert der grösste Teil von München und geht bei dem schönen Wetter spazieren. Sonst ist nichts los.» Und noch am 23. April teilt er ihnen mit: «An Unruhen habe ich gar nichts erlebt. Gestern war ein geordneter Umzug mit roten Fahnen. Im Übrigen ist das Leben wie sonst. Vorletzten Donnerstag soll am Bahnhof ein kurzer Kampf stattgefunden haben. Ich habe aber nichts davon gehört, da ich im ‚Faust‘ sass.»

Was für eine trügerische Ruhe. Der Ring um die Stadt zieht sich langsam zu. Die Lebensmittel werden immer knapper. Klar, wer klug und reich ist, speist auch in diesen Tagen fürstlich wie eh und je. Ostersonntag bei den Manns: «Stark geräuchertes Schweinefleisch und Sachertorte.» Es ist nicht so, dass die Blockade alle Lebensmittel von der Stadt fernhält. Man muss nur Verbindungen haben. Und Geld. Oder eine Waffe.

Toller, gerade mal wieder zurück nach Dachau geeilt, schreibt am Ostersonntag zum Beispiel diese Anweisung: «Der Conditor Brüller war genötigt, Soldaten der Roten Armee Kuchen u. dergl. ohne entsprechende Marken abzugeben, und hat auf diese Weise 1 Ztr Mehl und 30 Pfund Zucker aufgebraucht. Der Kommunalverband wird deshalb angewiesen, der Conditorei 1 Ztr Mehl und 30 Pfund Zucker anzuweisen, ohne ihm dafür Marken in Anrechnung zu bringen. Toller».

Beim Holländer in der Trinkervilla herrscht natürlich auch kein Mangel. Grosses Ostergelage. Pagu dichtet ein Lied, der

Holländer setzt sich ans Klavier, erfindet eine Melodie dazu, er singt, Pagu singt, schliesslich schmetterten alle, auch Marietta von Monaco, Ado von Achenbach, Oskar Maria Graf, begeistert:

*«Brüder, wir kämpfen den Kampf um die Freiheit!
Brüder, es geht jetzt zum letzten Gefecht!
Ist es gewonnen, ist alles gewonnen!
Brüder, seid einig, und unser der Sieg!»*

Graf kräht: «Diese Revolution hat kein Lied! Das ist das Schlimme!» Alle lachen.

Achenbach ruft: «Wir siegen!»

Graf entgegnet: «Wir verlieren. Aber sie können die Revolution nicht mehr umbringen.»

Währenddessen hat sich ein magerer, lungenkranker Dichter mit grosser Brille, der über Marietta von Monaco einen herrlichen Mikro-»Liebesroman aus Schwabing« geschrieben hatte, aus der Schweiz auf den Weg nach Bayern gemacht, nachdem er von der Verhaftung Erich Mühsams gehört hatte. Der Dichter Kiabund will seinem Freund helfen, ihn befreien, dabei sein. Er hatte mitten im Krieg einen flammenden Friedensbrief an den deutschen Kaiser geschrieben, der in Schweizer Zeitungen veröffentlicht worden war. Seitdem war Kiabund, der in den ersten Kriegsmonaten ein glühender Kampfpatriot gewesen war, ein Held der europäischen Friedensfreunde. Aber krank und der Bergluft bedürftig. Der Tod seiner über alles geliebten und in Gedichten immer wieder verherrlichten Frau Irene, kurz darauf auch der Tod seiner kleinen Tochter, hatten ihn vollends aus der Bahn geworfen.

Kaum in Bayern angekommen, wird der nervöse, ständig dich-

tende zarte Mann sofort in Schutzhaft genommen. Niemand weiss so recht, warum. Er selbst auch nicht. Er hat doch noch gar nicht angefangen, zu kämpfen, zu dichten, seinen Freund Erich Mühsam zu befreien.

Das kalte, dunkle, feuchte Gefängnis ist grauenvoll für den lungenkranken Dichter. Die lauten, rücksichtslosen Wärter, der ganze Lärm, die Kälte. Er beginnt sofort Tagebuch zu schreiben. In der Nacht von Ostersonntag auf Ostermontag hat er wieder von Irene geträumt. «Sie sass in ihrem seidenen Hochzeitskleid in einem Winkel einer Teestube und stickte an einem Kinderhemd. Es ist sechs Uhr. Der Aufseher: «Wachen Sie auf Wir können auf Sie nicht warten! Nehmen Sie Ihren Jaucheneimer und leeren Sie ihn draussen aus!» Ich möchte wohl manchmal heftig werden, aber ich sehe ein, dass es vollkommen zwecklos ist. Eine Respektsperson bin ich ja gerade nicht. Ich sehe weder wild noch romantisch aus. Wer würde Furcht vor mir haben? Nicht das scheueste Kind. Ich habe ein Knabengesicht, und man hält mich für einen unbesonnenen Gymnasiasten, der aus Spass den Spartakistenrummel mitgemacht hat.»

Dabei hat er ja noch nicht mal irgendetwas mitgemacht. Nicht mal aus Spass. Er ist ein Gefangener der Zeit. Draussen der Wirbel. Und er, Kiabund, in diesem kalten Kokon. «Die Tage verstreichen. Der Raum zerfällt. Die Zeit vergeht. Und nichts geschieht für mich. Alles: an sich und für sich. Ich bin ganz ausserhalb der Erde. In der Hölle rotiere ich um mich selbst.»

Auch in München scheint nichts zu geschehen. Gespannte Erwartung. Sonne. Frühlingsferien. Ferien von der Geschichte. Victor Klemperer schildert die Münchner am Ostermontag so: «Und ge-

ruhig, beglückt über die erneuerte Welt, schon völlig eingelebt in ihre seltsame Neuartigkeit, geht der Bürger spazieren.»

Dann, am Dienstag, ist Paradedag. Die kleine Rote Armee von München soll ihre Grösse demonstrieren. 15'000 Teilnehmer werden gezählt. Es geht ruhig und gesittet zu. Die Bürger schauen zu. Einige winken. Aber die Ruhe täuscht. In vielen Menschen wächst in diesen Tagen auch der Hass. Hass auf diese ganze Unordnung und Unsicherheit. Hass auf die dreisten neuen Herrscher, von denen viele aus Russland stammen, Hass auf die Juden, diese ganzen «landfremden Elemente» an der Macht. Eine Weile lang war es ja ganz kurios. Aber wie lange noch soll das weitergehen? Regelmässig lässt die Regierung Hoffmann über der Stadt Flugblätter regnen. Die Bevölkerung solle ausharren. Rettung sei unterwegs. Die Befreier stünden schon vor den Toren der Stadt.

Ein Beobachter namens Josef Karl ist am Tag der Parade in das Wittelsbacher Palais eingedrungen. Um zu schauen. Und um seine Abscheu bestätigt zu finden. «Die Zustände dortselbst spotten jeder Beschreibung», schreibt er. «Ein richtig russisch-galizischer Saustall, die Teppiche, der Boden verschmutzt, augenscheinlich seit Wochen nicht mehr geputzt und gereinigt, auch die Zimmer und Gänge haben nichts mehr an sich von der früheren Sauberkeit und Ordnung. In jedem Zimmer, die zu Kanzleien der verschiedenen Räte eingerichtet sind, hausen ein halbes Dutzend russischer Juden mit ihren Schreibfräuleins, letztere mit der charakteristischen russischen Frisur, abgeschnittenen Haaren, üppigem Körperbau mit tief ausgeschnittener Brust und möglichst kurzem, sogenanntem fussfreien Rock, durchsichtigen Seidenstrümpfen und zehn bis fünfzehn Zentimeter hohen Absätzen an den Schuhen.» Er fasst zusammen: «Ja, die sind es, die das arme Bayernland verschachern und schamlos aussaugen.» Er selbst, Jo-

sef Karl, der Bayer, fühlt sich als Fremder im eigenen Palast. «Furchtsam und misstrauisch wird jeder ‚Fremde‘, der nicht in dieses Haus gehört, betrachtet und mit scheelen Augen gemessen. Heimisch sind in diesem Hause nur mehr jüdische Ausländer mit echtem Verbrechertypus. Und bereits zeigen sich die Folgen dieser Judenwirtschaft.»

Eine allgemeine Gereiztheit macht sich breit. Längst auch unter den Regierenden. Selbst Toller spricht jetzt in seinen Reden von «Landfremden», die die Herrschaft an sich gerissen hätten. In seinen Erinnerungen schreibt er: «Entscheidenden politischen Einfluss gewinnen einige Russen, einzig darum, weil ihr Pass sie als Sowjetbürger ausweist. Das grosse Werk der russischen Revolution verleiht jedem dieser Männer magischen Glanz, erfahrene deutsche Kommunisten starren wie geblendet auf sie. Weil Lenin Russe ist, trauen sie ihnen dessen Fähigkeiten zu. Das Wort ‚In Russland haben wir es anders gemacht‘ wirft jeden Beschluss um.»

Toller sieht seine Ideen, seinen Idealismus, seine Träume langsam verschwinden. Es ist ja längst ein Bürgerkrieg. Nichts Gutes, Neues, Versöhnendes wird daraus entstehen.

Kann man nicht wenigstens die Idee retten vor dieser Wirklichkeit? Toller will mit den Bambergern verhandeln. Leviné verbietet es. Auch er weiss, dass die Niederlage unvermeidlich ist. Aber er will längst die grosse, blutige Niederlage. Er erhofft sich davon neue revolutionäre Energie für die Zukunft. So mutmasst zumindest Toller über Levinés Motive.

Ernst Niekisch eilt tatsächlich zu Verhandlungen nach Bamberg. Aber es hat längst keinen Sinn mehr. Die Freikorps sind unterwegs. Die sogenannte Weisse Garde, die Weisse Armee, be-

nannt nach den Truppen, die im russischen Bürgerkrieg gegen die Bolschewiki, die Roten, kämpften. Sie stehen kurz vor München, kurz vor dem Sieg. Keiner kann sie mehr aufhalten. Sie wollen die Kapitulation. Auch Berlin will die Kapitulation. Es soll ein für alle Mal Schluss sein mit dem roten Karneval.

Toller will nur noch ein Blutvergiessen verhindern. Fast täglich tritt er von einem Posten zurück, wird wieder gewählt, geht hinaus ins Feld, kommt zurück zu Betriebsräteversammlungen. Die Arbeiter lieben ihn immer noch und glauben ihm. Er will ihren Glauben nicht. Er kann nur lügen. Soll er ihnen sagen, dass alles verloren ist? Alles vergebens war? Er kann es nicht. Aber er will auch nicht mehr die Verantwortung haben für alles, was jetzt geschehen wird. Er will leben, leben, leben. Er weiss, dass er sterben wird, wenn die Niederlage erst mal da ist. Wenn das grosse Töten beginnt.

Unsicherheit und Angst regiert die Stadt. Selbst Josef Hofmiller, der all die Wochen das Geschehen nur mit Verachtung und Häme kommentiert hatte, erkennt am 26. April eine neue Stimmung: «Auf den Strassen macht sich etwas Neues bemerkbar: ein allgemeines Misstrauen aller gegen alle.» Denn die Stadt ist voller Gerüchte über die Gräueltaten der Weissen Truppen vor der Stadt.

Aber auch draussen auf dem Land, in Bamberg, und unter den belagernden Soldaten herrschen Gerüchte. Auch dort draussen weiss man alles über das angebliche hundertfache Morden in der Stadt. Die falschen Behauptungen, die Furcht, sie verselbstständigen sich in diesen wirbelnden Tagen. Alles wird geglaubt. Weil niemand etwas weiss. Es gibt keine verlässlichen Quellen für nichts. Es herrscht Angst, Ressentiment, Vorurteil und Hass.

Wer ist für mich? Wer ist gegen mich? Selbst das ist lange schon nicht mehr klar. Hunderte Spitzel sind in der Stadt. Falsche Kommunisten. Genossen, die dir jederzeit die Pistole in den Rücken halten können. Dass alle bewaffnet sind, macht die Situation nicht besser.

Die zentrale Zelle des Widerstandes gegen die kommunistische Räterepublik residiert im noblen Hotel «Vier Jahreszeiten». Der Gründer der «Thule-Gesellschaft», Rudolf von Sebottendorf, hat schon seit Monaten mehrere Zimmer gemietet. Seine Gesellschaft, die im August 1918 aus dem Germanenorden hervorgegangen war, residiert hier, aber auch fast alle anderen nationalistischen Gruppen dieser Tage, wie etwa der «Alldeutsche Verband» und auch die «Deutsche Arbeiterpartei (DAP)», die vom Thule-Aktivisten und Sportjournalisten Karl Harrer im Januar 1919 gegründet worden war, kommen im «Vier Jahreszeiten» zusammen. Die Redaktionsräume des zentralen Thule-Organs «Münchener Beobachter» sind ebenfalls hier untergebracht. Das Freikorps Oberland gründet sich in diesen Räumen. Die DAP wird sich später in NSDAP umbenennen, der «Münchener Beobachter» wird sich schon bald «Völkischer Beobachter» nennen.

Die Thule-Gesellschaft ist nicht an der Wiedererrichtung der Monarchie interessiert. Ihr Ziel sind die Errichtung einer völkischen Diktatur und die Vertreibung aller Juden aus Deutschland. Ihre Mottos lauten: «Halte dein Blut rein» und «Bedenke, dass du ein Deutscher bist». Die Grussformel der Thule-Mitglieder untereinander ist «Heil und Sieg», ihr Emblem das Hakenkreuz mit Strahlenkranz hinter einem blanken Schwert. Ihre Mitglieder sind überwiegend Akademiker, Aristokraten und Geschäftsleute.

Der Gründer dieses politischen Geheimbundes, Rudolf von Sebottendorf, wurde als Rudolf Glauer am 9. November 1875 als Sohn eines Lokomotivführers in Hoyerswerda geboren. Er fuhr als Heizer zur See, seit 1901 lebte er in der Türkei. In Bursa hatte er die Bekanntschaft eines griechischen Juden gemacht, der ihn in eine Freimaurerloge einführte. Glauer beschäftigte sich intensiv mit der islamischen Mystik, dem Sufismus. In einem Buch beschrieb er bewundernd die alte türkische Freimaurerei und rosenkreuzerische Traditionen. Glauer gilt als einer der ersten Neo-Sufis im Westen.

Er selbst behauptete, dass er im Jahr 1910 eine mystische Loge in Istanbul gegründet habe und von einem ausgewanderten Baron Heinrich von Sebottendorf adoptiert worden sei. Seitdem nannte er sich Rudolf von Sebottendorf. Es fand sich aber nie eine Adoptionsurkunde, sodass das Bezirksamt Freiburg 1919 erklärte, Glauer trage den Namen und das Adelsprädikat zu Unrecht.

Er hatte in der Türkei die Staatsbürgerschaft des osmanischen Reichs erworben und als Soldat der osmanischen Armee am Zweiten Balkankrieg von 1913 teilgenommen. Danach kehrte er nach Deutschland zurück und wurde als türkischer Staatsbürger während des Ersten Weltkrieges nicht zum Militär einberufen. 1915 heiratete er in Wien Bertha Anna Iffland, die Tochter eines reichen Berliner Kaufmanns, und lebte seitdem vom Vermögen seiner Frau. Von dem er erhebliche Summen in die Propagandatätigkeit des Germanenordens und dann, nach der Neugründung, in die Thule-Gesellschaft steckte.

Schon während des Krieges war der Germanenorden durch rabiate antisemitische Propaganda aufgefallen. Die Mitglieder glaubten an die jüdische Weltverschwörung, der mit konspirati-

ven Mitteln das Handwerk zu legen sei. Dieser Glaube war für sie konstitutiv. Selbstverständlich hatte man den jungen Graf Arco nicht in den Orden aufgenommen, weil er eine jüdische Mutter hatte. Da hätte man den Laden ja gleich dichtmachen können. Der tief beschämte junge Graf hatte sich daraufhin für seine Tat ein besonders verachtetes jüdisches Opfer gesucht, um sich von der öffentlichen Schande reinzuwaschen. Er wollte ein deutscher Thule-Held werden, trotz alledem.

Jetzt, in diesen Apriltagen, waren die antisemitischen Verschwörer auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Der engere Kreis bestand aus 250 Personen, die Zahl der Sympathisanten war wohl um einiges höher. In den Räumen des «Vier Jahreszeiten» war ein ständiges Kommen und Gehen. Sie benutzten alle einen Nebeneingang in der Marstallstrasse. Der offizielle Thule-Vorsitzende Friedrich Knauf war Bahninspektor und besorgte für die Mitglieder die notwendigen Bahnausweise, sodass die Spitzel und Boten als Bahnbeamte aus München heraus- und nach Bamberg hineinfahren konnten und wieder zurück, wie es ihnen beliebte. Ausserdem hatten sie alle offiziellen Stempel der Räteregierung erbeutet oder nachgemacht.

Es war so leicht in diesen Tagen, diese wankende Republik zu verraten. Man brauchte nicht mal Stempel zu fälschen. Ein Thule-Mitglied berichtete, wie er sich einfach in die Kommunistische Partei aufnehmen liess und wie er der Frau des Kommandanten des militärischen Stützpunkts im Luitpoldgymnasium Fritz Seidel vorgestellt wurde.

Er schloss augenblicklich Freundschaft mit Frau Seidel, sagte, seine Aufnahme in die Partei habe gar keinen Wert, wenn er sich nicht geistig betätigen dürfe. Und so residierte er zwei Tage spä-

ter in der Wohnung des Kommandanten in der Müllerstrasse, wo er einige schriftliche Arbeiten erledigte. Nachmittags wurde er «im eleganten Militärauto», wie er es nennt, ins Leohaus in der Pestalozzistrasse gebracht, wo sich die Zentrale der Kommunistischen Partei befand. Aus dem «Vier Jahreszeiten» ins Leohaus in nur zwei Tagen. Er wurde mit der Führung der Geschäfte beauftragt und vor allem mit der Aufnahme neuer Mitglieder in die Kommunistische Partei. Gleich zwei Triumphe in einem: Er konnte erstens in die Partei aufnehmen, wen er wollte. Vor allem auch Thule-Mitglieder, denen er vertraute. Und er konnte die Listen der echten Mitglieder beiseiteschaffen. Für die Zeit danach. Die Zeit der Rache.

Doch es gab offenbar auch Listen von Thule-Mitgliedern. Sie tauchten bei der Militärpolizei auf. Und offenbar waren diese Listen vorher im Besitz von Rudolf von Sebottendorf gewesen. Ist er ein Verräter? Oder einfach nur unvorsichtig?

Am 26. April dringt die Militärpolizei in die Räume im «Vier Jahreszeiten» ein, verhaftet mehrere Thule-Mitglieder und bringt sie in das als Kaserne genutzte Luitpoldgymnasium in der Müllerstrasse. In den nächsten Tagen kommen noch weitere Gefangene hinzu, einige Weissgardisten sind auch dabei.

Dann kommt der 30. April. Es ist aus. Die Räterepublik ist am Ende. Eine Genossin bringt Ernst Toller einen Pass, er solle fliehen. Er zerreisst ihn. Es ist zwar aus, aber es ist noch nicht vorbei. Bis zuletzt hofft er, ein Blutbad verhindern zu können. Er macht sich noch einmal auf ins Kriegsministerium. Er denkt: «Wir sind gescheitert, alle. Alle begingen Fehler, alle trifft Schuld, alle waren unzulänglich. Die Kommunisten ebenso wie die Unabhängigen.

Unser Einsatz war vergebens, das Opfer nutzlos, die Arbeiter vertrauten uns, wie können wir uns jetzt vor ihnen verantworten?»

Er will noch einmal nach Dachau. Rudolf Egelhofer, Führer der Roten Armee, sitzt mit eingefallenem Gesicht im Zimmer des Kriegsministers. Ständig gehen Soldaten ein und aus. Immer neue Hiobsbotschaften.

«Augsburg von den Weissen genommen.»

«Die roten Truppenverbände lösen sich auf.»

«Überall bilden sich Bürgerwehren.»

«In den Dörfern werden Rotgardisten von Bauern entwaffnet, verprügelt, erschossen.»

Egelhofer nimmt die Nachrichten schweigend entgegen. Stellt Toller einen Passierschein nach Dachau aus. Als Toller schon draussen auf der Strasse ist, sieht er Egelhofer am Fenster stehen, winken und «Toller! Toller!» rufen. Er kehrt noch einmal zurück. Der Führer der Roten Armee erklärt, er habe gerade einen Anruf bekommen. Es sei kein Durchkommen mehr bis Dachau. Sämtliche Aussenposten der Roten Armee seien zusammengebrochen. Es habe keinen Sinn mehr.

Dann stürmt ein Soldat ins Zimmer. «Die Weissen haben den Münchner Hauptbahnhof erobert!», schreit er. Binnen Sekunden ist das Kriegsministerium leer. Nur Toller, Egelhofer und dessen zwanzigjähriger Adjutant sind noch da. Egelhofer setzt seine Mütze auf, steckt den Revolver in die Tasche, packt zwei Handgranaten ein. Was er tun wolle, fragt Toller. «Hierbleiben», sagt Egelhofer. Der junge Adjutant flüstert: «Ich bleibe auch hier, Rudolf.»

Da klingelt das Telefon. Die Meldung war falsch. Die Weissen sind noch nicht in der Stadt. Es ist noch nicht zu Ende.

Noch in der Nacht auf den 30. April waren neue Gefangene ins Luitpoldgymnasium gebracht worden. Es sind jetzt 21 Mann und eine Frau oben im zweiten Stock, Zimmer 49. Die inhaftierten Weissgardisten müssen unter Schlägen und Tritten der Soldaten das Zimmer kehren und Schüsseln reinigen. Dann, um zehn Uhr morgens, werden alle Gefangenen aus Zimmer 49 in den Hof geführt. Dort erfahren sie, dass zwei der drei Weissgardisten jetzt erschossen werden. Sie werden mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt, dort lässt man sie ein paar Minuten stehen, in Todesangst. Dann befiehlt man ihnen, sich umzudrehen. Die kommandierenden Soldaten machen Witze. Dann befehlen sie den beiden, sich wieder Richtung Wand zu drehen, und erschliessen sie.

Die anderen Gefangenen werden anschliessend in die Turnhalle geführt, um dort für die Rote Armee Kartoffeln zu schälen. Um halb eins kommen sie wieder in ihr altes Zimmer zurück, dort bekommen sie die Mittagsverpflegung, «die gut und reichlich war», wie sich der Gefangene Wolfgang Kerschensteiner, Sohn des Münchner Stadtschulrates, später erinnert.

Um zwei Uhr kommt ein Wachposten ins Zimmer, der die Namen der Anwesenden aufnimmt und mit höhnischer Miene erklärt, es würden heute noch alle Gefangenen vernommen. Ein anderer Posten holt die ersten vier zur Vernehmung ab. Wenige Minuten später hören die Gefangenen oben in ihrem Zimmer Lärm unten im Hof, dann eine kurze Ansprache, dann zwei Salven. Das Verhör kann doch noch nicht vorbei sein, denkt Kerschensteiner und stürzt, trotz Verbotes der Wachen, ans Fenster zum Hof. Da liegen die eben erst Abgeführten als Leichen an der Wand.

Kurz darauf werden die nächsten Gefangenen abgeholt: Prinz Gustav von Thurn und Taxis, Hella Gräfin von Westarp, die als Sekretärin der Thule-Gesellschaft gearbeitet hatte, und ein Professor Ernst Berger, der gerade erst eingeliefert worden war und der, so sagt er selbst, auf der Strasse ein hetzerisches Plakat von der Wand gerissen hatte. Er geht mit den anderen mit. Wenige Minuten später ist er tot. Später wird es heissen, das sei ein Missverständnis gewesen. Man habe den Professor gar nicht abholen wollen.

Prinz von Thurn und Taxis dagegen erwirkt, dass man ihn noch einmal nach oben bringt. Er sagt, er sei als Prinz Albrecht verhaftet worden, er sei aber ein anderer. Man müsse das bitte noch einmal abgleichen. Man führt ihn nach oben, gleicht den Namen mit der Liste ab. Doch es hat alles seine Richtigkeit. Prinz Gustav von Thurn und Taxis ist ordnungsgemäss vermerkt. Er wird erneut auf den Hof geführt und erschossen.

Noch einmal werden drei Gefangene mitgenommen und kurz darauf an die Wand gestellt und erschossen. Dann kommt keiner mehr, denn die Soldaten und der Kommandant Fritz Seidel haben das Gymnasium in Panik verlassen. Sie furchten nun um ihr eigenes Leben. Die Gefangenen lassen sie in ihrer Angst zurück. Der Soldat, der die für die Erschiessung vorgesehenen Gefangenen ausgewählt hatte, nimmt sich noch am selben Abend das Leben.

Währenddessen versammeln sich im Hofbräuhaus zum letzten Mal die Betriebsräte der Stadt, Ernst Toller ist dabei. Ihre Macht ist dahin, die Rote Armee in Auflösung. Sie wollen, so beschreibt es Toller später, die Arbeiter Münchens auffordern, die Waffen niederzulegen und schweigend den Einmarsch der Weissen hinzunehmen, die Revolution ist besiegt.

Da stürzt ein Mann herein, rennt aufs Podium, ruft, dass im Luitpoldgymnasium zehn Menschen erschossen worden seien, zehn «Bürger der Stadt München». Die Betriebsräte und die Arbeiter im Saal erheben sich schweigend von ihren Plätzen. Sie sind entsetzt. Über die Toten. Aber auch, weil sie ahnen, was dies in den nächsten Tagen für sie selbst und ihre Genossen bedeuten wird.

Toller rennt ins Luitpoldgymnasium. Es ist fast leer, ein paar junge Burschen sind noch da und zwei frühere russische Gefangene. Toller rät ihnen, den Ort so schnell wie möglich zu verlassen. Hinter einer Tür hört er Schreie. Es sind noch Gefangene da? Hat einer einen Schlüssel? Keiner antwortet.

Sie brechen die Tür auf, hören Weinen und Schreien, das plötzlich verstummt. «Drinne in den Winkeln hocken und knien sechs Menschen in Todesangst. Da wir ihnen sagen, dass wir nicht gekommen sind, sie zu erschiessen, sondern sie zu befreien, wollen sie es nicht glauben.»

Toller lässt sich von einem Soldaten zu dem Schuppen im Hof führen, in dem die Leichen Hegen. Er zündet ein Streichholz an und sieht im flackernden Licht die zehn Leichen liegen. Toller hat nur einen Gedanken: Die Leichen müssen hier weg. Ihr Anblick wird Racheorgien der Weissen entfesseln. Sie müssen weg, wenigstens bis der Sturm, der nun anhebt, sich gelegt haben wird. Er hofft auf Professor Sauerbruch, den berühmten Professor, der schon den Eisner-Mörder Graf Arco ins Leben zurückgeholt hatte und bei dem Tollers Freundin, die Schauspielerin Tilla Durieux, in Behandlung ist. Er muss helfen in dieser Situation. Toller rast zur chirurgischen Klinik, spricht mit Sauerbruch, fleht ihn an, die Leichen sofort abholen zu lassen. Aber Sauerbruch lässt gar nichts und niemanden abholen.

Die Nachricht vom «Geiselmord», vom bestialischen Mord an unschuldigen Bürgern, macht die Runde. Ein Professor! Eine Gräfin! Die angeblich bestialische Verstümmelung ihrer Leichen ist schon am nächsten Morgen in aller Munde in dieser Stadt. Der Stadt, die für ein paar Wochen die Stadt der Träumer war.

Der 1. Mai. In breiten Reihen ziehen die Freikorps in Schwabing ein. Die Bürger öffnen die Fenster, sie winken, sie jubeln, sie schwenken weisse Tücher, weisse Taschentücher, alles, was weiss ist und geschwenkt werden kann. Die Truppen werden begrüsst wie siegreiche Kriegsheimkehrer. Es ist, als wäre der Weltkrieg doch noch gewonnen worden. Dass es Preussen sind, Württemberger, wilde Freikorps, die da als Weisse Armee einziehen in die Stadt, ist egal. Hauptsache, der Spuk ist vorbei. Es hat den Anschein, hat der Reporter Victor Klemperer schon einen Tag zuvor geschrieben, «als sollten wir endlich aus dieser Hölle der Lächerlichkeit und Sinnlosigkeit befreit werden».

Es ist, als habe man die Stadt über Nacht in ein Fotolabor gesteckt und aus einem Negativ ein Positiv gemacht. Alle roten Armbinden, alle roten Fahnen sind verschwunden. Niemand will mehr ein roter Kämpfer gewesen sein, niemand ein Räterepublikaner, der an die Verwirklichung verrückter Träume geglaubt hatte. Alles verschwunden, in Jubel aufgelöst. Der Reporter Klemperer misstraut sich selbst, seinen Augen, seinem Schreiben. Es ist ja ein billiges Klischee, das er erlebt. Aber er erlebt es eben. Und er schreibt es auf: «Es ist heute ein allgemein übliches und allerverlogenstes Zeitungsclich , dass einziehende Eroberer , von der erlösten Bevölkerung jubelnd als Befreier begrüsst werden. Aber von diesem Truppeneinmarsch in München am 1. Mai

1919 kann ich wirklich nichts anderes sagen als eben dies. Bayerische schwere Reiter kamen und württembergische Dragoner mit schwarz-roten Fähnchen und das Eppsche Freikorps mit dem goldenen Löwenkopf in der schwarzen Raute am Oberarm und Preussen mit dem weissen Totenkopf der Potsdamer Husaren an der Mütze. Und alle wurden mit Zurufen und Schwenken der Taschentücher begrüsst, und Zigaretten und Zigarren wurden ihnen gereicht. Zu einem wirklichen Volksfest kam es vor der Universität, in der preussische Truppen für den Augenblick einquartiert wurden. Zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben – die Herrlichkeit dauerte keine zwei Tage – sah ich eine freudige bayrisch-preussische Verbrüderung.»

Wenige Stunden zuvor, es war elf Uhr am Vormittag, hatte Klemperer eine kleine Begebenheit direkt vor dem Fenster seiner Wohnung in der Ludwigstrasse beobachtet. Er hörte ein paar Schüsse, ein umfallendes Fahrrad. «Da standen neben dem Rad ein Rotgardist und ein alter Herr, der ihn am Arm gepackt hielt, und ein junger Mann, der ihm den patronengespickten Schal vom Hals zerzte, das Gewehr lag neben dem Rad auf dem Rand des Bürgersteigs. Der Gardist riss sich los, rannte davon und streifte im Rennen die rote Binde ab. Das war der Anfang der bürgerlichen Gegenrevolution.» Und es war der letzte Mann mit roter Armbinde, den Klemperer sah.

Die Weissen Truppen marschieren weiter ein, besetzen die symbolischen Orte der Stadt, gegen 12 Uhr gehen auf der Residenz zwei weisse und eine blau-weiße Fahne hoch. Danach folgten die Fahnen am Rathaus, an der Universität, am Kriegsministerium und schliesslich am Wittelsbacher Palais. Am Marienplatz werden Ansprachen von der Mariensäule herunter gehalten.

Man versteht kaum etwas und will auch nichts verstehen. Man will «Bravo!» rufen. Hüte in die Luft werfen. Es ist Mai!

Dann wird die Menge aufgefordert, zur Feldherrnhalle zu kommen. Zur Bewaffnung der Volkswehr. Es gibt Waffen für alle. Solang der Vorrat reicht.

Viele Spartakisten fliehen in den Mathäserkeller, wo in der Nacht des 7. November die Geschichte begann. Die Stadt ist bewaffnet. Wo kommen all die Gewehre her? Wie geht es weiter? Ist alles entschieden?

Es ist, als habe sich im letzten halben Jahr eine ungeheure Energie in der Stadt aufgestaut. Eine Energie, die sich jetzt entlädt. Zunächst im Jubel, im Willkommenheissen der weissen Kämpfer, in der Erleichterung über ein Ende der Unsicherheit. Doch diese Erleichterung währt nur sehr kurz. Denn da ist noch ein anderes Gefühl, das sich angesammelt hat in all den Monaten: Hass.

Die Menschen wollen Rache nehmen. Rache für die Angst, die sie in den letzten Monaten hatten. Angst um ihr Geld, Angst um ihr Leben. Rache auch für diese immer noch unfassbare allumfassende Niederlage, die Deutschland im Herbst 1918 eingestehen musste. All die Opfer, all die Toten in diesem heldenhaften Krieg, in dem doch Recht gegen Unrecht gekämpft hatte. Deutschland gegen die Welt. Dieser Krieg, von dessen Schlachtfeldern man bis zuletzt nur Siegesmeldungen gehört und gelesen hatte und der dann so allumfassend verloren ging, dass die Siegermächte immer noch über die Bedingungen für ihr Deutschland vernichtendes Siegerdiktat nachbrüteten.

Die Menschen fühlten sich nach all den Entbehrungen und Opfern um den Sieg betrogen. Um die Paraden, die Feiern, den Triumph. Jetzt wollten sie ihre Parade haben.

Ein wenig feiern. Und dann Rache nehmen für die Niederlage im Krieg und die Demütigungen der letzten Monate. Tod all denen, die an alldem die Schuld tragen. Tod den Roten. Tod den Juden. Tod den Russen.

Oskar Maria Graf geht durch die Strassen von München. Er schaut. Er kann es nicht fassen. «Ein furchtbares Denunzieren setzte ein. Kein Mensch war mehr sicher. Wer einen Feind hatte, konnte ihn mit etlichen Worten dem Tod überliefern. Jetzt waren auf einmal wieder die verkrochenen Bürger da und liefen emsig mit umgehängtem Gewehr und weissblauer Bürgerwehr-Armbinde hinter den Truppen her. Wahrhaftig gierig suchten sie mit den Augen herum, deuteten dahin und dorthin, rannten einem Menschen nach, schlugen plärrend auf ihn ein, spuckten, stiessen wie wild geworden und schlepten den Halbtotgeprügelten zu den Soldaten. Oder es ging schneller: Der Ahnungslose blieb wie erstarrt stehen, die Meute stürmte heran, umringte ihn, ein Schuss krachte, und aus war es. Lachend und befriedigt gingen die Leute auseinander.»

Er läuft weiter nach Schwabing. Auf Umwegen, immer an die Häuserwände gepresst. Seine Freunde Schorsch und Ado sind schon verhaftet worden. Die Schwabinger Künstlerateliers waren als Erstes durchsucht worden. Schwabinger Maler – alle verdächtig. Einer wurde auf der Strasse erschossen.

Graf will weiter Richtung Dachau. Eine alte Frau humpelt auf die Strasse. An der Strassenecke legt ein Regierungssoldat an, es kracht, die Frau bleibt nach einigen Zuckungen liegen. Ein Mädchen schreit: «Um Gottes willen!» Die umherstehenden Menschen brüllen alle: «Nicht schiessen! Nicht schiessen!» Da windet

sich ein Junge aus der Menge, rennt mit flatterndem rotem Tuch auf die Leiche zu. Es knallt. Gellende Schreie des Jungen. Er überschlägt sich, dann liegt er still. «Das sind keine Menschen mehr», hört Graf einen alten Mann sagen.

Überall ziehen lange Reihen Verhafteter die Strassen entlang, blutig geschlagen, mit hochgehaltenen Armen. Sobald ein Arm niedersinkt, wird ihnen ein Gewehrkolben in den Rücken gestossen. Mit Fäusten schlagen die Soldaten auf die Zitternden ein.

Graf bricht fast zusammen. «Ich wollte aufschreien, biss aber nur die Zähne fest aufeinander und schluckte. Das Weinen stand mir hinter den Augen.» Doch er sammelt sich wieder. Er schaut einem Gefangenen in die Augen.

«Das sind alles meine Brüder, dachte ich zerknirscht, man hat sie zur Welt gebracht, grossgeprügelt, hinausgeschmissen, sie sind zu einem Meister gekommen, das Prügeln ging weiter, als Gesellen hat man sie ausgenützt und schliesslich sind sie Soldaten geworden und haben für die gekämpft, die sie prügelten.

Und jetzt?

Sie sind alle Hunde gewesen wie ich, haben ihr Leben lang kuschen und sich ducken müssen, und jetzt, weil sie beißen wollten, schlägt man sie tot.

Wir sind Gefangene! —»

Auf grossen Umwegen geht Graf zur Ludwigstrasse zurück. Hier ist schon lange kein Schiessen mehr. Hier haben die Hofgartencafés geöffnet, elegantes Volk tummelt sich, plaudert. «Lebemannern mit Monokel unterhielten sich geschäftig mit Soldaten und Offizieren, feine Damen spendeten Zigaretten, Zigarren und Schokolade, kokettierten und schäkerten mit den geschnürten Leutnants.»

Graf wartet auf nichts mehr, nur noch auf seine Verhaftung.

Er wünscht sie sich. «Ich wusste endgültig wohin und zu wem ich gehöre. – »

Die Fronten sind klar. Es gibt nur Freund und Feind. Auch Freikorps-Soldaten werden ihre Erlebnisse dieser Tage in Büchern aufschreiben. Manfred von Killinger, später Reichstagsabgeordneter der NSDAP, hat sein Buch «Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben» genannt.

Er schreibt, er sei im Luitpoldgymnasium gewesen. Er schreibt, er habe dort die Leichen gesehen. Alles, was nun geschehe, sei voll und ganz gerechtfertigt, durch das, was er dort gesehen habe. Und es wird noch viel geschehen. Alle Schleusen sind offen.

«Wer bei diesem scheusslichen Anblick noch einen Funken von Mitleid mit den Tötern verspürt, ist wert, auf die gleiche Weise unterzugehen. Krieg ist Gewalt, Bürgerkrieg ist Gewalt in höchster Potenz, Mässigung ist Dummheit, nein, sie ist ein Verbrechen am eigenen Volk und Staat», so Killinger. Und er fährt fort: «Wir wissen, was uns blüht, wenn dieses Gesindel ans Ruder kommt, man wird uns die Kehle durchschneiden und den Schädel einschlagen, wie mans in München mit den Geiseln machte. Gut! Wir versprechen, euch genau so zu behandeln, und werden euch gleichfalls den Schädel einschlagen, wenn ihr uns bei unserem Befreiungswerk in die Suppe zu spucken versucht.»

Killinger ist voller Zuversicht. Die Kämpfe, sie werden gut für ihn und seine Kameraden enden: «Mit den Köpfen dieser Leute werden wir noch einmal die Strassen pflastern.»

Doch noch haben viele der Fantasten die Köpfe auf dem Hals. Ret Marut, der unsichtbare Chefzensor und Herausgeber des «Ziegelbrenner», wollte an diesem 1. Mai auf eine Sitzung, zu der

«revolutionäre und freiheitlich denkende Schriftsteller» aus ganz Deutschland eingeladen waren. Ret Marut war nicht ganz informiert über die Geschehnisse des Tages. Er setzt sich ins Café Maria Theresia in der Augustenstrasse und hofft, hier schon auf einige Teilnehmer der Schriftstellerkonferenz zu treffen.

Doch er trifft auf Weissgardisten, die wahllos in die Menge schiessen, nach kurzer Zeit sieht er sieben Bürger in ihrem Blut liegen, zwei von ihnen sterben auf der Strasse. Einige Schritte vom Café entfernt liegt ein schwer Verwundeter, ein gut gekleideter Mann. Marut macht sich zusammen mit anderen auf, den Verwundeten von der Strasse, die noch immer unter Beschuss liegt, ins Café zu schaffen.

Da kommt ein Wagen angerast, Studenten mit weissen Binden auf der Ladefläche. Als sie Marut erblicken, halten sie an. Obwohl er sich stets im Verborgenen gehalten hat, scheinen sie zu wissen, dass er Mitglied im Zentralrat gewesen ist. Sie nehmen ihn fest, untersuchen ihn auf Waffen. Er, der Herausgeber des pazifistischen «Ziegelbrenner», wird nach Waffen durchsucht. Marut kann es nicht fassen. «Man kann natürlich auf nackten Ziegelsteinen auch nach Trüffeln suchen», wird er später schreiben.

Sie nehmen ihn mit, stellen ihn vor ein Feldgericht, das aus «einem schneidigen Leutnant» besteht, der innerhalb kürzester Zeit aufgrund von Zeugenaussagen von Denunzianten entscheidet, ob der Angeklagte sofort zu erschiessen oder freizulassen sei.

Es stehen einige Schlange vor diesem Ein-Mann-Feldgericht, das noch von zwei Soldaten bewacht wird. Aber es geht schnell voran. Jetzt nur noch zwei, Marut und ein Landsknecht, der Landsknecht wehrt sich, beschwert sich, ringt und schimpft. Da

gelingt Marut die Flucht. Er schreibt: «Zwei Soldaten, denen einen Augenblick lang wohl ein Funken Menschlichkeit aufstieg, als sie sahen, wie hier mit dem Kostbarsten, was ein Mensch besitzt, mit dem Leben, umgegangen wurde, waren an diesem Entkommen nicht unbeteiligt.»

Er ist dann verschwunden aus München, der unsichtbare Ret Marut. Keiner hat ihn mehr gesehen. Als ebenso unsichtbarer B.Traven schreibt er später in Mexiko Abenteuerromane, die Weltbestseller werden. Über sein früheres Ich wird er, alt geworden in Mexiko, sagen: «Ret Marut war ein politischer Scharlatan.» Einer, der glücklich davongekommen ist. Der sich in Luft auflöste, wenige Minuten bevor er vom Feldgericht wohl zum Tode verurteilt worden wäre.

Ein anderer geht die Königinstrasse herunter, als er verhaftet wird. Das Indiz, das gegen ihn spricht: lange Haare. Es ist Gustav Regler, der von Eisner einst so Verzauberte. Er stolpert, von Gewehrkolben gestossen, bis zur nächsten Ecke, wo schon ein ganzer Haufen Gefangener wartet. Sie ahnen, sie sollen erschossen werden. Es wird nicht mehr lange dauern. Da flüstert einer Regler ins Ohr: «Türme!» Dann, noch drängender: «Los! Ich werfe mich zwischen die Gewehre!» In dem Augenblick rauscht ein Wagen heran. Ist da ein Betrunkener am Steuer? Der Wagen torkelt auf den Bürgersteig, erfasst erst eine Wache, dann die zweite, der letzte Soldat wirft sein Gewehr in die Strassenrinne und verschwindet.

Ist jetzt alles gut? Gustav Regler steht am Rande des Englischen Gartens. «Frühling», denkt er. «Oh mein Gott, es ist Frühling!» Blühende Wiesen, Schlüsselblumen, Vergissmeinnicht, frische, leuchtend grüne Blätter an den Bäumen. Stille. Ein leichter Wind. Da tritt ein Mann in Zivil mit weisser Armbinde aus

dem Gebüsch. «Hier werden Sie erschossen», sagt er freundlich und bittet Gustav Regler weiterzugehen.

Der blickt an dem Mann vorbei hinauf zu dem kleinen Monopteros-Tempel. Dort oben werden Männer aufgestellt. Dann hört er eine Salve. Man sieht den Schützen nicht. Aber man sieht einen Mann fallen. Dann die nächste Salve und der nächste stürzende Mann. «Männer fielen vor den griechischen Säulen nieder wie die Zinnsoldaten», schreibt Regler.

Dann meldet sich wieder der freundliche Herr aus dem Gebüsch: «Da kommen neue!» Zwanzig Männer in Zivil, ein Schornsteinfeger in Berufskleidung ist auch dabei. Angeführt von zwei Württembergern mit Stahlhelm. Regler tritt auf die Wiese, einen Augenblick spürt er die Versuchung, sich dem Trupp anzuschliessen. «Ich weiss noch heute, dass es wie ein Lustgefühl war.» Da erkennt er unter den Gefangenen den Theaterreferenten und Schriftführer seines Studentenbundes Strasser. Er hatte vor ein paar Wochen das Staatstheater übernehmen wollen. «Um es von Grund auf zu revolutionieren», hatte er damals gesagt. Regler denkt: «Weil er die Hörsäle der Hochschule den Söhnen der Arbeiter hatte öffnen wollen, wurde er nun von denselben Arbeitern über den Haufen geschossen. Schlimmer noch: von den Söhnen selbst.»

Regler wagt es kaum, auf Strasser zu schauen. Die Lust, sich dem Totenmarsch anzuschliessen, ist längst wieder vorbei. Da sieht er aus den Augenwinkeln heraus, wie Strasser «die aufregendste Geste» macht, «die er hätte machen können. Er sah schnell weg von mir, indem er einen Finger an den Mund legte: Vorsicht, Feind in der Nähe – so hiess das. Vorsicht, nichts verraten! Wen verraten? Was verraten? Es war Wahnsinn; es war pa-

radox; und doch war es gross, war römisch, war voll einer gespenstischen Würde.

Ich zog sofort ein gelangweiltes Gesicht; ich wollte Strasser zeigen, dass ich seinen Wunsch achtete. Strasser sollte seinen «guten Abgang' haben – war nicht so das Wort in der Iheatersprache? Ich gähnte sogar und hob die Hand vor den Mund. Dann drehte ich mich um und ging langsam zur Stadt zurück.

Meine Ohren waren weit geöffnet; ich wartete auf die Salve, die Strasser töten musste. Ob es nun ein günstiger Wind war oder eine Verzögerung der Hinrichtung, es kam keine Salve. Ich ging und ging, aber nur der Vogelsang war in der Luft.

Es war Frühling.»

Und was geschieht mit dem dünnen, bärtigen Prediger? Dem Vorträumer, dem Überrealisten, der die Welt nach den Hymnen Hölderlins und Walt Whitmans hatte umgestalten wollen, der die Buntheit des Lebens gefeiert hatte, der kosmische Liebe und Überschwang des Gefühls mittels Whitmans Gedichten in die Welt, in die Schulbücher der Kinder hatte tragen wollen, der wusste, dass eine Revolution nur dann zum Ziele führt, wenn es gelingt, die Kinder zu erreichen, die Schulen, die Universitäten zu revolutionieren, umzugestalten und die Lehren dort vom militaristischen und nationalistischen Denken zu einem neuen, völkerverbindenden, sozialen Denken umzuformen. Er, der so stolzen Schrittes durch den Palast geschritten war und «Hier kommt Landauer!» gerufen hatte, an den wenigen Tagen, an denen er wirklich gestalten durfte.

Er hatte es in den letzten Tagen immer noch nicht akzeptieren wollen. Dass es ein Traum bleiben sollte. Wieder und wieder hat-

te er versucht, noch einmal Anschluss zu finden an die neuen Kräfte. Sie in seine Richtung zu beeinflussen. Aber niemand war an seiner Mitwirkung mehr interessiert. Er war schliesslich der Oberträumer. Keiner für die harten Kämpfe, die jetzt zu kämpfen waren. Und schliesslich einer, der den dogmatischen Marxismus in seinem «Aufruf zum Sozialismus» aufs Schärfste kritisiert hatte. Dieser Aufruf endete so: «Was liegt am Leben? Wir sterben bald, wir sterben alle. Wir leben gar nicht. Nichts lebt, als was wir aus uns machen; (...) die Schöpfung lebt; das Geschöpf nicht, nur der Schöpfer. Nichts lebt, als die Tat ehrlicher Hände und das Walten reinen wahrhaften Geistes.»

Sie kamen am 2. Mai in der Frühe. Er wohnte bei der Witwe Kurt Eisners. In ihrer Wohnung in München-Grosshadern hatte sie ihn aufgenommen, seine beiden Töchter waren zusammen mit den Eisner-Kindern in Krumbach bei Verwandten. Hatte er gedacht, dass sie ihn nicht holen würden? Glaubte er an ein gerechtes Verfahren? Glaubte er, man würde ihn für unschuldig halten? Schliesslich, was hatte er schon getan? Er war Kultusminister der vorletzten Regierung gewesen, bayerischer Kultusminister für sechs Tage, in denen er versucht hatte, die Schulen und Universitäten zu reformieren. Warum sollten sie ihn verhaften? Aber Landauer wusste, was geschehen würde. «Jetzt geht's in den Tod, man muss nun den Kopf hochhalten», sagt er.

Sie nehmen ihn mit nach Stadelheim. Gleich, nachdem er den Gefängnishof betreten hat, entsteht Unruhe unter den Soldaten, einige rufen, man solle ihn erschlagen oder erschiessen. Ein Leutnant spricht beruhigend auf die Soldaten ein. Sie lassen Landauer zunächst murrend in Ruhe, zusammen mit anderen Gefangenen

soll er in den Neubau des Gefängnisses gebracht werden. Da hört einer, wie Landauer etwas von «schweinischem Militarismus» murmelt. Er bekommt sofort einen Schlag ins Gesicht. Immer mehr Soldaten drängen nach. Sie sind schon fast an der Tür, als ein Offizier, der von hinten herankommt, ruft: «Halt! Der Landauer wird sofort erschossen!»

Etwa gleichzeitig taucht der Gutsbesitzer und Major a.D. Freiherr von Gagern auf, der sich als Führer einer freiwilligen Patrouille am Kampf gegen München beteiligt hat. Er fragt Landauer, wer er sei. Als dieser seinen Namen sagt, schlägt ihm der Freiherr mit der Peitsche ins Gesicht. Das ist das Signal. Darauf haben sie alle gewartet. Der Soldat Eugen Digele, der Landauer schon beim Betreten des Gefängnishofes den Hut vom Kopf geschlagen hat, schlägt ebenfalls mit der Peitsche zu. Andere prügeln auf Landauer ein. Es heisst, Landauer habe noch gerufen: «Erschlagt mich doch! Dass ihr Menschen seid!»

Ein Mann kommt heran, niemand der etwa hundert Soldaten will gesehen haben, wer es war. Er hat ein Gewehr im Anschlag, er ruft: «Jetzt erschieße ich ihn!», dann schießt er Gustav Landauer aus nächster Nähe in die linke Schläfe. Er stürzt. Aber lebt er nicht noch? Soldat Digele feuert mit seiner Armeepistole einen weiteren Schuss in Landauers rechte Schläfe. Ein Sergeant zieht dem Toten den Mantel aus. Er bleibt auf dem Gesicht liegen. Hat er sich nicht noch bewegt? Da trifft ihn ein dritter Schuss in den Rücken. Ein unbekannter Soldat nimmt der Leiche Uhr und Kette ab, ein anderer versucht, ihm den Ring vom Finger zu reißen. Doch andere Soldaten hindern ihn daran. Digele nimmt dem Soldaten die Uhr ab.

Eugen Digele wird später wegen gefährlicher Körperverletzung und Hehlerei zu fünf Wochen Gefängnis verurteilt. Freiherr

von Gagern zu einer Geldstrafe von 500 Mark. Weitere Täter konnten nicht ermittelt werden.

Die Gewalt ist noch lange nicht vorbei. Einen Tag später wird Rudolf Egelhofer in der Münchner Residenz, wo er festgehalten worden war, ohne Gerichtsverfahren erschossen. Am 4. Mai erhält ein Leutnant Polzing von einem Major Schulz den Befehl, in Perlach zwölf Arbeiter aufgrund einer Liste festzunehmen. Er erkundigt sich beim dortigen Pfarrer Hell, der bestätigt, dass die Genannten «Unruhestifter» seien. Die Arbeiter werden ohne Widerstand festgenommen und am nächsten Tag ohne Verhandlung im Hofbräuhauskeller erschossen.

Zwei Tage später, am 6. Mai, am Abend in einem katholischen Vereinsheim am Karolinenplatz. 23 Mitglieder des katholischen Gesellenvereins St. Joseph sitzen am Biertisch bei einem ihrer wöchentlichen Treffen, besprechen eine geplante Theateraufführung, als eine Gruppe preussischer Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten den Raum betritt. Sie rufen: «Hände hoch!» Überrascht folgen die jungen Männer der Aufforderung, unter Schlägen werden sie aus dem Raum hinaus auf die Strasse und hinüber in das Prinz-Georg-Palais geführt und schliesslich mit Gewehrkolbenstössen hinab in den Keller.

Warum? Warum? Was ist denn los? «Maul halten!», schreien die Soldaten. Schliesslich erfahren die jungen Männer, sie seien angeschwärzt worden, Mitglieder eines spartakistischen Bundes zu sein. Rote Verschwörer. Die Männer beteuern, sie kämen aus gutem Hause. Sie seien gegen Spartakisten. Es sei ein Missverständnis. Ein Überlebender erzählt: «Jetzt kam für mich ein qualvoller Anblick, der mir fast die Sinne raubte. Es wurde einer nach

dem anderen ohne Gericht vor meinen Augen erschossen. Als mein Freund erklärte, selbst Soldat zu sein, wurde er beiseite gestellt. Nun sollte auch mich das Los treffen, erschossen zu werden. Als mein Name gerufen und bereits erneut das Gewehr gegen mich in Anschlag gebracht wurde, rief einer der Soldaten: ‚Halt, den erschießts net, den kenn ich, das ist der Sohn von der Köchin im Palast!‘ Dieses wirkte. Wir beide, die noch am Leben waren, flohen aus dem Raum des Grauens hinaus in die Nacht zum Hause des Verwalters, der uns barg. Die Soldaten sandten uns noch 20 Schüsse nach, glücklicherweise ohne zu treffen. Wir brachen in seelischer Erregung zusammen.»

All die Toten dieser Tage werden zum Ostfriedhof gebracht. Gustav Regler macht sich auf den Weg dorthin, nachdem er sich einigermassen sicher fühlt. Er hat ja keinen Schuss mehr gehört, nachdem Strasser im Englischen Garten verschwörerisch an ihm vorbeigegangen war. Er will nun sichergehen. Lebt Strasser noch? Oder liegt er auf dem Ostfriedhof zwischen all den anderen?

Auf dem Friedhof hat man die Treibhäuser ausgeräumt, um Platz für die Leichen zu schaffen. Ständig bringen Lastwagen neue Tote heran. Es sind Hunderte. Männer stopfen die Leichen in die bereitgestellten Kästen. Einige sind schon gefüllt. Gustav Regler sieht rote Rinnsale heraussickern. Ein kräftiger Mann mit braunem Bart bricht den Toten die Gelenke, wenn sie nicht in die Kästen passen. «Es war ein harter Ton zuerst, dann ein nasser.» Der Bärtige blickt auf, wischt sich mit blutigem Handrücken den Schweiß von der Stirn und sagt zu Regler: «Wenns jemand suchen, gehens dort nach links!» Regler geht nach links, die Reihen der Toten entlang. Da erblickt er eine graue Litewka, eine zwei-

reihige, waffenrockartige Uniformjacke, so wie Strasser eine getragen hatte. «Ich ging die Reihe ab, bis ich zu dem Mann in der Litewka kam; mein Herz schmerzte in einem bitteren Aufwallen, ich grüßte, es war wie eine Entschuldigung; dann neigte ich mich vor, um Strasser ins Gesicht zu sehen.

Strasser hatte kein Gesicht mehr. Der zerrissene Kopf höhnte jedem Namen, den man ihm geben konnte.» Aber Regler lässt sich nicht höhnen. Er weiss, dass Strasser im Krieg zwei Finger der rechten Hand verloren hatte. «Ich kniete nieder und hob den rechten Arm, dass er Zeugnis ablege für den Mann, den ich suchte.

Aber auch der Arm höhnte mich. Der Arm hatte keine Hand mehr. Ich starrte hilflos auf den Stumpfen, der aus dem Ärmel herausrutschte, und fühlte mich taub, als wäre ich ein Tier, das zuviel geschlagen worden war. Dies war Teufelswerk! Ich fand, dass man zuviel von mir verlangte.»

Auch Oskar Maria Graf ist gekommen, um die Toten zu sehen. Auch er geht mit den Trauernden und Suchenden die Reihen entlang. «Auf dem schmutzigen Pflaster lagen die toten Arbeiter. Hingeschmissen, gerade, schief, auf dem Rücken oder auf der Seite. Nur die Füße bildeten eine gerade Linie mit der Wand. Es roch grässlich nach Blut und Leichen. Man schlurfte auf den rotgefärbten Sägespänen dahin von Mann zu Mann. Um mich herum flüsterten, weinten, klagten und wimmerten die Leute und beugten sich ab und zu nieder auf die Toten, an die man Paketadressen oder kleine Pappendeckel geheftet hatte. Darauf stand der Name oder eine Nummer.» Oskar Maria Graf kann kaum noch atmen. Er will davonlaufen, doch er ist umstellt von all den Suchenden. Er ballt die Hände zu Fäusten, er reisst sich zusammen, er lässt

sich weiterschieben, an den zerrissenen Körpern vorbei. Er zählt bis zwanzig, bis vierzig, bis siebzig, neunzig, hundert und immer noch weiter. Bis er nicht mehr zählt. «Es ging nicht mehr. Meine Augen zerrannen. Mich fror, ich zitterte.»

Als er endlich herauskommt, ist ihm, als rieche die ganze Stadt nach Leichen. Er geht zum Holländer, er ist wie in Trance. «Ich trank, ich redete auch, aber das war, wie mir schien, gar nicht ich.» Die ganze Nacht zählt er im Schlaf, er zählt und zählt und sieht nichts als den grauenhaften Leichensaal.

In der Villa am Herzogpark herrscht unterdessen glänzende Laune. Den Eintrag zum 1. Mai hat Thomas Mann mit der stolzen Auskunft «Geschlechtliche Nacht» begonnen. Und hinzugefügt: «Aber Ruhe darf man quand meme nicht wünschen.» Am Ostermontag war endlich der neue Sohn auf die Welt gekommen. Zangengeburt. Katia hatte sehr gelitten. Am Nachmittag hatte ihm der Bildhauer Hans Schweigerle eine beeindruckende Büste seines Kopfes gebracht, für die er dem Künstler lange gesessen hatte. Er eilte mit der Büste sogleich zu der erschöpften Katia ins Wohnzimmer hinauf, richtete sie auf dem Gestell, auf dem zuvor eine Luther-Büste gestanden hatte, zurecht und präsentierte stolz – sich selbst: «Nach einigem Probieren mit der Beleuchtung kam sie gut zur Geltung und fand Beifall. Sie ist sehr ähnlich.»

Am 1. Mai sieht er dann mit Freude die «gutaussehenden» süddeutschen Korps in Stahlhelmen einmarschieren. Alles läuft zu seiner höchsten Zufriedenheit. Noch am Vortag war er dazu aufgefordert worden, einen Aufruf zugunsten der Räterepublik zu verfassen, und hatte dieses Ansinnen im Tagebuch «nicht so uneben», mit andern Worten, gar nicht so verkehrt gefunden: «Wie

ist es möglich, nicht mit Sack und Pack zum Kommunismus überzugehen, da er den ungeheuren Vorzug der Entente-Feindlichkeit besitzt? Er hat den Charakter des Unfugs und des kulturellen Hotentotentums, würde ihn aber in Deutschland kaum auf die Dauer haben.»

Einen Tag später ist diese Idee eines Aufrufs für die Räterepublik längst vergessen. Die Maschine rollt. Es zieht Ordnung ein. «Die Münchener kommunistische Episode ist vorüber; es wird wenig Lust vorhanden sein, sie zu erneuern. Eines Gefühls der Befreiung und Erheiterung entschlage auch ich mich nicht. Der Druck war abscheulich.»

Am nächsten Tag bekommt Thomas Mann Besuch. Soldaten läuten an der Tür, stellen sich als Angehörige des neuen Schutzdienstes vor. Man plaudert. Sie bitten, sich bei etwaigen Überfällen telefonisch an einen Professor Marcks zu wenden. Sie würden dann augenblicklich informiert. «Ich schenkte ihnen Cigarren. Der Bahnhof, sagte der Sprecher, sei in ihrer Hand, doch würden die Kämpfe wohl Tage lang dauern. Die Roten würden ‚alle hin‘ gemacht; falle man in ihre Hand, so ergehe es einem nicht anders. – Ein Posten bekam Suppe und eine Büchse Fischchen bei uns.»

Vor dem Abendessen spricht er mit Katia alles durch. Spricht über die neue Rolle Deutschlands, das sich dem Bolschewismus, der «entsetzlichsten Kulturkatastrophe, die der Welt je gedroht hat», entgegenzuwerfen habe. Und «wir sprachen auch von dem Typus des russischen Juden, des Führers der Weltbewegung, dieser sprengstoffhaften Mischung aus jüdischem Intellektual-Radikalismus und slawischer Christus-Schwärmerei. Eine Welt, die noch Selbsterhaltungsinstinkt besitzt, muss mit aller aufbietbarer

Energie und standrechtlicher Kürze gegen diesen Menschen-schlag vorgehen.»

Am nächsten Tag freut er sich vor allem darauf, dass endlich wieder Zeitungen kommen, in denen er das Geschehene nachlesen kann: «Es wird wohlthun, die gemeine Verbrecherwirtschaft, die die Wirklichkeit der ‚Idee‘ bildete, publizistisch gekennzeichnet zu sehen.» Dann kommt endlich die erste Ausgabe der «Münchener Neuesten Nachrichten». Sie liefert eine Chronologie der Ereignisse, vor allem einen stark verzerrten Bericht über die «Geiselmorde». Diese Darstellung wird den Hass der Bürger auf die gestürzten Machthaber noch weiter anfachen. Thomas Mann liest Katia mehr als eine Stunde lang aus der Zeitung vor.

Am übernächsten Tag, es ist der 5. Mai, ist Freund Ernst Bertram zu Besuch. Der Abscheu vor dem jüngst Vergangenen ist nun schon so gross, dass selbst Frankreich und die Entente als kleines Übel erscheinen. Die beiden sind einig, «man habe in einen Abgrund geblickt. Die Entente ist hassenswert, aber das Abendland ist vor den Greueln der Völkerwanderung von unten zu retten.»

Am Abend liest Thomas Mann in der Abendzeitung. «Ein Aufruf des Kommandos Möhl zur Ausmerzung des lümmelhaften Soldatentyps hat meinen vollen Beifall. Übrigens versicherte Löhr, dass standrechtlich nicht übel ‚aufgeräumt‘ werde, was gewiss nicht zu beklagen.»

Am 6. Mai schreibt Thomas Mann die Stelle mit der Ur-Ur-Ur-Freude des jungen Hans Castorp, der begreift, wie tief verwurzelt er in seiner Familientradition ist. Und am Abend bespricht Mann erstmals mit seiner Frau die Möglichkeit, München zu verlassen und nach Lübeck umzusiedeln, falls sich die Verhältnisse in München nicht bald ändern.

Am 7. Mai ruft ihn sein Freund Emil Preetorius an, ob er bereit sei, einen warnenden Aufruf zu unterzeichnen, der in der Presse veröffentlicht werden solle, «gegen Übermut und gefährliche Gewaltthätigkeit». In dem Aufruf heisst es: «Wir halten es gerade jetzt für nötig, dass das Bürgertum ernst und ehrlich seinen Sinn darauf richtet, seiner Schicksalsgemeinschaft mit dem arbeitenden Volke inne zu werden. Dass es mit ihm die grundlegende Umwandlung der Gesellschaftsordnung beginnt (...) Müssig ist es jetzt zu fragen, wer als erster Blut und Schrecknis in diesen Kampf getragen hat: wichtig ist einzig, wer aus ihm heraus den Weg in eine für das ganze Volk fruchtbare Zukunft findet.» Thomas Mann unterschreibt, ebenso wie sein Bruder Heinrich, Ricarda Huch, Rainer Maria Rilke, Bruno Walter und einige andere.

Ein hoffnungsloser Traum-Aufruf. So weit entfernt von der Wirklichkeit da draussen. Worte ohne Ahnung. Gut gemeinte Freundlichkeit. Das Höllentor ist auf. Dichter-Worte werden es nicht mehr schliessen.

Draussen gehen das Morden, das Jagen und das Denunzieren weiter. Für viele ist es eine gute Nachricht, in diesen Tagen des Münchner Blutdurstes im Gefängnis zu sitzen. Erich Mühsam, der seit Wochen im Zuchthaus Ebrach bei Bamberg einsitzt, ahnt das selbst. Und auch die Kameraden auf dem Gefängnishof sagen es: «Sei froh, dass du im Zuchthaus bist, in München lebtest du nicht mehr.» Mühsam, der so gern Aussenminister der Räterepublik geworden wäre, ist hier im Gefängnis natürlich noch mehr als die Leute draussen auf Gerüchte angewiesen. Er hört vom Tod Tollers und Landauers, er hört von den Toten im Luitpoldgymna-

sium und rätselt, wer das angerichtet haben kann. Er hört, Levien sei dafür verantwortlich, wenn das so sei, «müsste ich selbst glauben, dass sein Gehirn nicht in Ordnung ist». Manchmal gibt es Zeitungen. Er liest im «Bamberger Volksblatt»: «Der gewöhnliche Tod des Erschiessens ist für die Münchner Bestien viel zu wenig, die bestialischen Verbrecher sollten auf öffentlichem Platze gehängt und als abschreckendes Beispiel für vertierte Gesellen zur Schau gehängt werden.» Auch Mühsam sei an diesen himmelschreienden Verbrechen mitschuldig. Ganz gleich, ob er zu dem Zeitpunkt längst schon im Gefängnis war oder nicht.

Mühsam notiert: «Sie lechzen nach Blut.» Er weiss, dass er auch im Gefängnis seines Lebens nicht sicher ist. «Mühsam, mach deine Rechnung mit dem Himmel», fordert er sich selbst auf. Er ist verzweifelt in seiner Zelle. Hört von dem Grauen. Kann nichts tun. «Man blickt im Geiste um sich: lauter Tote, lauter Ermordete – es ist grauenhaft.» Seine Ideen, seine Ideale, seine Gedichte, seine Pamphlete. Alles, wofür Erich Mühsam gelebt und geschrieben hatte, alles aus.

«Das ist die Revolution, der ich entgegengejauchzt habe. Nach einem halben Jahr ein Bluttümpel: mir graut.»

Adolf Hitler wird später in «Mein Kampf» schreiben, er sei in den letzten Tagen der Räterepublik auch fast verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden. Von den Roten natürlich. «Drei Burschen» hätten ihn verhaften wollen, schreibt Hitler, doch er habe sie mit «vorgehaltenem Karabiner» in die Flucht geschlagen.

Für diese missglückte Verhaftung gibt es keine Zeugen. Eigentlich auch keinen Anlass. Er war ja gerade erst zum stellvertretenden Bataillonsrat gewählt worden. Das blieb er, bis zum

Untergang der Räterepublik. Dann jedoch war er sicher einer der Ersten, die die rote Armbinde gegen eine weiße tauschten.

Als sein Freund Ernst Schmidt ihn trifft, macht er sich ernsthaft Sorgen, Hitler wirke «erschöpft und ziemlich angeschlagen». Er erzählt Schmidt, die Weissen seien in ihre Kaserne eingedrungen, hätten alle Mann von Hitlers Kompanie gefangen, ihn auch, und sie in den Keller des Maximiliansgymnasiums gesperrt. Durch die Intervention eines Offiziers, der Adolf Hitler von der Front kannte, sei er freigelassen worden.

Er sitzt nun wirklich zwischen allen Stühlen. Er hat ein offizielles Amt in der Rätezeit ausgeübt, jetzt will er auf der Seite der neuen Machthaber sein. Was tun? Er meldet sich freiwillig bei der Untersuchungs- und Entlassungskommission des 2. Infanterieregiments, als Informant. Hitler soll Bericht erstatten über die Zuverlässigkeit der eigenen Kameraden während der Rätezeit. Oder auch: denunzieren. Sogleich sagt er gegen Josef Seihls aus, seinen Vorgänger als Vertrauensmann des Bataillons, und gegen Georg Dufter, den ehemaligen Vorsitzenden des Bataillonsrates der Demobilmachungskompanie. Gegen Männer also, die eben noch Posten bekleidet hatten wie er selbst. Vor allem Dufter sei ein höchst gefährlicher Agitator gewesen. «Dufter war der ärgste und radikalste Hetzer des Regiments und hat jederzeit für die Räterepublik Propaganda gemacht. In den öffentlichen Versammlungen des Regiments hat er jederzeit den radikalsten Standpunkt vertreten und für die Diktatur des Proletariats agiert.» Noch am 7. Mai habe er durch seine Hetze bewirkt, «dass auch Regimentsangehörige an diesem Nachmittag mit den Pionieren sich zu Feindseligkeiten gegen die Regierungstruppen hinreissen liessen».

Ein Mann hat blitzschnell die Seiten gewechselt und seine politische Heimat gefunden. Der Mann, von dem bis in diese Tage nicht eine einzige antisemitische Bemerkung überliefert ist, wird im Sommer 1919, als er zu einem antibolschewistischen Propagandakurs der Reichswehr aufs Land geschickt wird und sich dort als propagandistischer Redner beweisen soll, von seinem Ausbilder hoch gelobt werden. In einem inhaltlichen Punkt jedoch scheint es nötig, den begabten dreissigjährigen Redner etwas zu zügeln. In seiner Beurteilung schreibt der Ausbilder vorsichtig, aber deutlich: «Wenn nun die Judenfrage in ganz klarer Form unter besonderer Berücksichtigung des germanischen Standpunktes dargestellt würde, so könnte leicht diese Erörterung der Juden Anlass geben, die Vorträge als Judenhetze zu bezeichnen. Ich sah mich deshalb veranlasst anzuordnen, dass bei Behandlung dieser Fragen möglichst vorsichtig vorgegangen werden solle und dass zu deutliche Hinweise auf die dem deutschen Volke fremde Rasse nach Möglichkeit zu vermeiden sei.»

Der Schüler wird dem freundlichen Rat nicht Folge leisten. Ein Mann hat seine Bestimmung gefunden. Seine Begabung. Und seinen Feind.

Noch ist Frühling. Noch wird denunziert, verhaftet und erschossen. Jetzt ist auch Oskar Maria Graf dran. Es ist der Morgen nach der Nacht, die er mit Zählen verbrachte. Er ist fast erleichtert, als sie ihn endlich festnehmen. Sie führen ihn in eine völlig überfüllte Zelle. Lauthals wird er begrüsst mit den Worten «Na, auch unschuldig?». Alle lachen.

Erst ist er froh, dass er nicht allein ist, später wird er doch leiden. Es ist so voll, dass sie im Stehen schlafen müssen. Es zumindest versuchen.

Einer beschwert sich, dass es so voll ist hier drin. «Wird schon leerer», ruft der Wärter rein. «Ja, wenn wieder ein Dutzend erschossen werden!», schreien die Gefangenen zurück. Immer wieder werden Gefangene zum Verhör geholt. Einige kommen danach wieder. Andere nicht. In ein anderes Gefängnis verlegt? Erschossen?

Ein neu Hinzugekommener berichtet von der Festnahme Eugen Levinés oder Leviné-Nissens, wie ihn die Gefangenen hier nennen. Es ist der 13. Mai. Helle Aufregung in der Massen-Zelle. Wo ist er? In einer Einzelzelle? Ist es wirklich wahr?

Und plötzlich schreien einige: «Hoch! Hoch Leviné-Nissen!» Ein Vorsichtiger versucht zu beschwichtigen. «Schreit das nicht, da geht 's uns schlechter.» «Feigling!», rufen die anderen zurück. Und schliesslich rufen alle: «Hoch Leviné-Nissen! Hoch!»

«Eine erbitterte Kühnheit», so nennt es Graf, erfasst die Männer. Sie rufen und sie singen. Zunächst die «Marseillaise», leider kennen die meisten nur einen Vers. Dann eben die «Internationale», herrlich, die kennen alle. Graf bringt ihnen das «Heckerlied» bei, aus der letzten deutschen Revolution von 1848. Keiner kennt es ausser Graf. Er geht mit den Mitgefangenen Zeile für Zeile durch, bis sie es gemeinsam singen:

*«Wenn die Leutefragen,
Lebt der Hecker noch?
Könnt ihr ihnen sagen:
Ja, er lebet noch.*

*Er hängt an keinem Baume,
Er hängt an keinem Strick.*

Er hängt nur an dem Traume Der deutschen Republik

*Fürstenblut mussfliessen
Knüppelhaugeldick,
Und daraus erspriessen
Die freie Republik.
Ja, dreiunddreissig Jahre
Währt die Knechtschaft schon
Nieder mit den Hunden
Von der Reaktion!»*

Irgendwann bringen die Wachen wieder einen neuen Gefangenen in die Zelle. Einen etwa vierzigjährigen Arbeiter. Er ist aufgewühlt, er tobt, er schreit: «Meine Frau stirbt! Meine Frau! Lasst mich hinaus!» Die Männer versuchen ihn zu beruhigen, reden auf ihn ein, halten ihn fest. Aber er lässt sich nicht beruhigen. Er schlägt um sich, er stürzt zu Boden. Sie tunken ein Taschentuch in das Abortwasser, legen es ihm auf die Stirn. Er weint still in sich hinein.

Irgendwann später kommt der Wärter an die Zellentür. «Kastenberger!», schreit er gleichgültig. «Ihre Frau ist gestorben!» Dann geht er weiter. Die Mitgefangenen erwarten einen neuen Ausbruch des Rasenden. Aber nichts. Der Mann knickt ein wenig zusammen und kriecht wieder auf seine Liegestatt.

Später in der Nacht hören sie dumpfe Aufschläge und ein röchelndes Keuchen. Kastenberger schlägt mit aller Wucht den Schädel an die Wand. Als sie versuchen, ihn zu überwältigen, beisst er ihnen fast die Finger ab. Er ist schwer verletzt, blutüberströmt, rührt sich nicht mehr, sagt nichts, wenn man ihn anredet. Erst zwei Tage später holen sie ihn ab.

Nach seiner Entlassung trifft Oskar Maria Graf einen Zellengenossen auf der Strasse wieder. Der erzählt ihm von seinem Vater, der im Hofbräuhaus erschossen wurde, von seiner Frau, die eine Frühgeburt erlitten hatte. «Die ist nicht mehr recht» seitdem, sagt er. Und dass er nie von dieser Revolution irgendwas habe wissen wollen. Aber sie hätten ihn halt geholt, aus dem Bett, am 1. Mai. Und die ganze Zeit auf dem Weg ins Gefängnis habe die Polizei auf ihn eingeschlagen. «Es – es gibt keinen Herrgott nicht», sagt er. Ach ja, und ob Graf vom Kastenberger gehört habe? Der habe auf dem Transport, nachdem sie ihn aus der Zelle geholt hatten, wieder das Toben angefangen. Da hätten sie ihn erschlagen.

Graf streichelt seinem ehemaligen Zellengenossen schweigend über den Kopf. «Es ist nichts umsonst gewesen», sagt er ungläubig, halb zu sich, halb zu ihm.

Der beruhigt sich langsam. Sie gehen. Er ballt die Faust. Er ruft: «Wenns wieder angeht, dann kämpf ich ... Ich kämpf, bis ich hin bin ... dann weiss ich wenigstens, es geht für uns.» Und er fügt hinzu: «Die Stunde kommt.»

Graf zittert leicht, sieht den Kameraden an, der drückt Graf die Hand, dann verschwindet er stumm und einsam in der Dunkelheit.

«Ich blieb stehen, besann mich, wollte ihm rufen, ihm nach, und schritt heimwärts. Immer heisser wurde mein Herz. Alle Bilder sah ich wieder, die sich in meine Gedanken geprägt hatten: die Massen der Strassen, das Arbeiterheer, die düsteren Züge der Verhafteten, die Leichen der Erschossenen und diesen einen Kameraden. Und alles wurde noch schärfer und noch unauslöschlicher. Und dieser eine Mann mit der erhobenen Faust wurde Legion. ‚Die Stunde kommt!‘, jubelte ich unwillkürlich.

‚Es ist nichts umsonst gewesen!‘, wiederholte ich ergriffen.

Mein winziger Kreis zerbarst. Ich war mehr als bloss ‚Ich‘.
Ein grosses Glück durchströmte mich.»

Die Rufe der Gefangenen für Eugen Leviné hatten naturgemäss keinerlei Wirkung gehabt. Er wurde im Juni wegen Hochverrates angeklagt. Er hatte keine Chance. In seiner Schlussrede vor Gericht sagte er: «Was willst du, die Mehrheitssozialisten fangen an, laufen und verraten uns, die Unabhängigen gehen auf den Leim, machen mit, fallen später um, und uns Kommunisten stellt man an die Wand. Wir Kommunisten sind alle Tote auf Urlaub. Des- sen bin ich mir bewusst. Ich weiss nicht, ob Sie mir meinen Ur- laubsschein noch verlängern werden oder ob ich einrücken muss zu Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Ich sehe jedenfalls Ih- rem Spruch mit Gefasstheit und mit innerer Heiterkeit entgegen. Denn ich weiss, was für einen Spruch Sie fallen werden. Die Er- eignisse sind nicht aufzuhalten.» Am 5Juni, um zwei Uhr nach- mittags, wird Eugen Levine standrechtlich erschossen.

Sechs Tage später packt Rainer Maria Rilke alle Briefsachen ge- bündelt in eine Ledertruhe, eine Reihe täglicher Notizbücher aus den letzten Jahren, Manuskriptanfänge und Verfügungen finden im Sekretär ihren Platz; den Schlüssel zum Sekretär übergibt er Elya Maria Nevar, die ihm beim Packen hilft. Er fährt zum Bahn- hof und besteigt einen Zug in Richtung Schweiz. Er wird nie mehr nach Deutschland zurückkehren.

Zweimal hatten die Weissen Truppen seine Wohnung durch- sucht. Er hatte versehentlich eine Anordnung der Räteregierung an der Tür hängenlassen, auf der stand, dass diese Wohnung dem persönlichen Schutz der Räte untersteht.

Später aus der Schweiz schreibt er rückblickend über die Zeit der Räterepublik: «Deutschland hätte 1918, im Moment des Zusammenbruchs, alle, die Welt beschämen und erschüttern können durch einen Akt tiefer Wahrhaftigkeit und Umkehr. Damals hoffte ich einen Augenblick ...»

Jetzt hofft er nichts mehr. Nichts von der Politik, nichts von der Welt. Er dichtet wieder, in diesen Tagen hat er wieder begonnen. Kleine Widmungsgedichte zunächst. Dieses hier ist für ein Fräulein Hedwig Zapf:

*«Wir wenden uns an das, was uns nicht weiss:
an Bäume, die uns traumvoll übersteigen,
an jedes Für-sich-sein, an jedes Schweigen –
doch grade dadurch schliessen wir den Kreis,
der über alles, was uns nicht gehört,
zu uns zurück, ein immer Helles mündet.
O dass ihr, Dinge, bei den Sternen stündet!
Wir leben hin und haben nichts gestört... »*

Zwischendurch gab Rilke auch noch eine Ehrenerklärung für den fernen Freund Oskar Maria Graf ab. Er sei «als Mensch wie als Schriftsteller von den reinsten und humansten Absichten erfüllt», schreibt er. Bedauert, dass er ihn nur so selten hätte sprechen können. Erinnert aber an Graf's einmaligen Ausflug in die Welt des politischen Redens, damals im Dezember, als er all das Geld der reichen Dame für Plakate ausgegeben hatte und die Zeit fürs Plakatieren, aber dabei vergessen hatte, was er politisch fordern sollte. «Oskar Maria Graf's einziger Versuch, sich an die Menge zu wenden, verräth, wie sehr der Weg rein menschlicher Verständigung seinem Ideale entsprach.»

Er selbst, Rilke, hinterlässt den Dichtern des politischen Aufbruchs noch ein paar Gedichte. Dem Schriftsteller Alfred Wolfenstein überlässt er sie für dessen politische, literarische, emphatische Anthologie «Die Erhebung», die in diesen Tagen erscheint. Zu spät? Zu früh? Zur rechten Zeit? Rilke möchte mit diesem Gedicht dabei sein:

*«Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Siehe, wie klein dort,
siehe: die letzte Ortschaft der Worte, und höher,
aber wie klein auch, noch ein letztes
Gehört von Gefühl. Erkennst du?
Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Steingrund
Unter den Händen. Hier blüht wohl
Einiges auf aus stummen Absturz
Blüht ein unwissendes Kraut singend hervor.
Aber der Wissende? Ach, der zu wissen begann
Und schweigt nun, ausgesetzt auf den Bergen des Herzens.
Da geht wohl, heilen Bewusstseins,
manches umher, manches gesicherte Bergtier,
wechselt und weilt. Und der grosse geborgene Vogel
kreist um der Gipfel reine Verweigerung. – Aber
ungeborgen, hier auf den Bergen des Herzens.»*

Wenige Wochen zuvor hatte Rainer Maria Rilke Ernst Toller in einem seiner Verstecke besucht. In der ganzen Stadt, in ganz Deutschland hingen Plakate mit seinem Foto, die ihn zur Fahndung ausschrieben. «10'000 Mark Belohnung wegen Hochverrats». «Toller ist von schwächtiger Statur, er ist 1,65-1,68 m gross, hat mageres, blasses Gesicht, trägt keinen Bart, hat grosse braune Augen, scharfen Blick, schliesst beim Nachdenken die Augen, hat dunkle, beinahe schwarze wellige Haare, spricht Schriftdeutsch».

München suchte Toller. 10'000 Mark waren eine fantastische Belohnung. Toller wusste: Wird er gefunden, ist er tot. Es ist ja nicht lange her, dass ein falscher Ernst Toller erschossen worden war. Ein Mann wurde erschlagen, weil er entfernte Ähnlichkeit mit dem Gesuchten gehabt haben soll. Polizisten holten zur Identifizierung der Leiche den Chauffeur, der Toller in Dachau gefahren hatte, er erkannte Toller im Leichenschauhaus des Ostfriedhofs und schluchzte vor Rührung. Auch Tollers Mutter las die Nachricht in der Zeitung, drei Tage kauerte sie auf einem Schemel vor Trauer und verhängte alle Spiegel. Am vierten erfährt sie, dass ihr Sohn noch lebt.

Toller färbt sich die Haare wasserstofforange, lässt sich einen Schnurrbart wachsen, hetzt von Versteck zu Versteck, eine Freundin holt Rilke herbei. Der bringt der Freundin eine langstielige Rose mit, bedauert aber, dass auch er aufgrund der wiederholten Wohnungsdurchsuchungen Toller nicht aufnehmen könne, es tue ihm sehr leid. Toller sieht ihn so: «Mattgraue Augen unter schweren Lidern sehen mich traurig und behutsam an, dann senken sich Blick und die Spitzen des hängenden Schnurrbarts auf seine Hände.»

Endlich findet Toller eine einigermaßen sichere Unterkunft beim Maler Hans Reichel im Suresnes-Schlösschen in Schwabing, wo dieser in einer Atelierwohnung lebt. Hier kann Toller sogar immer mal wieder kurz in den Garten gehen, atmen. Er liest in den Zeitungen, dass in ganz Deutschland nach ihm gefahndet wird, dass Eisenbahnen angehalten, Dörfer umzingelt werden. Auch in Österreich und in der Schweiz wird nach ihm gesucht. Ein Vetter, der im Freikorps Epp kämpft und der geschworen hat, er werde Toller gnadenlos niederknallen, wenn er

ihn trifft, wird verhaftet. Alle sind verdächtig. Es herrscht Toller-Hysterie im ganzen Land.

Eine Hausdurchsuchung in der Römerstrasse. Zwei Kriminalbeamte durchsuchen eine Wohnung, als es an der Tür klingelt. Einer der Beamten öffnet vorsichtig, draussen stehen Soldaten. Der Anführer ruft: «Das ist Toller!» Einer schiesst und der Kriminalbeamte sinkt tot zu Boden.

Irgendwann, nach über einem Monat, ist es endlich so weit. Sie finden bei einer Hausdurchsuchung in der Wohnung des Malers Hans Reichel die Tapetentür, hinter der Toller sich inzwischen versteckt hält. Er öffnet selbst von innen. «Sie suchen Toller, ich bins.»

Er wird verhaftet und durch die Stadt geführt. Durch seine Stadt.

«Wir gehen durch die morgenleeren, dämmrigen Strassen, voran marschieren drei Soldaten, an den Eisen der Handgelenke halten mich die beiden Kommissare, drei Soldaten mit schussfertigen Gewehr folgen.

In der Luitpoldstrasse schlägt die Uhr fünf, eine alte Frau trippelt zur Morgenmesse, an der Kirchentür wendet sie sich um und erblickt mich.

Habt ihr ihn? schreit sie, senkt den Blick zu Boden, lässt bend den Rosenkranz durch die Finger gleiten, dann, an der geöffneten Kirchentür, kreischt der zerknitterte Mund:

– Totschlagen!»

Ernst Toller hat Glück. Wäre er nur wenige Tage zuvor entdeckt worden, er wäre mit Sicherheit erschossen worden. Sie liefern ihn ein in die Todeszelle seines Gegenspielers Eugen Leviné, nur einen Tag, nachdem der diese Zelle zu seinem letzten Gang hatte verlassen müssen.

Für Ernst Toller bürgen vor Gericht unter anderem Thomas

Mann und Max Weber. Sie bürgen für seine Lauterkeit. Fünf Jahre Festungshaft lautet das Urteil.

Kaum ist er in seiner neuen Zelle, schaut er aus dem Fenster und sieht diese Szene: «Über den Hof geht ein junger Mensch mit verbundenem, pausbäckigem Kindergesicht, «Eisners Mörder, Graf Arco», sagt der Aufseher. Dieser lächelnde Knabe ist Eisners Mörder, der Tat dieses Kindes folgten die Schüsse auf Auer, die Wirren, die Räterepublik, die Niederlage, das Wüten der Weissen.»

Graf Arco wird noch vor Ernst Toller aus der Haft entlassen werden. Die Heimkehr in sein Schloss St. Martin im Innkreis wird von der Bevölkerung des Dorfes lebhaft gefeiert werden. In einem Zeitungsbericht heisst es: «Abends versammelte sich das Volk in einem Lampionzug mit Musik vor dem Schloss. Hieran schloss sich im Schlosshof ein geselliges Beisammensein, bei dem mehrere Reden auf den heldenhaften Grafen gehalten wurden. Spätnachts wurde der junge Arco unter brausenden Hochrufen und Fahnen und Musik ins Schloss geleitet.»

Auch Ernst Toller wird in der Festungshaft ein Star werden. Er schreibt Theaterstücke, die auf den Bühnen des Landes gefeiert werden, er schreibt einen Gedichtband über die Schwalben, die sich in seiner Zelle eingenistet haben. Dem Band stellt er diese Zeilen voran:

*«Ein Freund starb in der Nacht.
Allein.
Die Gitter hielten Tötens acht.
Faid kommt der Herbst.
Es brennt, es brennt ein tiefes Weh.
Verlassenheit.»*

Im Juli 1924 wird er entlassen. Er steht am Coupéfenster eines Zuges und schaut in die Nacht. Und schreibt:

*«Nein, ich war nie allein in diesen fünf Jahren, in der
trostlosesten Verlassenheit nie allein. Die Sonne hat mich
getröstet und der Mond, Wind, der über eine Pfütze
strich und sie wellte zu fliehenden Kreisen, Gras, das im
Frühjahr wuchs zwischen Steinen des Hofes, ein guter
Blick, ein Gruss geliebter Menschen, Freundschaft der
Kameraden, der Glaube an eine Welt der Gerechtigkeit,
der Freiheit, der Menschlichkeit, an eine Welt ohne Angst
und ohne Hunger.*

Ich bin dreissig Jahre.

Mein Haar wird grau.

Ich bin nicht müde.»

Am Strand

Ein Nachwort

Das Meer, ein langer, breiter, heller Strand. Eine Mole ragt ins Meer hinein, wohl 150 Meter weit, ein Weg ins Offene, der irgendwann im Nichts endet. Grosse Hotels säumen die Promenade am Strand. Ein bisschen weiter in den Ort hinein steht ein weisses altes Haus im Sand unter Bäumen. Das hat Carlos Gesell gebaut, Anfang der Dreissigjahre, hier in den Dünen am argentinischen Meer, 400 Kilometer südlich von Buenos Aires. Sein Vater Silvio Gesell war kurz zuvor gestorben, 1930 in der Vegetariersiedlung Eden bei Oranienburg nördlich von Berlin, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbracht hatte. Er hatte selbst lange in Argentinien gelebt und 1887 als 25-Jähriger in Buenos Aires ein Geschäft für zahnärztliche Artikel eröffnet. Schon 1891 hatte er dort seine erste Schrift über «rostende Banknoten zur Stabilisierung des Wirtschaftskreislaufs» geschrieben.

Sein Sohn Carlos war Unternehmer, er führte das Familiengeschäft «Casa Gesell» in Buenos Aires, das für seine Kindermöbel berühmt war. Kurz nach dem Tod seines Vaters war er im belgischen Seebad Ostende gewesen und überwältigt von dem breiten Strand, dem Glanz der Stadt, dem Meer. Und dann hatte er auf einem Ausflug in den Süden seines Heimatlandes Argentinien diese gigantische Wanderdüne entdeckt, die ihn an den Strand von Ostende erinnerte. Nur ohne Häuser und ohne Menschen.

Er kaufte den Strand für beinahe nichts, wer braucht schon fliegenden Sand im Nirgendwo.

Carlos Gesell wollte hier Kiefern pflanzen und das Holz dann für seine Kindermöbel verwenden. Aber hier wuchs keine Kiefer. Hier wuchs überhaupt nichts. Mehrmals flog er nach Europa und brachte Samen mit von Pflanzen, die im Dünen sand wachsen, Dünengras aus Sylt, Strandhafer, Pinien, Akazien. Ein Agrar-Ingenieur, der die Dünen der ostfriesischen Inseln erfolgreich bepflanzt hatte, beriet ihn. Es half alles nichts. Ein Sturm genügte, um jedes zarte Pflänzchen zu verwehen.

Manchmal kamen Menschen vorbei und lachten. «Den Verrückten in den Dünen» nannten sie ihn. Aber irgendwann ankernten auch ein paar Hochseeangler aus Buenos Aires an Gesells Küste, sie schwärmten vom enormen Fischreichtum hier im Meer. Und Carlos Gesell dachte sich, er könne ja vielleicht Besucher anlocken, Touristen, Angler, Sandfreunde, und baute eine Strasse. Die nannte er nach seinem Vater «Boulevard Silvio Gesell». Eine kleine Pension baute er auch, «La Golondrina», «Die Schwalbe».

Heute leben 30'000 Menschen in dem Ort, dem Carlos schon bald den Namen «Villa Silvio Gesell» gab, später verkürzt auf «Villa Gesell». Auch Bäume wachsen längst auf den Dünen. Viele Jahre lang eine Hippie-Hochburg – Künstler, Gaukler, Dichter, Selbstbefreier kamen hierher –, ist er heute einer der beliebtesten Urlaubsorte Argentiniens. 750'000 Touristen kommen jedes Jahr in den Ort, der nach dem Finanzminister der Münchner Räterepublik benannt ist.

Und wenn man im Sommer die glücklichen Urlauber massen in bester Geldverschwendungsstimmung auf dem Boulevard Silvio Gesell spazieren sieht, könnte man sie fast für späte Jünger

des Schrumpfgeld-Theoretikers halten, dessen organisches Geld binnen einer Woche seinen Wert verlieren sollte: Geld sollte sich in Nutzen und Vergnügen verwandeln, statt sich freud- und zwecklos auf Konten zu langweilen.

Einige weitere Romanleben gingen so weiter:

Der Thule-Gründer, der sich Rudolf von Sebottendorf nannte und nach der Erschiessung der Geiseln aus seiner eigenen Gesellschaft geworfen worden war, verlor durch Fehlspekulationen sein ganzes Vermögen, gründete eine astrologische Zeitschrift, behauptete später, zwischen 1923 und 1928 Honorarkonsul in Mexiko gewesen zu sein, lebte sonst meist in der Türkei. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten kam er frohen Mutes nach Deutschland zurück, schrieb ein Buch unter dem Titel «Bevor Hitler kam», in dem er die frühen Wurzeln der NSDAP in seiner Thule-Gesellschaft verortete und damit durchblicken liess, eigentlich habe er, Sebottendorf, sich das alles ausgedacht. Das Buch wurde verboten, Sebottendorf wurde abgeschoben und ging zurück nach Istanbul. Nach der Nachricht der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945 hat er sich im Bosphorus ertränkt.

Ernst Niekisch, die ruhige, besonnene Stimme der Vernunft während der revolutionären Monate Münchens, hat in seinem weiteren Leben die Extreme des Jahrhunderts persönlich durchlebt. Nach der Niederschlagung der Räteregierung trat er aus der SPD aus und in die USPD ein, wandte sich in der Folge immer schärfer gegen den Internationalismus der Marx sehen Lehre und strebte einen neuen, einen nationalen Sozialismus an. Er trat dann in die sogenannte Alte Sozialdemokratische Partei ein, gründete

die Zeitschrift «Widerstand», in der auch Ernst und Friedrich Georg Jünger schrieben. Er entwickelte ein Programm der «nationalen Wiedergeburt Deutschlands», veröffentlichte Pamphlete gegen das «vernegerte Frankreich» und antisemitische Hetzschriften. «Wo Wirtschaft ist, da ist der Jude obenauf», schrieb er. 1932 warnte Ernst Niekisch dann in der Schrift «Hitler – ein deutsches Verhängnis» vor Adolf Hitler, den er für «zu legalistisch» hielt. 1939 wurde er vom Volksgerichtshof wegen Hochverrats zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt. Im Gefängnis in Brandenburg ist er fast erblindet.

Nach dem Krieg höhnte er: «Indem sich das Dritte Reich mit dem Weltjudentum zu messen begann, hob es dieses erst wieder auf die Höhe einer Weltmacht empor.» Er trat in die KPD ein, wurde später Mitglied der SED, 1948 Professor für Soziologie an der Humboldt-Universität in Ostberlin, dann Abgeordneter der ersten Volkskammer. Nach dem Aufstand vom 17. Juni 1953 legte er alle politischen Ämter nieder, trat 1955 aus der SED aus und übersiedelte 1963 nach Westberlin, wo er 1967 starb.

Sebastian Haffner nannte Ernst Niekisch den «letzten grossen Preussen» und «Gegenspieler Hitlers» und fügte 1980 hinzu: «Der wahre Theoretiker der Weltrevolution, die heute im Gange ist, ist nicht Marx und nicht einmal Lenin. Es ist Niekisch.»

So hat jeder seinen Roman zu Ende gelebt. Viele Tode kennen wir. Die brutale Ermordung von Erich Mühsam 1934 im KZ Oranienburg, die dilettantisch als Selbstmord getarnt wurde. Ernst Jünger schrieb später in seinen Kriegsaufzeichnungen «Strahlungen» nach einer Hausdurchsuchung bei ihm: «Ich glaube, man suchte Briefe des alten Anarchisten Mühsam bei mir, der eine

kindliche Neigung zu mir gefasst hatte und den man auf so schauerliche Weise ermordete. Er war einer der besten und gutmütigsten Menschen, denen ich begegnet bin.»

Der Amerikaner Ben Hecht wurde 1926 von einem Freund mit einem Telegramm nach Hollywood gerufen: «Hier sind Millionen zu machen, und deine einzigen Konkurrenten sind Idioten. Lass dir das nicht entgehen.» Also ging er. Er drehte mit Lubitsch, Preminger und Hitchcock, wurde als Drehbuchautor sechsmal für den Oscar nominiert, zweimal gewann er ihn. Er war früh empört über die Gleichgültigkeit der amerikanischen Öffentlichkeit gegenüber der Bedrohung der Juden in Nazi-Deutschland und schaltete in New Yorker Tageszeitungen Anzeigen, die wachrütteln sollten. Eine erschien mit der Schlagzeile: «Zu verkaufen: 70'000 Juden zu 50 Dollar das Stück. Garantiert menschliche Wesen».

Oskar Maria Graf lebte noch viele Jahre im Exil in New York. Er sagte über sich: «Es haben sich immer sofort Stammtische um mich herum gebildet aus lauter Deutschen.» Für seinen amerikanischen Stammtisch liess er sich von einem Freund ein Holzgestell anfertigen, auf dem stand: «Wir sind für Alle und Alles.»

Silvio Gesell hatte sich vor Gericht in München damals selbst verteidigt. «Hände weg von Silvio Gesell», hatte er in seinem Schlussplädoyer gerufen. Sie haben ihn freigesprochen.

Es hat noch mehrere Experimente mit seinem Freigeld gegeben, an verschiedenen Orten der Welt. Eines im österreichischen Wörgl im Jahr 1932 muss ungewöhnlich erfolgreich gewesen sein. Man sprach nach einiger Zeit vom «Wunder von Wörgl», zu dem sogar der französische Finanzminister und spätere Minister-

präsident Edouard Daladier anreiste, um sich von der Wunderkraft des verschwindenden Geldes selbst zu überzeugen. Und der amerikanische Ökonom Irving Fisher schlug der damaligen amerikanischen Regierung vor, ein eigenes Wörgl-Wunder unter dem Namen «Stamp Scrip» zu testen. Die Regierung ging nicht darauf ein.

Auch die Nationalsozialisten haben sich in ihrem Wirtschaftsprogramm zur «Brechung der Zinsknechtschaft» zu Anfang oft auf die Lehre Gesells berufen.

Der bedeutendste Ökonom des 20. Jahrhunderts John Maynard Keynes schrieb ausführlich über diesen «seltsamen, aber zu Unrecht übersehenen Propheten» und sagte voraus, «dass die Zukunft mehr vom Geiste Gesells als von jenem von Karl Marx lernen wird». Und als das Direktoriumsmitglied der Europäischen Zentralbank Benoît Coeuré vor der sogenannten Geldmarkt-Kontaktgruppe im Frühjahr 2014 einen Vortrag über das scheinbar neue Phänomen der negativen Zinsen hielt, erklärte er den anwesenden Bankern, dass die Idee der negativen Zinsen und der Besteuerung des Geldes auf den Geldforscher Silvio Gesell zurückgehe, der einmal für wenige Tage Volksbeauftragter für Finanzen der Münchner Räterepublik gewesen sei.

Ernst Toller hat viele Reden gehalten in seinem Leben. Bei eigentlich jeder Rede hat man das Gefühl, dass er vor allem zu sich selbst spricht. Dass er sich selbst mühsam ermutigen muss zu dieser grossen Zuversicht, die immer von ihm ausging und für die ihn seine Zuhörer und Leser Bebtten.

Das «Ich bin nicht müde», mit dem unsere Geschichte endet, es ist auch der letzte Satz seiner Autobiografie. Ich habe den Satz so oft gelesen. Man meint zu spüren, dass er nicht stimmt. Hier

beendet ein junger Mann mit dreissig Jahren seinen Lebensroman. Er hat schon zu viele Niederlagen erlebt. Er hat zu grosse Hoffnungen gehabt, die im Luitpoldgymnasium, auf dem Ostfriedhof, vor Dachau endeten. «Ich bin nicht müde» ist der Weckruf an einen, der gerne schlafen möchte. Ausruhen. Schwalben beobachten. Und kämpfen will, weil er kämpfen muss.

Sie waren die Ersten. Sie waren wirklich auf all das nicht vorbereitet nach neunhundert Jahren Wittelsbacher Regentschaft, nach der Niederlage in einem unverlierbaren Krieg. Es gab keine historischen Erfahrungen, auf die sie zurückgreifen konnten. Direkte, permanente Demokratie, Mitsprache von allen bei allem. Herrschaft der Fantasie und der Fiktionen. Sie wollten das Beste und haben Grauensvolles erreicht.

Offiziell wurden nach der Niederschlagung der Räterepublik 606 Tote registriert, 233 Kämpfer der Roten Armee, 335 Zivilisten, 38 Angehörige der Freikorps. Schätzungen gehen von 400 weiteren Toten aus. In den Wochen nach der Niederlage der Revolutionäre wurden 2'200 Unterstützer der Räterepublik von Standgerichten zum Tode oder zu Haftstrafen verurteilt.

In «Eine Jugend in Deutschland» schrieb Toller: «Man darf nicht der Wirklichkeit, die anders sich zeigt, als man sie wünschte, ausweichen und sich entschuldigen, so war es nicht gemeint.»

Aber die Lehre aus all den Niederlagen ist eben nicht, mickrig zu werden, aufzugeben, zu schlafen, gar nicht erst anzufangen.

«Wir lieben die Politik nicht um ihrer selbst willen», sagte er im Juni 1936 auf einem Schriftstellerkongress in London. «Wir nehmen heute teil am politischen Leben, aber wir glauben, dass

es nicht der geringste Sinn unseres Kampfes ist, die künftige Menschheit von dem trostlosen Interessenstreit, der heute ‚Politik‘ genannt wird, zu befreien. Wir kennen die Bedingtheiten unseres Schaffens. Wir sind Pflüger, und wir wissen nicht, ob wir Erntende sein werden. Aber wir haben gelernt, dass ‚Schicksal‘ eine Ausrede ist. WIR schaffen das Schicksal! Wir wollen wahr sein und mutig und menschlich.»

Auch im Exil in New York hielt er weiter seine Reden, auch noch am Abend des 21. Mai 1939. Er hatte über seine Vorgänger Heinrich Heine gesprochen, über Georg Herwegh, Ludwig Börne. Und über jetzt, über die laute, unüberhörbare Stimme der exilierten Autoren: «This voice is so powerful that Hitler cannot drown it by the screams of his rage.» Am nächsten Tag erhängte er sich in seinem Zimmer im Hotel Mayflower.

Er hatte an das Gute geglaubt wie verrückt. Und er hatte gegen alle Vergeblichkeit recht. Diese Geschichte ist nur falsch ausgegangen. Sie ist aber noch längst nicht zu Ende. Müdigkeit ist keine Option.

Bücherliste

- Bertram, Ernst: Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Verlag Georg Bondi, 1922
- Dankeri, Norman: Alois Lindner. Das Leben eines bayerischen Abenteurers und Revolutionärs, Edition lichtung, 2007
- Durieux, Tilla: Eine Tür steht offen. Erinnerungen, Henschel Verlag, 1965
- Gesell, Silvio: «Reichtum und Armut gehören nicht in einen geordneten Staat». Werkauswahl zum 150. Geburtstag. Zusammengestellt von Werner Onken, Gauke Verlag für Sozialökonomie, 2011
- Graf, Oskar Maria: An manchen Tagen. Reden, Gedenken und Zeitbetrachtungen. Werkausgabe Bd. 12, hrsg. v. Wilfried F. Schoeller, List Verlag, 1994
- Graf, Oskar Maria: Das Leben meiner Mutter, List Verlag, 2009
- Graf, Oskar Maria: Wir sind Gefangene. Ein Bekenntnis, List Verlag, 2010
- Grau, Bernhard: Kurt Eisner 1867-1919. Eine Biographie, C.H. Beck, 1991
- Haffner, Sebastian: Die deutsche Revolution 1918/19, Rowohlt, 2008
- Hauschild, Jan-Christoph: B.Traven – Die Unbekannten jahre, Edition Voldemeer, 2012
- Hecht, Ben: Revolution im Wasserglas. Geschichten aus Deutschland 1919, Berenberg Verlag, 2006
- Herz, Rudolf, und Halbrodt, Dirk: Fotografie und Revolution. München 1918/19, Nishen Verlag, 1988
- Hesse, Hermann: Demian. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend, Suhrkamp, 1974
- Hesse, Hermann: Klingsors letzter Sommer, Suhrkamp, 1985
- Hesse, Hermann: Zarathustras Wiederkehr: Ein Wort an die deutsche Jugend und andere Denkschriften gegen den Radikalismus von rechts und links, Suhrkamp, 1993

- Hitzer, Friedrich: Anton Graf Arco – Das Attentat auf Kurt Eisner und die Schüsse im Landtag, Verlag Knesebeck &, Schuler, 1991
- Hofmiller, Josef: Revolutionstagebuch 1918/19. Aus den Tagen der Münchner Revolution, Karl Rauch Verlag, 1939
- Huch, Ricarda: Erinnerungen an das eigene Leben, Kiepenheuer und Witsch, 1980
- Kapfer, Herbert, und Reichert, Carl-Ludwig (Hrsg.): Umsturz in München. Schriftsteller erzählen die Räterepublik, Weismann Verlag, 1990
- Killinger, Manfred von: Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben, Vormarsch Verlag, 1928
- Kiabund: Tagebuch im Gefängnis, Der weltweite Verlag, 1946
- Klemperer, Victor: Man möchte immer weinen und lachen in einem. Revolutionstagebuch 1919, Aufbau Verlag, 2015
- Knauf, Erich (Hrsg.): Welt werde froh! Ein Kurt-Eisner-Buch, Bücher-gilde Gutenberg, 1929
- Kolbe, Jürgen: Heller Zauber. Thomas Mann in München 1894-1933, Orbis Verlag, 2001
- Matzigkeit, Michael (Hrsg.): «... Die beste Sensation ist das Ewige ...». Gustav Landauer – Leben Werk Wirkung, Theatermuseum der Landeshauptstadt Düsseldorf, 2005
- Landauer, Gustav: Der werdende Mensch. Aufsätze über Leben und Schrifttum, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1921
- Landauer, Gustav: Shakespeare. Dargestellt in Vorträgen, Rütten und Loening, 1922
- Mann, Klaus: Ein Kind dieser Zeit, Rowohlt, 2000
- Mann, Thomas: Der Zauberberg, S. Fischer, 1924
- Mann, Thomas: Bruder Hitler. In: An die gesittete Welt! Politische Reden und Schriften im Exil, Gesammelte Werke in Einzelbänden, Frankfurter Ausgabe, hrsg. v. Peter de Mendelssohn, S. Fischer, 1986
- Mann, Thomas: Herr und Hund. Ein Idyll, S. Fischer, 2005
- Mann, Thomas: Tagebücher 1918-1921. Hrsg. und kommentiert von Peter de Mendelssohn, S. Fischer, 2003
- Meyer-Leviné, Rosa: Leviné. Leben und Tod eines Revolutionärs, Hanser, 1982
- Monaco, Marietta di: Ich kam – ich geh. Reisebilder Erinnerungen Porträts, Allitera Verlag, 2002
- Mühsam, Erich: Das seid ihr Hunde wert! Ein Lesebuch. Hrsg. von Manja Präkels und Markus Liske, Verbrecher Verlag, 2014

- Mühsam, Erich: Tagebücher. Hrsg. von Chris Hirte und Conrad Plens, Verbrecher Verlag, ab 2011
- Müller, Hermann (Hrsg.): «Nun nahet Erdsternmai!» Gusto Gräser: Fundstücke einer Biographie, Umbruch Verlag, 2012
- Müller, Hermann: Der Dichter und sein Guru. Hermann Hesse – Gusto Gräser, eine Freundschaft, Gisela Lotz Verlag, 1979
- Niekisch, Ernst: Gewagtes Leben. Erinnerungen eines deutschen Revolutionärs 1889-1945, Kiepenheuer und Witsch, 1958
- Regler, Gustav: Das Ohr des Malchus. Eine Lebensgeschichte, Stroemfeld Verlag, 2006
- Rilke, Rainer Maria: Briefe an die Mutter, Insel Verlag, 2009 (sowie zahlreiche andere Briefwechsel)
- Rilke, Rainer Maria: Gedichte 1910-1926. In: Kommentierte Ausgabe in vier Bänden, Bd. 2., hrsg. v. Manfred Engel und Ulrich Füllehorn, Insel Verlag, 1996
- Scharffenberg, Renate, und Schnack, Ingeborg: Rainer Maria Rilke: Chronik seines Lebens und seines Werkes. 1875-1926, Insel Verlag, 2009
- Schmölze, Gerhard (Hrsg.): Revolution und Räterepublik München 1918/19 in Augenzeugenberichten, dtv, 1982
- Schoeller, Wilfried E: Oskar Maria Graf. Odyssee eines Einzelgängers. Texte, Bilder, Dokumente, Büchergilde Gutenberg, 1994
- Slominski, Michail: Eugen Leviné. Erzählung. Übersetzt aus dem Russischen von Erich Salewski und Sepp Schwab, Dietz Verlag, 1949
- Spengler, Oswald: Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Bd.1 und 2, C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1922/23
- Stifter, Adalbert: Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842. In: Gesammelte Werke in 14 Bänden, Birkhäuser Verlag, 1962-1972
- Toller, Ernst: Eine Jugend in Deutschland, Querido Verlag, 1933
- Toller, Ernst: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Im Auftrag der Ernst-Toller-Gesellschaft hrsg. von Dieter Distl, Martin Gerstenbräu, Torsten Hoffmann, James Jordan, Stephen Lamb, Peter Langemeyer, Karl Leydecker, Stefan Neuhaus, Michael Pilz, Kirsten Reimers, Christiane Schönfeld, Gerhard Scholz, Rolf Selbmann, Thorsten Unger und Irene Zanol, Wallstein-Verlag, 2014
- Viesel, Hansjörg: Literaten an der Wand. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller, Büchergilde Gutenberg, 1980

Weber, Thomas: Wie Adolf Hitler zum Nazi wurde. Vom unpolitischen Soldaten zum Autor von «Mein Kampf». Übersetzt von Karl Heinz Siber und Heike Schlatterer, Propyläen, 2016

Wolfenstein, Alfred von: Die Erhebung. Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung, S. Fischer, 1919